



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

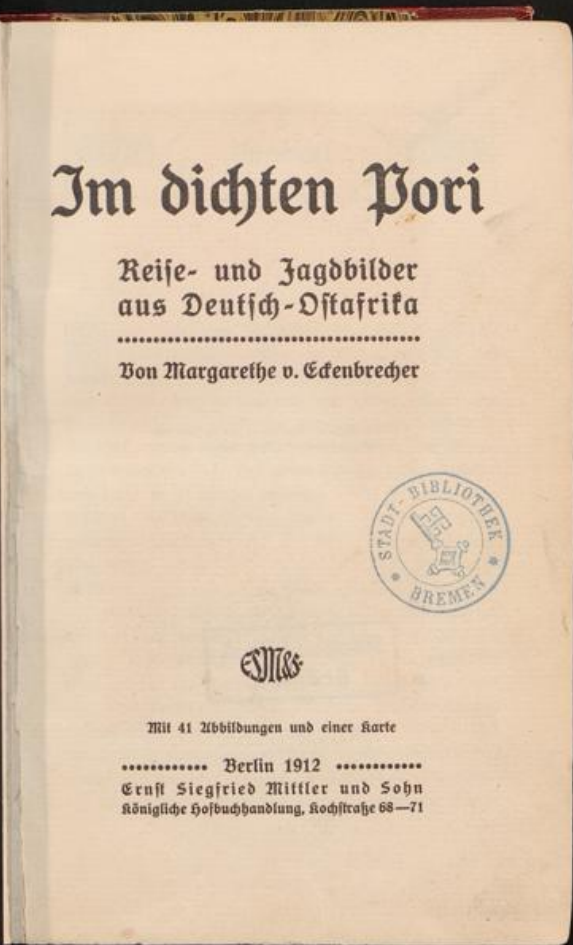
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Im dichten Pori

Eckenbrecher, Margarethe von

Berlin, 1912

urn:nbn:de:gbv:46:1-8187



Im dichten Pori

Reise- und Jagdbilder
aus Deutsch-Ostafrika

Von Margarethe v. Eckenbrecher



Mit 41 Abbildungen und einer Karte

..... Berlin 1912

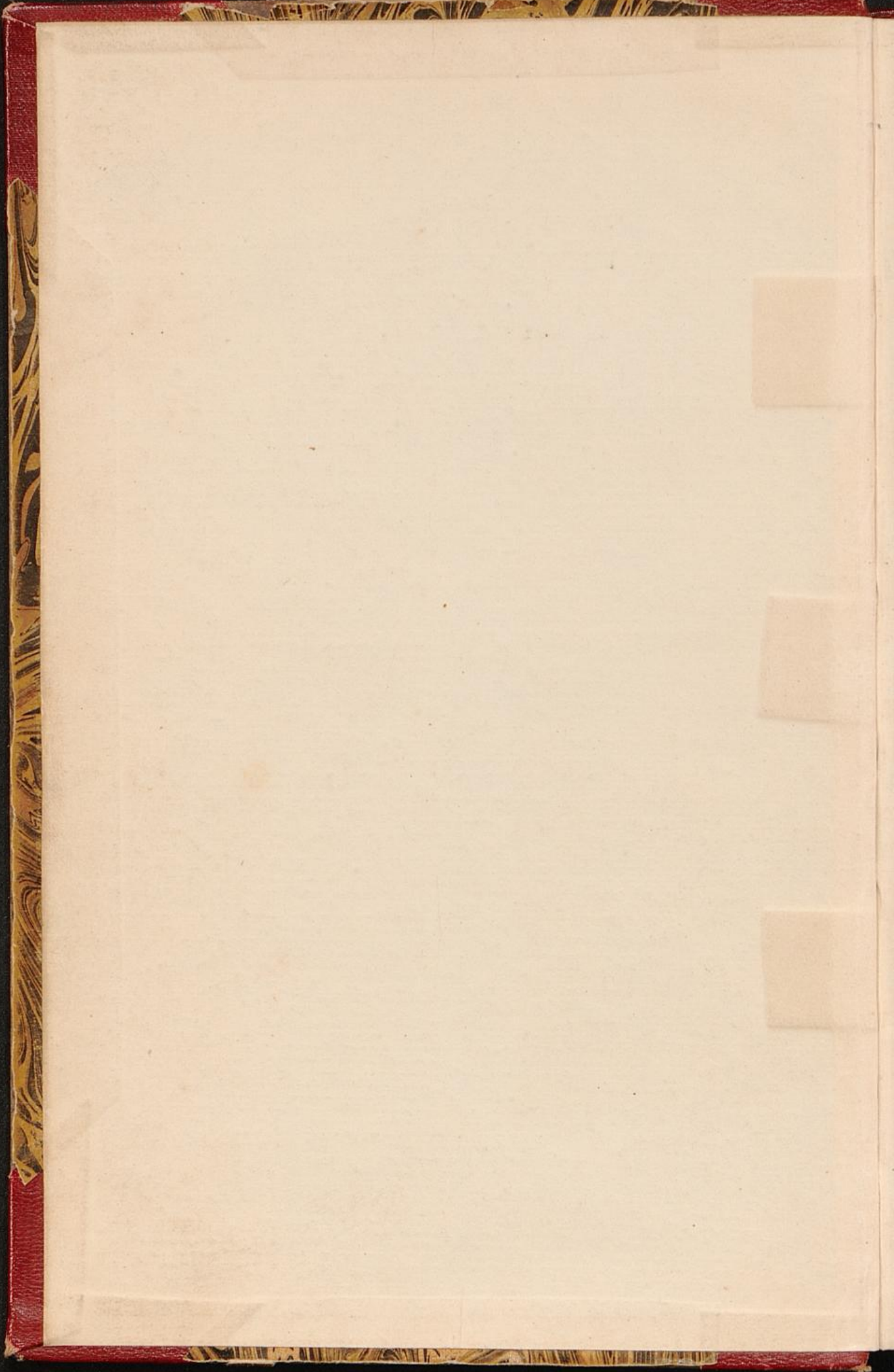
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68-71

recher,
schlen
peri

01

H

5204



V. 2. c. 3989.

1798 - 2 - 4



Margarethe v. Geelmbrecht.

Im dichten Pori

Reise- und Jagdbilder
aus Deutsch-Ostafrika

.....

Von Margarethe v. Eckenbrecher



ESM&S

Mit 41 Abbildungen und einer Karte

..... Berlin 1912


Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Überföhrungsrecht sind vorbehalten.

01.H.5204

Staatsbibliothek
Bremen

AM 7675



Vorwort

Gieben Jahre sind seit meiner Rückkehr aus Südwestafrika verflossen. Wie ein Traum liegt jene Zeit hinter mir. Aber durch all die Jahre hier in Deutschland begleitete mich die Sehnsucht nach drüben. Wann wird sie schweigen? Wen die Sirene einmal gefangen, den hält sie. Inmitten tosenden Lebens, inmitten tiefer Einsamkeit tönt ihr lauter dringlicher Ruf. Und wenn man sich endlich bescheidet und denkt, sie ist schlafen gegangen — all die vergeblichen Wünsche, die Enttäuschungen haben so müde und mürbe gemacht —, ruft sie dennoch wieder, die Stimme der Sehnsucht. Wer von all denen, die draußen waren, könnte sich ihr verschließen?

So kam es, daß ich die Vorgänge in Südwest auch aus der Ferne mit regster Teilnahme verfolgte. Dort hatte der Herero- und Hottentottenaufstand große Umwälzungen zur Folge gehabt. Das alte, romantische Südwest hat einem neuen praktischen Lande mit anderen Menschen, Verhältnissen und Lebensbedingungen Platz gemacht. Trotzdem wäre ich gern wieder hinausgezogen, um mit frischem Mute das Glück noch einmal zu versuchen. Fernab vom Getriebe der Menschheit, von der bedenklichen Halbkultur eines neuen Landes hätte ich

wohl den zähen Kampf ums Dasein auf eigener Scholle aufnehmen mögen.

Oft bin ich gefragt worden, weshalb ich so gern draußen war, und warum es mich trotz aller Not und Entbehrungen wieder nach drüben zog: Es ist die Arbeit, die sich selber belohnt, und die hohe Befriedigung, seine eigene Person einzusetzen in dem großen Kampf. Es ist die goldene Freiheit, die ruft und aus der Enge lockt.

Nun sehe ich wehmütig zu, wie sich mein altes Südwest, das mir so viel gab, weiter entwickelt, aber wie es andere sind, deren Pflugchar statt der unsrigen das Erdreich dort durchzieht. Jetzt bereits gilt es als unsere erste Auswandererkolonie. Nicht nur die Männer finden dort ihr Weiterkommen, auch die Ausichten und Existenzmöglichkeiten der Frauen sind gute in klimatischer sowohl als auch wirtschaftlicher Beziehung. Nicht lange mehr wird es dauern, so wird dort drüben ein Neu-Deutschland erstehen. Es wird ein Geschlecht aufwachsen, frei und groß und kräftig, dem das einzig schöne Land zur dauernden Heimat wird, das sie lieben, für das sie arbeiten und an dem sie mit aller Zähigkeit ihres deutschen Herzens festhalten. Dort werden sie sterben wollen und begraben sein, und ihre Kinder und Kindeskinde werden mit gleicher Liebe die vom Vater ererbte Scholle bebauen und stolz darauf sein. Ein Land, um das so viel Blut und Tränen geflossen sind, das muß eine solche Zukunft haben.

Blieb mein heißester Wunsch, für immer nach Südwest zurückzukehren, unerfüllt, so preise ich doch das Geschick, daß es mir statt dessen nach siebenjährigem Harren gönnte, meinen Mann, der vor drei Jahren schon einmal allein in

Ostafrika war, dorthin zu begleiten, mit ihm die Wunder des Orients, der Tropen zu schauen, weit in die Einsamkeit Ostafrikas zu flüchten, in die große Wildnis, ins dichte Pori. Und mit uns zog die leise Hoffnung, in Ostafrika das zu finden, was uns Südwest durch den Aufstand genommen.

Wer mit den Eindrücken Südwests den Boden unserer ostafrikanischen Kolonie betritt, dem tut sich hier eine ganz neue, andersartige Welt auf, die ihren Charakter empfängt durch den Zauber wie durch die Gefahren des tropischen Klimas.

Flach und reizlos ist die südwestafrikanische Küste; mühevoll ist das Landen in den wenig guten Häfen. Flatternd ziehen die Nebel und die Brandung türmt im donnernden Schwall die haushohen Wellenberge. Öde und ungasstlich ist der Strand, auf dem der Wind die hohen Dünen baut. Mühsam werden sie überwunden von der schnaubenden Lokomotive, vom schwerfälligen, schwankenden Ochsendgespann. In tiefen blauen Schatten liegen die Tafelberge, grün umsäumt sind die Läufe der Riviere. Die Akazie breitet ihre schirmähnliche Krone, goldgelb schimmert der Kameldorn. Im fahlen Grün stehen die starren Milchbüsche. Das ganze Land erscheint herb und trozig. Aus den Raffernpontoks steigt der Rauch, blökend ziehen die Herden dem heimatischen Kraale zu. Der Blick schweift über endlos sich deh nende Weiten.

Ostafrika ist ansprechender. In leisem Singen schlagen die Wellen an die stillen Buchten; in seltener Üppigkeit stehen Bäume und Büsche. Überall ist ein Duf ten und Blühen, eine Fülle, eine Mannigfaltigkeit, eine Weichheit in Farben und Formen. Aus den Gärten der Eingeborenen tönen Gesang

und Geschrei, und auf einsamer Straße zieht die Karawane schwerbeladen mit den Schätzen dieses reichen Landes. Anfangs war es mir, als ob ich vor einem großen, schönen Bilde stände, das der Künstler in allen Teilen gleichmäßig ausgeführt. Über dem Beschauen und Bestaunen des Einzelnen vermischte sich der Gesamteindruck. Ich hatte förmlich Heimweh nach den Weiten Südwests, bis sich mir im Inneren, im Bori, die Reize Ostafrikas voll erschlossen. Erst allmählich lernte ich dies Land verstehen.

Es ist eine reiche, schöne Kolonie, in der deutsche Energie und Arbeitsfreudigkeit bereits unglaubliches geleistet haben. Meilenweite Strecken urbar gemachten Landes zeugen davon. In unabsehbaren Reihen dehnen sich die Sisalpflanzen; die Kautschukplantagen gleichen in ihrer Ausdehnung kleinen Fürstentümern; soweit das Auge reicht, erblickt es Felder, wo die Baumwolle blüht und das schneeige Weiß aus den Kapseln quillt; unsere Schiffe bringen alljährlich eine große Menge Kokosnüsse und Kopra, Erze und Felle nach Deutschland. In den Besitz all dieser Herrlichkeiten teilen sich viele; fast alles sind Aktienunternehmungen und große Gesellschaften, die nur ihre Leiter und Angestellten nach drüben senden, mit zwei- bis dreijährigem Kontrakt und darauf folgendem sechsmonatigen Urlaub. Auch die Offiziere und Unteroffiziere, die zum Schutz und zur Sicherheit des Landes berufen sind, haben die gleichen Dienst- und Urlaubsfristen, ebenso bleiben die Beamten ohne Unterbrechung nur selten länger draußen.

Die meisten der Europäer sind unverheiratet; die weiße Frau trifft man noch selten. Nur in den größeren Hafens-

plätzen Daresalam, Tanga sind einzelne Offiziers- und Beamtenfrauen, hin und wieder auch die Frau eines Kaufmanns oder eines Handwerkers. Auf den Plantagen gehört eine weiße Frau zu den Ausnahmen. Man trifft in Ostafrika keine Frau von der Gattung der Südwesterin, die körperlich mitarbeitet, reitet und jagt oder gar den Ochsenwagen treibt. Das ostafrikanische Klima erschläfft den Körper. Nur in der ersten Morgenfrische oder in der beginnenden Nachmittagsfühle wagt sie sich heraus. Die Frau wirkt im Haus, hat die Oberaufsicht über dieses und vielleicht auch über den Garten.

Deshalb müssen wir die Frauen, die nach Ostafrika gehen, doppelt bewundern. Hier wirken in erster Linie die Krankenschwestern, die die Anstrengungen ihres selbstlosen Berufes in den Tropen nicht scheuen, die katholische Nonne weit drin im Innern, die im seltensten Falle Deutschland wieder sieht, die Missionarsfrau auf einsamem Posten. Wie segensreich ist das Walten der Pflanzers- und Farmersgattin; ihr guter Einfluß reicht oft weit über die Grenzen ihrer Besizung hinaus, und willig beugen sich ihm die oft etwas rauhen Afrikaner. Wie warm wird die Offiziers- und Beamtenfrau begrüßt, die ihren Mann auf seinen Dienststreifen begleitet und alle Strapazen und Mühsale mit ihm teilt.

Leider lassen sich noch viele Frauen durch die gesundheitlichen Gefahren, die das Klima mit sich bringt, abschrecken, hinauszuziehen. In rastlosem Eifer aber arbeiten Regierung, Forscher und Gelehrte an den hohen Aufgaben, die ihnen durch jene erwachsen. Je mehr es gelingt, diesen Gefahren zu begegnen, desto mehr weiße Frauen werden getrost hinaus-

wandern können, den in harter Berufs- und Pionierarbeit stehenden Männern den Segen heimischer Art und Sitte zu erhalten.

Von großen Taten kann ich diesmal nicht berichten, nicht von Kriegen und Kämpfen, von Aufstand und Not; aber erzählen will ich von der Stille und Größe der ostafrikanischen Einsamkeit, vom Reiz des Marsch- und Lagerlebens, von den Tieren des Pori und von der Jagd, so wie ich sie schaute als Frau. Dies Buch soll versuchen, Ostafrika insbesondere unseren deutschen Frauen näher zu bringen, auf daß ihr Interesse erstarke auch an diesem, unserem schönen, deutschen Besitztum. Und gelingt es ihm, hierzu beizutragen, so hat es seine Aufgabe erfüllt.

Braunschweig, Herbst 1911.

Margarethe v. Edenbrecher
geb. Hopper.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	III
I. Ausreise	1
Mombassa—Daresalam	23
Vindi	26
Auf Kitwetu	32
II. Am Mbenkuru	36
Haya! Safari!	36
Tendaguru	42
Beim Jumben Omare	46
Auf dem Wege nach Namwiranye	60
Namwiranye	64
Am oberen Mbenkuru	82
Lagerleben	84
Ein stiller Tag	95
Eine verunglückte Flußpferdjagd	101
Was das Pori gab	105
Mitonone	112
Auf dem Rückmarsch	117
Beim Akiden Sadallah	120
Am Mtoë-See	121
Auf dem Rückweg nach Vindi	124
III. Zum Kovuma	130
Über das Makonde-Plateau	130
Kidede	144
Mjimba	152
	IX

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Stromauf bis Matiu	158
Ripapa	164
Bangala	172
Marumba	180
Das Büffellager	203
Zurück nach Bangala	214
Auf dem Rückmarsch	226
Beim Affiden Matola	227
In Nakaams Bereich	233
Auf der Mission der weißen Väter in Ndanda	236
Heimkehr	241

Verzeichnis der Abbildungen.

	Neben Seite
Titelbild: Margarethe v. Eckenbrecher.	
Tafel 1: Port Said. — Aden. — Mombassa	16
Tafel 2: SuahelisträÙe in Lindi. — HauptsträÙe mit Kasuarinen in Lindi	32
Tafel 3: Der Mbenturu. — Porembsths Zelt	40
Tafel 4: Träger mit Ngomatrommel und Affen. — Unsere Küche	48
Tafel 5: Die Herren Boys. — v. E. auf dem ersten Elefanten	56
Tafel 6: Elefantentanz. — Erlegtes Zebra	64
Tafel 7: Unsere Führer Buschiri und Mzee. — Barra- barra, Matondeplateau	80
Tafel 8: Das Krokodil wird abgedeckt. — Erlegter Leopard. — Unsere Karawane	104
Tafel 9: Mattenflechtereie. — Der sterbende Wald, Matonde- plateau	128
Tafel 10: Matondefrauen mit LippenpfloÙ. — Wasserstelle am Fuß des Matondeplateaus	136

X

I. Ausreise

Wähntest du etwa, ich sollte das Leben hassen,
in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blüenträume reiften?
Goethe.

Bu einer großen Reise gehört Geld. Wir rechneten nach, und siehe, es ging, wenn wir vernünftig und sparsam waren. Fand sich nun gar jemand, der sich uns anschloß, dann verringerten sich die Unkosten, und man konnte sich sogar einen gewissen Luxus gestatten. Wir hatten Glück, denn ein Offizier der Braunschweiger Garnison, Oberleutnant v. Porembsky, der ein eifriger Jäger war, erklärte sich bereit, uns zu begleiten. Er hat die ganze Expedition mit uns gemacht, alle Mühsale und Fährnisse, aber auch allen Erfolg mit uns geteilt, und aufrichtige Freundschaft verbindet uns.

Zuerst wurden die Eltern von dem Plan benachrichtigt, der begreiflicherweise nicht ganz ihre Billigung fand. Mir wurde der Entschluß besonders schwer, mußte ich mich doch von meinen beiden Kindern trennen. Dann ging es an die Vorbereitungen. Lange Listen von Sachen, die zu beschaffen waren, wurden aufgestellt und wieder verworfen; mit Kaufleuten und Lieferanten wurde verhandelt. Es gab ja so vieles zu bedenken.

Die Reise sollte mit dem Dampfer bis Lindi gehen, den zweit-südlichsten Hafen von Deutsch-Ostafrika. Von dort aus wollten wir mit der Trägerkarawane ins Innere, zuerst um uns einzugewöhnen und zu trainieren zum Mbenkurufluß und Mkoë-See, dann über das Makondeplateau ins Gebiet des Rovuma, zum Lukuledi und von dort zur Küste zurück. Die

Expedition sollte von Lindi ab ungefähr vier bis viereinhalb Monate dauern.

Die Hauptausrüstung bestand aus einem Dreilastenzelt für uns, aus einem zweilastigen für unseren Begleiter. Bettstellen, Matratzen, Kissen, Decken, Stühle, Tische, Waschgefäße, Badewannen, alles wurde denkbar praktisch und für den Trägertransport eingerichtet. Besondere Freude machte mir das Zusammenstellen der Küchenkiste und des Menagekorbes. Eine Scheinwerferlaterne für Petroleum, mehrere andere Laternen, Verbandzeug, chirurgisches und anatomisches Besteck, Raubtierfallen usw. vervollständigten unsere Ausrüstung. Die nötigen Fleisch-, Gemüse-, Obst-Konserven, Drogen, Milch, Butter usw. bezogen wir von Braunschweiger Firmen.

Mein Mann hatte ein 88 er Gewehr noch von Südwest her, dazu kam noch eine Elefantenbüchse (Mauser Kaliber 11,3) und eine Schrotflinte. In ähnlicher Weise war Porembsky versehen. Ich bekam ein 98 er Jagdgewehr geschenkt. Die Geschosse waren zum Teil Vollmantelgeschosse, zum Teil hatten sie Bleispitzen.

Die bekannte Firma Zeiß in Jena stellte mir in der liebenswürdigsten Weise eine Universal-Palms-Kamera mit Teleobjektiv zur Verfügung, und die Eisenberger Trockenplattenfabrik 60 Duzend Platten, um ihre Tropenbrauchbarkeit zu erproben. Die Kamera arbeitete mit größter Zuverlässigkeit. Ihr verdanke ich etwa 800 Bilder. Die Platten waren großem Klimawechsel, der Feuchtigkeit und der Sonnenhitze ausgesetzt; sie bewährten sich gut und schleierten nicht. Die wenigsten habe ich in Afrika entwickelt.

Alle diese Vorbereitungen erforderten viel Zeit und Überlegung. Alles mußte in Trägerlasten zu 60 Pfund verpackt werden. Die Kisten mußten fest und doch nicht zu schwer sein,

abgerundete Ecken haben, damit die Träger sich nicht daran verletzen konnten, mußten verschraubt sein und Scharniere und Schlösser beigepackt erhalten, die man in Lindi ohne große Mühe gleich befestigen konnte. Nun wurde der Inhalt verteilt. Man konnte auch nicht in jede Kiste Waren derselben Gattung packen. Denn wir mußten daran denken, daß wir schwierige Stellen, Abgründe im Gebirge und Flußübergänge zu überwinden hatten. Wie leicht konnte dabei eine Last verloren gehen. Wenn wir nun z. B. die Apothekerkiste mit allem Chinin und Verbandzeug, die Wurstkiste, die Milch oder gar die Patronen und Platten vollständig eingebüßt hätten! So kam von allem etwas in eine jede Kiste. Das hatte auch noch den Vorteil, daß ich auf der Kiste nur eine beschränkte Anzahl zu öffnen brauchte. Gut Buch mußte dabei geführt werden, um möglichst Irrtümer zu vermeiden.

Endlich waren wir damit fertig. Dann erst kam unsere persönliche Ausrüstung, wenig aber praktisch. Für den Marsch Breeches, hohe, feste, benagelte Stiefel, Ledergamaschen, dazu eine grüne Joppe, Filzhut. Für die Kiste und die Kiste, oder wenn es darauf ankam, einen Gimmarsch in ein großes Dorf recht feierlich zu gestalten, weiße Sachen und Tropenhut. Dies galt für uns alle drei.

Unsere Abreise war auf den 21. Mai 1909 festgesetzt. Wehmütig war der Abschied von den Lieben. Gingen wir doch einer langen Trennung, vielen Mühsalen und Gefahren entgegen. Schluchzend lagen meine kleinen Söhne in ihren Betten. Dann brauste der Gilzug nach Hamburg.

Hier gab es nicht viel Zeit zum Nachdenken und Kopfhängenlassen, es galt Fahrscheine und Papiere in Ordnung zu bringen, die Frachtbriefe usw. durchzusehen und das Gepäck an Bord zu besorgen. Wir fuhren zum Hafen hinaus nach dem

Petersenkai, wo schlank und weiß die „Prinzessin“, eines der schönsten Schiffe der Ostafrikalinie, lag. Die Abfahrt war auf 4 Uhr nachmittags festgesetzt. Viele Verwandte und Freunde gaben uns das Geleit. Die Sirene piff so laut, daß das Schiff zu zittern schien. Die erst neu zusammengestellte Matrosenkapelle spielte mißtönig: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus.“ Langsam schleppte uns das kleine Lotsenboot aus der Elbe. Nach fünf Stunden erst lagen wir vor Rugshafen. Am Abend, als die fernen Lichter der Küste aufblitzten, die Leuchttürme ihre Streifen weißen Lichtes weithin sandten, da blieben wir noch lange an Deck. Am dunkeln Himmel löste sich langsam eine Sternschnuppe und tauchte mit glänzendem Schweif, einer großen Bogen beschreibend, am Horizont unter.

Die erste Nacht an Bord war unruhig. In der Kabine war es eng und stickig. Man brauchte Zeit, um sich daran zu gewöhnen. Am anderen Morgen lag das Wasser spiegelglatt vor uns. In schöner, ruhiger Fahrt bei leuchtendem Sonnenschein erreichten wir am Nachmittage Hoek van Holland. An Windmühlen, fetten Weiden mit scheidigen Röhren, Wassergräben ging es vorbei, und um 6 Uhr lagen wir auf der Reede von Rotterdam.

Zwei Tage mußten wir hier bleiben, weil viel Ladung einzunehmen war. In der Zeit besuchten wir Rotterdam, den Haag und Scheveningen. Auf den späten Nachmittag des zweiten Tages war die Abfahrt festgesetzt. Allmählich hatte sich die Sonne hinter einer bleiernen Wolkenwand verkrochen. Das Barometer sank. Der erste Offizier verhiß eine steife Brise. Bald zerrte auch der Wind an den Rahen. Die Segel der Leichter schlug er hin und her. Unser blauweißer Wimpel, der „Blaue Peter“, das Zeichen, daß wir am selben Tage den Hafen verlassen würden, hing bald in Fetzen.

So wurde die Weiterreise recht ungemütlich. Ein feiner Sprühregen vertrieb uns von Deck. In den Kabinen war es feucht und kalt. Die „Prinzessin“ schlingerte und rollte. Über das ganze Vorderdeck tosten gewaltige Wellen. Alle Luken mußten dicht verschlossen werden. Früh begab ich mich zur Ruhe. Nur langsam kamen wir in dieser Nacht weiter, weil zu viel Wasser über Deck ging. Unausgesetzt klang in kurzen Zwischenräumen das Klatschen der Wellen. Am nächsten Morgen waren nicht viele Passagiere zu sehen, die meisten lagen seekrank in den Kabinen, die übrigen, in die roten Decken der Ostafrikalinie gewickelt, stumpfsinnig im Windschutz auf den bequemen Stühlen. Auch bei mir machte sich ein großes Unbehagen bemerkbar. Ich fror sehr und hatte Kopfschmerzen. Ganz still lag ich und allein, und durch das Bullauge der Kabine sah ich bis zur Ermüdung das ewige Auf und Nieder der graugrünen Wogen.

Auch die folgende Nacht war böse. Wir hatten uns westwärts gewendet. So trafen uns die Wellen mit gewaltigem Krach. Das ganze Schiff ächzte und stöhnte. In das Knarren mischte sich das kräftige Arbeiten der Maschine. Ich lag schlaflos und horchte auf die wilde Musik. Da wurde es auch in unserer Kabine lebendig. Mit mächtigem Ruck sauste der Kabinenkoffer von seinem Platz, um über die Tropenkoffer herzufallen. Bei dem nächsten Anprall rächten sich diese und rücktem ihrem blanken Kameraden zu Leib. Da konnten die Flaschen und Fläschchen sich nicht mehr halten vor Lachen und stimmten mit großem Zittern und Geklirr in den allgemeinen Lärm mit ein. Die dicke Franzbranntweinflasche plakte vor lauter Vergnügen, und auf der blanken Mahagonipolitur bildeten sich milchige Straßen. Tropf, tropf weinte sie den ganzen Spiegel entlang. „Glück, glück, das kommt davon,“ sagte die

vornehme Kognakflasche beherrscht und schwankend in der Sofaecke und hütete sich, es ihr nachzutun. Neugierig öffnete sich die Schranktür und die Smokinghose, schwarz und feierlich, wankte heraus, um sich beim nächsten Anprall wieder zurück-zuziehen. Das hatten meine Kleider bemerkt, und schon fingen sie auch mit Kokettieren an. Müde und amüsiert sah ich dem tollen Mummenschanz eine lange Weile zu.

So verrannen die Stunden. Ich schlief ein. Erst die Klänge der Kapelle rissen mich aus meinen Träumen. Die armen Musiker waren immer noch nicht eingespielt. Ein jeder hatte fürs erste noch seinen eigenen Kopf und Takt, den er für den maßgebenden hielt. Sie spielten den beliebten Kanzelewalzer aus dem Walzertraum: „Leise, ganz leise zieht's durch den Raum.“ Und dabei war man seekrank.

Den Tag darauf ging es mir besser. Gegen 2 Uhr stand ich auf. Der Lotse kam an Bord, um uns nach Southampton-Docks zu bringen. Die „White cliffs of England“ sahen wir, dann die „Seven Sisters“, deren eine einen hohen, schönen Leuchtturm trägt. Weiter leuchteten die hellen Häuser von Hastings und Eastbourne. Im lichten Grün prangte die „Isle of Wight“. Kurz darauf lagen wir am Southampton-Pier. Hier fiel uns gleich die englische Ordnung auf. Der große Zollschuppen war sorgfältig gesäubert; vor seiner eisernen Tür hielt ein baumlanger „Policeman“ im Raupenhelm und Regencape Wache.

Es herrschte zwar kein Sturm, doch war noch durch den Wind vom Tage vorher gewaltige Dünung. Es gab keine Möglichkeit, die Luten zu öffnen. Der feuchte, mit Öl und Teer vermengte Schiffsgeruch war höchst unangenehm für die widerspenstigen Nerven. Noch einen Tag schleppten wir uns weiter in schlechter Stimmung. Allmählich hörte das Schlingern

und Rollen auf. Dafür lag aber die See bleiern da. Bleifarbig war auch der Himmel. Schwarz und schwer zog der Rauch der Schornsteine. Hin und wieder bekamen wir in der schwimmenden Ferne die französische Küste zu sehen. Gegen Abend freuten wir uns über das große Blinkfeuer bei Kap Finisterre. Mit einem Male war es verschwunden. Wie ein Schleier wogte die Luft. Plötzlich verschob sich alles. Selbst die nächsten Gegenstände wurden unklar. Ein greulicher Nebel lagerte sich über dem Wasser und spann alles in seinen unheimlichen, dichten Mantel. Sofort wurde die Maschine auf halbe Fahrt gesetzt. Die Sirene stieß einen dumpfen Angstruf aus. Er klang wie ein Kind schreit, wenn man ihm die Hand vor den Mund hält. Ganz weit antworteten die anderen Schiffe, die den Ruf vernommen.

Langsam schob sich die „Prinzessin“ weiter. In kurzen Pausen tönte die Sirene. Wir saßen im Rauchzimmer in unserer gemütlichen Ecke und erzählten uns Afrikageschichten. Der Nebel nahm immer noch zu und dichtete sich, und mit ihm wuchs auch die Dunkelheit. Sie schien um uns zu wogen wie ein großes, flatterndes Gespenst. Immer öfter rief die Sirene. Jedesmal fuhren wir zusammen, und es war, als ob für den Augenblick der Herzschlag aussetzte. Lieber will ich Sturm haben, lustigen, tollen, der das Wasser auf das Deck wirft, der die Luftschächte absägt und die Fässer eindrückt; dem Schornstein oben an der Spitze mag er vom schäumenden Gisch einen Kristallkranz aufhängen. Lieber laß ich mir blaue Flecken stoßen und halte mich mit klammen Fingern an der Reling fest; lieber sehe ich in den kochenden Strudel und in den tiefen Abgrund, der sich auftut, um einen haushohen Wellenberg zu bauen. Aber still liegen im Nebel, der so kalt und undurchdringlich alles umfaßt, der das Leben lähmt und Schweigen bringt, das ist schrecklich, unerträglich. Da, in dichtester Nähe

wälzt sich ein unheimlicher Kolosß an uns vorbei. Der Klage-
laut der Sirene zittert durch die Stille. Andere Stimmen ant-
worten so geisterhaft, so grauig. Alles klingt so weit weg,
so dumpf, als ob man im Grabe läge und nicht mehr teil haben
dürfte an dem lauten, pulsierenden Leben da draußen.

Nach Mitternacht wich der Nebel. Scheu wagten sich einige
Sterne hervor. Schemengleich glitten graue, schwarze Ge-
spenster-schiffe mit winzigen, gelb und rot schleiernden Lichtern
an uns vorüber.

Der nächste Morgen brachte uns grünes Wasser vom
hellsten durchsichtigsten Smaragd bis zum tiefdunkelsten Grün.
Über all dem Bogen und Schwinden tanzten die glitzernden
Schaumkronen. Möwen mit blanken Flügeln folgten uns.
Luftig tummelten sich zahllose Delphine im klaren Wasser. Bald
schwammen sie in langer Reihenfolge dicht hintereinander. Nur
ihre Rücken- und Schwanzflossen sah man — die berühmte See-
schlange. Bald schlugen sie Purzelbäume in den spritzenden
Wellen, daß ihre weißen Bäuche leuchteten. Dann wieder
schossen sie im bunten Tanz um den Vorderstevan des Schiffes.

Schon am Nachmittag sahen wir den Dunststreifen der
portugiesischen Küste. Als wir näher kamen, brach die Sonne
durch. Sie lachte und freute sich; Himmel und Meer erblauten.
Und die Luft wurde weich und zitternd. Sie flirrte um die
Schornsteine und Masten. Die schlanke „Prinzessin“ wiegte sich
auf den blauen Wellen. Wie ein großer weißer Vogel mochte
sie aussehen. Jetzt waren trübe Stimmung und Seekrankheit
verschwunden. Wir standen an der Reling und schauten und
staunten. Im weißen Schaumstreifen brach sich das Wasser
an der Küste. Sie war schroff und steil und hatte wenig Bege-
tation. Da, wo sie am steilsten war, da trug sie die alte
maurische Zwingburg Cintra.

In großem Bogen fuhren wir in den Tajo hinein. Der schimmernde Turm des alten Klosters Belem leuchtete weithin. Dicht daneben schwelte schwarzer Rauch aus dem Schornstein der Gasanstalt, die in ihrem langweiligen prosaischen Bau aus rotem Backstein die schöne Gegend gründlich verdarb.

Langsam wand sich unser Dampfer zwischen zahllosen anderen Fahrzeugen hindurch. In der Abendsonne leuchtete vor uns Lissabon. In jedem der vielen hundert Fenster blieb sie, bis die ganze Stadt in lodernde Glut getaucht schien. Hoch und weiß stand die Kathedrale von San Vincente darüber. Dann senkte sich langsam, ganz langsam ein zarter purpurner Schleier über das Gewirr der Häuser und Dächer, und es ward Abend. Am Hafen flammten die Lichter auf. Von fern her drangen die Klänge einer Mandoline.

In den beiden folgenden Tagen sahen wir Lissabon, Cintra und Pena, das Sommerschloß des jungen König Manuel, nicht ahnend, wie bald schon das morsche Königtum in Trümmer sinken würde.

An Bord herrschte bei unserer Rückkehr reges Treiben. Unzählige Händler und Hafendarbeiter trieben sich in der Nähe herum. Die Decks waren besetzt von neuen Passagieren und deren Freunden, die zum Abschiednehmen gekommen waren. Langsam setzte sich die „Prinzessin“ in Fahrt. Wundervoll war das Panorama von Lissabon. Weithin leuchteten noch die Felsen von Cintra in der späten Sonne. Allmählich verschwand die Küste. Wir fuhren südwärts.

Bei trübem, umzogenen Himmel und glatter See erwachten wir. Die marokkanische Küste lag vor uns wie ein Streifen. Er verdichtete sich und nahm langsam Form an. Bald baute sich ein anscheinend fahles Gebirge vor uns auf, mit bunten Farbenflegeln, die bei näherer Betrachtung Häuser wurden. Es

waren die kleinen Dörfer um Tanger herum. Tanger selbst liegt an einem flachen Strand. Bei schwerer See ist es fast unmöglich, hereinzukommen. Die Schiffe ankern weit draußen. Wie Nußschalen tanzten die kleinen Boote auf den Wellen, die unserm Dampfer entgegenfuhren. Nur wenige Stunden blieben uns, um Tanger anzusehen. In großer Eile erreichten wir wieder das Boot, denn die „Prinzessin“ hatte uns schon wiederholt durch die Sirene gerufen.

Etwa zwei Stunden nach der Abfahrt von Tanger sahen wir Land zu beiden Seiten des Schiffes. Zwei Erdteile näherten sich einander. Da, wo sie sich am nächsten kamen, da sah es aus, als ob der Atlantische Ozean und das Mittelmeer ineinander flössen. Die große, ruhige Dünung hörte auf. Von zwei Seiten schienen die Wellen aufeinander zu prallen und sich in kleinen, krausen Wellchen aufzulösen.

Das Wetter klärte sich auf, und im Sonnenschein sahen wir das gewaltige Gibraltar, den Schlüssel des Mittelmeeres. Es wirkte überwältigend. Drohend starrten von seiner höchsten Höhe massige Kanonenrohre. Darüber strahlte das Kreuz, nicht das Wahrzeichen des Christentums, sondern das Kreuz zum Auffangen der drahtlosen Depeschen. Wie Schwalbennester klebten die Baracken und Häuser an dem gelben Fels, der an einzelnen Stellen künstlich gestützt wurde. Der Hafen war voll von Kriegsschiffen. Die englische Mittelmeerflotte lag gerade dort vor Anker. Torpedoboote machten Schießübungen. Wir hörten dumpfen Knall und sahen die Geschosse in der Nähe des Zieles einschlagen. Ein aufzischender Wasserstrahl bezeichnete jedesmal die Stelle. Zum Gruß senkte die „Prinzessin“ die Flagge, und weiter fuhren wir, umrauscht von den Wellen des Mittelmeeres.

Am 3. Juni nachmittags erreichten wir Marseille. Große

Kalksteinberge erheben sich am Eingange des Hafens. Auf dem höchsten steht die Kirche der Madonna de la Garde. Von der vergoldeten Kuppel strahlt die Kolossalstatue der Mutter Gottes. In den Armen hält sie das Jesuskind, das seine Händchen segnend über den Hafen breitet.

In Marseille wurden wir länger aufgehalten, als von der Ostafrikalinie beabsichtigt war. Es war seit Tagen schon ein Streik der Matrosen und Dockarbeiter der Messageries maritimes ausgebrochen. Untätig lagen die großen Dampfer dieser Linie in den Docks, weil sie keine Bemannung bekommen konnten. Viele Passagiere, die mit den Messageries maritimes nach Madagaskar wollten, und noch mehr Fracht harrten der Beförderung, die nun die „Prinzessin“ übernahm. Mit fieberhafter Tätigkeit wurde gearbeitet, um den unerwarteten Anforderungen gerecht zu werden. Mit Staunen sah man die riesigen Kisten und Maschinenteile, Säcke und Ballen im Schiffsrumpf verschwinden. Als die Arbeit gerade beendet war, wurden noch 1500 Pakete angemeldet.

Statt vormittags verließen wir daher erst spät nachmittags den Hafen. Mit eigener Kraft fuhr die „Prinzessin“ bis an die große, eiserne Drehbrücke am Ausgang des Hafens. Dort mußten wir noch eine Weile liegen bleiben, bis der enorme Wagenverkehr über die Brücke zurückgehalten werden konnte. Dann schwang sie herum und mit Woll dampf ging es weiter. Im Abendglanz erblickten wir Chateau d'If, das einsame Schloß auf starrem Fels ins Meer hineingebaut. Dumas hat es nicht gekannt, doch im Grafen von Monte Christo hat er in seiner Phantasie ein ähnliches geschaffen. Jetzt ist Chateau d'If übrigens Gefängnis.

Das Mittelmeer ist wunderbar schön. So blau, wie man immer träumt, daß es sein müsse. Wärmer wurde es auch.

Statt des Smokings erschien beim Diner das weiße Meß-dress, vereinzelt tauchten auch schon tagsüber die weißen Tropenanzüge auf.

Durch die große Verspätung in Marseille erreichten wir Neapel nicht zur rechten Zeit. Weit nach Mitternacht fuhren wir ein. Aber wir hatten nichts davon. Dunkle Berge, glimmende Lichter und schwarz schimmerndes glucksendes Wasser.

Unser erster Blick am Morgen galt dem Vesuv. Er lag ganz friedlich. Sein graues Haupt umkränzte eine dünne Rauchwolke. Das Bild war entzückend. In scharfen Linien hoben sich die dunklen Bäume vom Himmel ab. Hell leuchteten die Dächer des Observatoriums. Am Abhang des Berges lagen die Dörfer. In dunkelgrünen Streifen zogen sich Mais- und Weingärten.

Dem Vesuv gegenüber liegt das alte Mönchskloster San Martino. Zu dessen Füßen dehnt sich die schimmernde Stadt. Mir fiel das alte Wort eines begeisterten Italienschwärmers ein: „Neapel sehen und sterben.“ Mit großer Spannung erwartete ich die Stadt, die mich ein wenig enttäuschte. Desto tieferen Eindruck machte mir Pompeji, die alte Totenstadt. Ein tiefer, blauer Himmel spannte sich über ihr aus. Inmitten der gewaltigen Trümmer war ein Dufte und Blühen, und mit lauter eindringlicher Stimme redete die große Vergangenheit.

Als wir von Pompeji und Neapel auf die „Prinzessin“ zurückkehrten, sahen wir viele neue Gesichter. Die Bergnügungspassagiere, die eine hübsche Seereise von Hamburg ab genießen wollten, waren in Neapel von Bord gegangen. Dafür kamen Ostafrikareisende, Schutztruppenoffiziere, Gelehrte, Forscher, Ärzte und Plantagenleute an Bord.

Eine wunderbar laue Nacht senkte sich über Neapel. In leuchtendem Weiß kräuselte sich die Rauchwolke über dem

Besuv. Der Berg war in tiefes Dunkel getaucht. Zu seinen Füßen blitzten die Lichter auf, wie Tausende von Diamanten. Von San Martino her schallte feierliches Glockengeläut. Das schweigende schwarze Wasser ward belebt von zahllosen Booten mit bunten Lichtern und Lampions. Geschmückte Mädchen und kecke Burschen saßen darin; sie spielten Mandoline und sangen. Weit über das Wasser hin klang ihr altes Volkslied: „Santa Lucia“.

Von Neapel ab hatten wir schönes, klares Wetter. Spiegelglatt und tiefblau war die See. Abends sprühten die kleinen Funken im Kielwasser. Wie ein leuchtender weißer Streif zog es weit hinter uns her. Schon änderte sich auch der Sternhimmel. Der große Bär rückte ganz herum. Nach zweitägiger Fahrt kamen wir dicht an Messina vorbei. Die Trümmer waren mit bloßem Auge kaum zu erkennen. Die Zeltdächer waren große, weiße Flecke. Vom Schiffe aus sah die Straße von Messina so eng aus, daß man es kaum für möglich hielt, daß ein Schiff dort hindurchfahren könnte; so weit schiebt sich der gelbe Sand vor. Mit einem Male öffnet sich aber der Durchblick.

Und weiter ging's auf blauer Flut, dem Süden zu. Die Nächte waren feucht und warm. Die Hitze nahm stetig zu. Wie flüssiges Pech lag das Wasser. Kaum daß ein Windhauch die Oberfläche kräuselte. In wolkenlosem Blau strahlte des Tags der Himmel. Nichts tun, nichts denken mochte ich, nur still liegen und träumen.

Vom dritten Tage ab kamen wir in guter Fahrt bei einer leichten Brise schnell vorwärts. Den ganzen Vormittag über konnten wir schon Land beobachten. Um die Mittagszeit erkannte man deutlich die hellen Häuser mit den flachen Dächern. Dann stieg die Statue des Erbauers des Suezkanals, Ferdinand

v. Lesseps, jäh am Ende einer langen Kaimauer vor uns auf; wir sahen Hotels, Stores, Warenhäuser, Schuppen, Läden. Wir gingen in Port Said vor Anker und blieben bis spät abend an Land, um Reiz und Zauber des orientalischen Lebens zu genießen. Als wir zurückkamen, war es an Bord sehr ungemütlich, da Kohlen und Fracht eingenommen wurden. Auch auf dem Vorderdeck wurde rastlos gearbeitet. Dort wurden die Scheinwerfer und die dazugehörigen Maschinen aufgestellt, die die nächtliche Fahrt durch den Suezkanal ermöglichen. Bis weit nach Mitternacht trieben sich noch die Händler an Bord herum, bis sie mit Gewalt das Fallrep hinunter gejagt wurden. Bullaugen, Kabinen, alles war fest verschlossen, denn dem orientalischen Gesindel ist nicht zu trauen.

Endlich hörte das Arbeiten auf. Der letzte Ballen lag wohl verstaut. Die Luken wurden geschlossen. Der Lotse kam, die Anker wurden in die Höhe gewunden, und langsam glitt die „Prinzessin“ weiter aus dem Hafen hinaus, an der dunklen Lessepsstatue vorbei, in den Kanal.

Die glatte Fahrt durch den Suezkanal dauert 13 Stunden. Oft aber werden die Dampfer aufgehalten durch Baggerarbeiten oder durch begegnende Schiffe. Denn an manchen Stellen ist er so eng, daß zwei Schiffe nicht aneinander vorbei können. Auch da, wo er breiter ist, wird signalisiert, welches der sich kreuzenden Schiffe halten soll. Die Gefahr liegt sonst nahe, daß eines gegen das Mauerwerk gedrückt wird und es beschädigt. Aus dem Grunde hatten wir in der Nacht auch schon fünf Stunden stillgelegen.

Ich stand sehr früh auf und ging nach dem Vorderdeck des Dampfers. Voller Bewunderung für Menschenwillen und -kraft betrachtete ich die Wasserstraße vor uns, die zwei Erdteile trennt. Schon die alten Ägypter hatten diesen genialen

Plan gefaßt und ihn auch teilweise verwirklicht. Noch jetzt soll man auf Mauern stoßen, die fast parallel mit dem heutigen Kanal laufen. Die Durchfahrt für die Schiffe ist außerordentlich teuer. Jeder Passagier, ganz gleich, welcher Klasse er fährt, kostet 10 Mark. 35 000 Mark mußte unser Dampfer für die Fracht bezahlen.

Was man zu beiden Seiten des Kanals sah, war nicht sehr abwechslungsreich: feste Mauern, die Böschung, zum Teil durch Riedanpflanzungen und Palmgebüsch gesichert. Dahinter die große Wüste mit ihren bleichen Sanddünen, verödeten Städten und phantastischen Luftspiegelungen. Eine blasse Sonne stand darüber, in dunstige, fahle Wolken gehüllt. Es schien, als ob Gott der Herr seine Hand ausgestreckt hätte, um allmählich alles wieder hinwegzunehmen, was er in Gnaden geschaffen; als ob kraft seines heiligen Willens ein Teil seiner schönen Welt ganz leer und kahl bleiben sollte. Das saftige Gras hört auf zu grünen, und die kleinen bunten Blümchen vergessen das Blühen. Die schlanken Eukalypten mit ihren blassen Stämmen, die Drangen- und Oleanderhaine verdorren. Weiter schreitet er und heißt die Quellen versiegen. Da verschmachten die Sumpfpflanzen und Schilfe, die an den Wassern stehen. Die bescheidenen Palmen vergessen zu wachsen und der wilde Feigenbaum entfaltet nicht länger sein bizarres Blätterwerk. Aber Sand gibt er, dessen Kristalle wie Edelsteine locken und blißen, und verzehrenden Gluthauch, der das Mark in den Knochen vertrocknet, und Sturm und Hitze. Ganz in die Ferne, in dunkle, hohe Wolken da baut Er starre, trockige Berge. Und uns Menschen gibt Er die Sehnsucht zu wandern und zu forschen.

Gar viele Eingeborene sah ich. Sie alle schienen in der Richtung der fernen Berge und Wolken zu reisen; tief beugten sie sich unter den Lasten, die sie trugen. Beduinen im flatternden

Burnus auf flinken Araberpferden, Kamelkarawanen, Fußgänger, so gespenstig groß und düster sahen sie in der gleißenden Lichtfülle aus. Ein altes Lied ging mir durch den Sinn: „Jenseits der Berge, weit zu wandern, sagen die Leute, wohnt das Glück.“

Am Kanal trafen wir hin und wieder die kleinen Schiffstationen mit dem Signalmast. Einige waren wunderhübsch im maurischen Stil gebaut, andere graue Backsteinarten wirkten langweilig. Häufig trafen wir mächtige Bagger bei der Arbeit, um die gefährdeten Stellen vor dem Versanden zu schützen.

Mittags erreichten wir Ismailia, am Eingang des großen Bittersees gelegen. Dies ist ein natürlicher See. An seiner südlichsten Spitze wird der Kanal weitergeführt. Auf dem See war es etwas kühl.

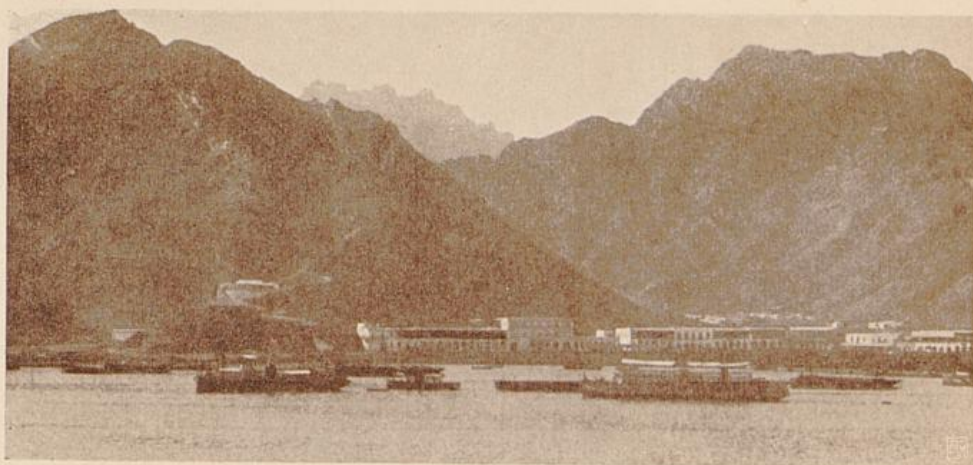
Ungefähr nach dreistündiger voller Fahrt liefen wir wieder in den Suezkanal ein, und mit kaum halber Kraft ging es weiter. Wir fuhren so langsam, daß an den Ufern eine Kinderschar nebenher lief und etwa anderthalb Stunden lang um Brot bettelte. Kleine Päckchen alten Brotes wurden ihnen an Land geworfen. Eine Weile balgten sie sich darum. Wer etwas abbekam, stopfte beide Backen voll, und um so lauter wiederholten die anderen ihr Geschrei.

Am Spätnachmittag erblickten wir Suez in weiter Ferne. Die Häuser bildeten nur kleine, helle Punkte. Vor Steamerpoint, der äußersten Landzunge, gingen wir vor Anker. Es wehte eine steife Brise, und wir genossen in vollen Zügen die erfrischende Luft.

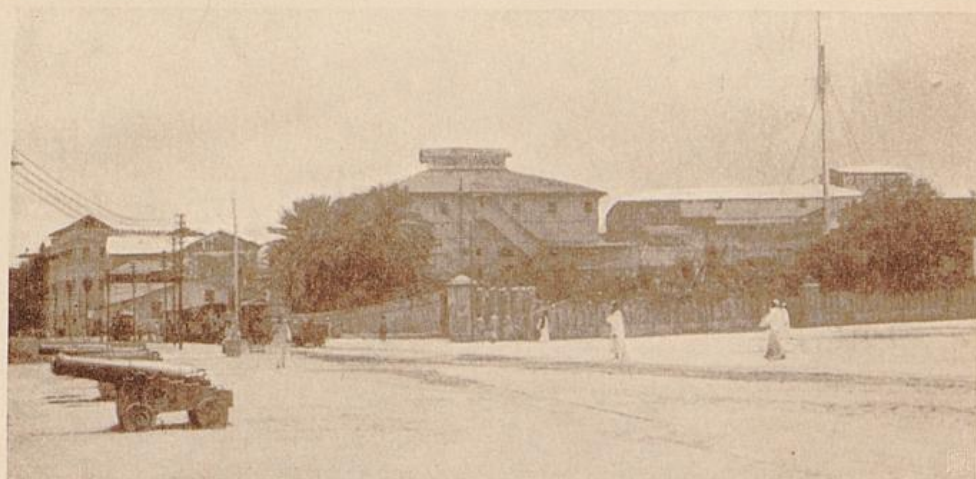
Nach kurzem, dreistündigem Aufenthalt rasselten die Anker, und weiter ging es in die Nacht, in die Hitze des Roten Meeres. Hinter uns war das Land mit der Sonne verschwunden. Der Wüstenwind begleitete uns mit seinem melancholischen Liede.



Port Said



Aden



Bombay

In der dunklen Tropennacht rauschten und sangen die Wellen, und geheimnisvolle Laute und Töne zitterten durch das arbeitende Schiff.

Der Kapitän beruhigte uns mit der lebenswürdigen Erklärung, wir seien in der kühlen Jahreszeit; es lohne sich kaum, den Rock auszuziehen. Unser Königsberger Doktor maß $59,5^{\circ}$ C. Hitze der Sonnenstrahlen und $40,9^{\circ}$ reguläre Hitze. Wir lagen an Deck und wagten nicht, uns zu rühren. Jede Bewegung schien mit Anstrengung verbunden zu sein. Auch bei Tisch lockerte sich die Disziplin merklich. Smoking und Meß-dreß wichen der einfachen, weißen Jacke mit festem Kragen.

Die meisten Herren verbrachten die Nächte oben an Deck. Für uns Damen verbot es sich. Das sogenannte „Kalte Bad“ brachte auch keine Erfrischung. In allen Kabinen summten die elektrischen Ventilatoren, um Kühlung zu schaffen. Ich mag sie nicht; sie wirbeln unausgeseht Staub auf und machen großen Lärm. Ein etwas nervöser Herr wollte das Geräusch mildern und schmierte seinen Ventilator mit Haaröl. Aber dieser rächte sich furchtbar und schleuderte das duftende Zeug in der ganzen Kabine umher; es gab kaum einen Gegenstand, ein Bekleidungsstück, das nicht Fettflecken aufzuweisen hatte.

Wie waren die Nächte so endlos und schwer. Noch unerträglicher wurde die Hitze, als wir die Inseln passierten, die den letzten Rest von Wind aufhielten, zuerst „The two Brothers“, am folgenden Tage „Die zwölf Apostel“ und am dritten endlich „Massaua“, die Nordspitze von Abessinien. Zahllose Möven umkreisten unser Schiff mit heiserem Geschrei. Immer mehr kleine Inseln tauchten in der blendenden, grellen Sonne vor uns auf. Das Meer lag wie tot. Einmal nur trafen wir zwei Fischerboote mit brennendroten Segeln, ein andermal einen schimmernden Leuchtturm auf einsamem Riff.

Fünf Tage dauerte die Fahrt bei durchschnittlich dreizehn Seemeilen in der Stunde, bis wir durch das Tor der Tränen an Perim vorbeifuhren, der uneinnehmbaren Insel, am Ausgang des Roten Meeres gelegen. Sie ist englische Kohlenstation und Strafkolonie für den, der sich in Indien oder Aden etwas zuschulden kommen läßt. Sie ist grenzenlos trostlos und ungesund.

Noch immer schien das Meer wie glänzendes Pech. In der Nacht gegen 2 Uhr trat eine merkwürdige Stille ein. Das Arbeiten und Stampfen der Maschine hörte auf. Es blinkten verschiedene Lichter, rote, grüne. Menschliche Laute drangen von außen herein. Rasselnd bohrten sich die Anker in den Grund. Wir waren in Aden, der englischen Felsenfeste.

Aden bietet einen überwältigenden Eindruck. Starre, zackige Felsen ragen hoch in die Luft. Wie aus Eisen gegossen stehen sie in ihren schrecklichen Formen. Es war, als ob sie sich mit ihren spitzen Zähnen in den noch bleiernen Morgenhimmel bissen. Ihre Schluchten und Spalten erschienen tief schwarz, ein drohendes, unheimliches Felsgewirr. Das Düstere, Unnatürliche ihrer harten Linien wurde nur ein wenig gemildert, als die ersten purpurnen Sonnenstrahlen darüber huschten. In majestätischer Größe und Erhabenheit lagen sie, als ihre Kuppen in goldenen Lichtern funkelten und glühten.

Die kleineren Hügel davor tragen die englischen Befestigungen. Man sah die großen, flachen Scheiben der im Innern versteckten Panzertürme. Da Aden auf dem Heimweg von Indien nach England liegt, so werden alle heimkehrenden indischen Truppen vor der endgültigen Rückkehr noch ein Jahr in Aden stationiert. Erschreckend sehen die Soldaten aus, wachsgelb und hohläugig. Ihre Baracken liegen dicht am Hafen, um die kahlen Hügel herum. Weiter weg sind die der Inder.

Daran schließen sich die Privathäuser, Hotels und Läden. Ganz im Hintergrunde liegt die Araberstadt. Das schönste von Aden sind die Wasserwerke, „Tanks“, gewaltige Staudämme und auszementierte Bassins, hoch in den Felsen gelegen. Jeder Tropfen Regen, der im Gebirge fällt, wird sorgsam dahinein geleitet. Untereinander sind sie durch Treppen und Kanäle verbunden. Wenn sie gefüllt sind, sollen sie mehrere Millionen Liter Wasser fassen können. Dies riesige Werk menschlicher Hände ist um so eindrucksvoller, je öder und trostloser die ganze Gegend wirkt. Keinen Baum, keinen Strauch, kein noch so bescheidenes Blümchen gibt es hier. Rührend ist das Bemühen, am Fuß der Felsen einige erbärmliche Pflanzen zu ziehen. Aber diese winzigen Anlagen sahen so matt und krank aus, als ob der nächste Tag mit seiner Glutsonne ihnen den letzten Rest von Saft und Kraft aussaugen könnte.

Um unseren Dampfer herum lagen zahllose Boote. Ein dicker Araber bot Mustern an, malerisch, aber wenig verlockend. Händler verschiedenster Rassen schrien mit heiseren Stimmen zum Dampfer hinauf. Buntgeflochtene Somalikörbe, Korallen, Perlenketten, Haifischgebisse, Sägen vom Sägefisch, Zigaretten, Früchte, japanische Teeservice, Straußenfedern, alles boten sie an. Bronzefarbene Jungen tauchten nach Münzen, die ins Wasser geworfen wurden. Bettler mit fürchterlichen Wunden und Verkrüppelungen ließen sich heranrudern und greinten um Almosen.

Es wurde doch später, als der Kapitän gedacht, bis man mit dem Verladen fertig war. Eine Menge Deckpassagiere war an Bord gekommen. Somali, Araber, Inder, Wanyamwezi. Das Borderdeck sah wie ein buntes Heerlager aus. In unnachahmlicher Grazie und Faulheit räkelten sich die Frauen. Über sie hinweg turnten kleine dickbäuchige Kinder mit rot-

gefärbten Nägeln an Händen und Füßen. Die Wanyamwezi hockten beieinander und spielten stundenlang Karten. Ihren ganzen Trägerverdienst verspielten sie. Vor dem einen häuften sich schon die Silberrupies.

Da endlich beginnt die Maschine zu arbeiten. Das Schiff antwortet mit Knarren und Stöhnen. Langsam wendet es sich. Wir verlassen den Hafen. Schweren Tagen gehen wir entgegen: der Jahreszeit entsprechend wird bei Kap Guardafui heftiger Monsun mit hohem Wellengang und springenden Böen erwartet.

Genau so kam es auch. 14 Stunden, nachdem wir den Hafen von Uden verlassen, änderte sich das Meer vollständig. Statt der öligen, stillen Flut, die sich nur träge zu beiden Seiten des Schiffes kräuselte, sah man plötzlich ein tückisch graugrün schillerndes Wasser. Ein eigentümliches Knacken und Pfeifen ging durch die Rahen. Fern am Horizont tanzten die Schaumkämme der Wellen wie große, weiße Schwäne. Diese Wellen kamen näher und näher. Noch lagen wir im Schutz des Kap Guardafui: „Hütet euch!“

Somaliland schiebt dies tückische Vorgebirge in zwei Spizen weit ins Meer hinein. Die eine, die falsche Spitze, gleicht einem gewaltigen, ruhenden Elefanten, die andere einem schlafenden Löwen, der den Kopf auf die Takzen gestreckt hat. Wehe dem Schiff, das aus Unkenntnis oder Versehen in den Meeresarm zwischen diese beiden Vorberge läuft. Vor drei Jahren irrte sich ein großer italienischer Schoner. Noch jetzt sieht man sein Wrack. Dieses Irren ist gar zu leicht. Kein Leuchtturm, keine Blinkfeuer helfen dem Schiff den Weg finden in dunkler Nacht. Somaliland ist italienische Kolonie. Aber die Italiener haben keine Macht über das herrische, trotziges Volk, das sein Land den Weißen verschließt. So weigerten sich die Somali, einen

Leuchtturm zu bauen. Als die italienische Regierung es tat, ermordeten sie die Wächter und zerstörten den Turm. Daraufhin vereinigten sich die Reedereien, deren Dampfer das gefährliche Kap zu umschiffen haben, um auf gemeinsame Kosten einen neuen Leuchtturm zu errichten. Jedoch die italienische Regierung verlangte vierzig Soldaten zum ständigen Schutz des Turmes, ohne die sie keine Garantien übernehmen zu können behauptete. Dabei ist es bis jetzt geblieben. Ein jeder Kapitän schätzt sich glücklich, wenn er sein Schiff bei Tage und einigermaßen gutem Wetter daran vorbei bringt. Bei Nacht bleiben die Schiffe weit draußen. Langsam und vorsichtig lotet man sich um das Kap herum. Denn als Ausläufer des Riffes schiebt sich noch eine lange Sandbank weit ins Meer hinein. Läuft ein Schiff auf, so sind die Passagiere machtlos in den Händen der Somali, die sie meist totschiagen und berauben. Neuerdings ist ein Abkommen getroffen, daß die Regierung 5 £ = 100 Mk. für jeden lebend abgelieferten Weißen bezahlt, um auf diese Weise die armen Schiffbrüchigen vor der Wut der Eingeborenen zu schützen.

Wir fuhren glücklich an dem verrufenen Kap Guardafui vorbei. Sobald die tanzenden Wellenkämme das Schiff erreichten, fing es an wie eine Nußschale zu tanzen. Alles, was nicht niet- und nagelfest, war vorher in Sicherheit gebracht. Luken, Bullaugen und Fenster wurden geschlossen und verschraubt, wiewohl die heiße, stickige Luft des Roten Meeres noch in den Kabinen und unteren Räumen brütete. Mit einem Male ging's los. Weißer Gischt kochte über den Bug. Das ganze Vorderdeck stand unter Wasser und immer noch ergossen sich die harten schlagenden Wellen über das Schiff. Wütend prallten sie ans Promenadendeck, das bald von einem Ende zum andern überschwemmt war. Die Deckpassagiere hatten

sich längst in die Gänge und Kombüsen des Vorderschiffes geflüchtet. Stöhnend und beschleunigt brachte manch einer dem Neptun sein Opfer.

In ziemlich flauer Stimmung saßen wir den Abend über beisammen. Hin und wieder mußte man sich festhalten. Ab und zu schoß trotzdem einer im Deckstuhl kopfüber. Wir gingen früh schlafen; ich eilte mich schließlich, so schnell wie möglich in die Kabine zu kommen. In der Magengegend saß schon wieder der unangenehme kalte Fleck. Der Monsun trieb es toll in der Nacht. Im schmalen Bett schleuderte er mich hin und her, daß ich mir überall blaue Flecken stieß. An Schlafen war gar nicht zu denken. Der Widerwillen gegen festes Essen blieb. Kaffe-Toast, Bouillon-Toast, Sodabiskuits. So war es einen Tag und noch einen. Da wurde das Stilliegen doch zu langweilig, mein Buch war auch zu Ende. So entschloß ich mich kurz und stand am Abend auf. Die „Prinzessin“ tanzte noch immer wie toll nach der wilden Musik des Sturmes. Ich eilte an Deck, wo ich verschiedene Leidensgefährten mit demselben tapferen Entschluß traf, der Quälerei in der Kabine ein Ende zu machen. Wir heuchelten uns gegenseitig großen Hunger vor. Einer löffelte sogar brav in einer Gemüsesuppe. Mein Mann brachte mir Rotwein und Früchte. Siehe da, es schmeckte. Bis weit nach Mitternacht saßen wir beisammen.

Drei Tage lang blieb das traurige Wetter. Bleifarbig war der Himmel. Hochauf spritzten die aufgewühlten Wogen. Regenschauer peitschten gegen die Scheiben. Heulend und klagend fegte der Sturm über das Deck. Abends zogen dichte Nebelschwaden über das aufgeregte Wasser. Wir waren daher unendlich froh, als uns der Kapitän versicherte, wir würden am nächsten Morgen Mombassa erreichen.

Mombassa—Daresalam

Ich stand sehr früh auf, um ja die Einfahrt in den ersten afrikanischen Hafen nicht zu verfehlen. Wir hatten frischen Wind und mäßig bedeckten Himmel, dementsprechend angenehme Kühle. Beim Näherkommen unterschied man die von der Brandung tief unterwaschenen Korallenriffe und die wehenden Wipfel der Palmen. Grün waren sie wie die Wellen des Meeres und wiegten sich wie die Wellen. So weit man blicken konnte, bis tief ins Land hinein, erstreckten sich ihre Wälder; in wunderbar klarer, grüner Farbe lag das Wasser.

Die Einfahrt nach Mombassa ist schwierig. Die Bucht ist nicht sehr tief und geht weit ins Land; all die vielen Korallenriffe gestalten sie sehr gefährvoll. Durch hellere Färbung des Wassers erkennt man sie. Manche liegen so dicht an der Oberfläche, daß die Wellen sich daran brechen und wie krause, weiße Schiffonstreifen darüber hinlaufen. Die eigentliche Einfahrtstraße ist durch Bojen gekennzeichnet, und auch am Strande gibt es Markpfähle, die die zu nehmende Richtung bezeichnen. Unter fortwährendem Loten fuhren wir langsam vorwärts nach der anderen Seite der Halbinsel zum zweiten Hafen Kilindini. Mombassa und Kilindini bilden einen großen Ort. Der Hafen von Kilindini ist großartig, sein Becken so umfangreich, daß dort die ganze englische Flotte bequem manövrieren könnte. Es erstreckt sich weit ins Innere des Landes. Wenn man von Mombassa aus eine Stunde mit der Ugandabahn fährt, dort aussteigt und zu Fuß einen kleinen Weg von fünf Minuten macht, erreicht man dasselbe Becken wieder.

Mombassa bildet den Ausgangspunkt für die Ugandabahn. Ihre Hauptbedeutung liegt nicht in der Schönheit der Gegenden, die sie durchquert, sondern in ihrer Wichtigkeit. Sie ver-

mittelt fast ausschließlich den Verkehr nach dem zentralafrikanischen Seengebiet.

Wir benutzten den Aufenthalt unseres Schiffes, um uns Mombassa und vor allem das Fort aus der Portugiesenzeit anzusehen, und blieben bis zum Spätnachmittag an Land. Eine wunderbare Tropennacht brach an. Hoch und hehr stand über uns das südliche Kreuz, das uns zum ersten Male leuchtete. So groß und klar habe ich es nicht wieder gesehen. Tiefschwarz hoben sich die Palmen vom Nachthimmel, der ohne Mond so wunderbar licht erschien. Seine Helligkeit teilte sich dem Wasser mit. Es war so klar, daß wir die Schraube der Pinasse im Wasser sahen, als sie uns zur Heimkehr abholte.

Am folgenden Morgen hatten wir das schönste Wetter. Wir beobachteten Scharen fliegender Fische mit lichtblauen Flügeln und muntere Delphine, die das Schiff Stunden hindurch begleiteten. Durch den starken Monsun, den wir bei Kap Guardafui bekämpfen mußten, hatten wir einen Tag Verspätung und kamen statt frühmorgens erst nachmittags kurz vor Sonnenuntergang nach Tanga.

Viele weiße Boote, die Ruderer in schmucken Matrosenanzügen mit schwarz-weiß-roten Streifen, fuhren uns entgegen. Das Herz ging uns auf beim Anblick unserer lieben, deutschen Farben, ein starkes Heimatsgefühl und eine große Liebe zu dieser unserer schönen Kolonie überkam uns. Wir eilten uns sehr, um noch vor Anbruch der Dunkelheit das Land zu erreichen. So kam es, daß wir zu sechsen in ein viel zu kleines Boot sprangen. Wir holten tüchtig Wasser über und landeten mit knapper Not.

Gleich nach Mitternacht fuhren wir weiter und erreichten am nächsten Nachmittag Ostafrikas Hauptstadt Daresalam, den Hafen des Friedens. Die Einfahrt in Daresalam ist entzückend.

Zuerst, beim Näherkommen, liegt die Küste wie ein schmaler, grüner Streifen vor einem. Man scheint gerade darauf los zu fahren. Mit einem Male wird ein kleiner Einschnitt im Gewirr der Palmen und Mangroven sichtbar. Plötzlich dreht der Dampfer. Fächerartig breitet sich der Hafen vor den bewundernden Blicken aus. Die alte Wissmannboma (Festung) grüßt zu uns herüber. Zwei Kirchen recken ihre stattlichen Türme gen Himmel. Reizend im Grün gebettet liegen die Regierungsgebäude und Villen der Europäer. Die Harmonie des wunderhübschen Bildes wird nur gestört durch den häßlichen rotbraunen Zollschuppen. Aber auch das wird vergessen. Überall weht die deutsche Flagge. Wir sind auf deutschem Boden. Im Gegensatz zu den vielen Häfen, die wir während der Reise angelaufen hatten, machte Daresalam einen wohlthuend sauberen, ordentlichen Eindruck.

In Daresalam verließen wir die „Prinzessin“ und begaben uns an Bord eines Bombay-Dampfers, des „Gouverneur“, der uns nach unserem Bestimmungsort Lindi bringen sollte. Die großen Dampfer der Ostafrika-Linie laufen nämlich für gewöhnlich Lindi nicht an, da sie verhältnismäßig wenig Passagiere und Fracht für Lindi haben. In neuerer Zeit hat aber der ganze Südbezirk einen solchen Aufschwung genommen, daß bereits bestimmt ist, auch die großen Dampfer demnächst dort vor Anker gehen zu lassen. Einstweilen jedoch wird Fracht- und Passagierverkehr von einer Nebenlinie der Ostafrika-Linie, der sogenannten Bombay-Linie, geregelt.

Diese Bombay-Dampfer vermitteln den Verkehr zwischen Ostafrika und Indien. Die Besatzung des „Gouverneur“ bestand aus dem Kapitän und vier Weißen; alle anderen waren Goanesen, Inder und Neger. Eine Fahrt auf solch einem Bombay-Dampfer ist aus mancherlei Gründen kein reiner

Genuß. Der „Gouverneur“ hatte Papa, d. h. getrockneten, höchst übelriechenden Haifisch, in großen Mengen geladen. Dazu kamen die vielen Inder als Passagiere für Bombay, die zu jeder Tageszeit Zwiebeln in großen Mengen brieten und verzehrten. Sie hatten ihre Küche, zwei offene kleine Herde, auf dem Borderdeck, so daß ein intensiver Zwiebelgeruch über dem ganzen Schiffe lag. Papa und Zwiebeln und ein steifer Monsun — das war genug, um die drei Tage bis Lindi endlos lang erscheinen zu lassen.

Wir kamen an Bagamoyo vorbei, das ehemals eine große Bedeutung hatte. Führte doch von dort aus die größte Karawanenstraße ins Innere. Noch gar nicht lange ist es her, daß dort Tausende und Abertausende von Trägern in mühseliger Wanderung ankamen, um ihre Schätze, Elfenbein, Gummi, Erdnüsse, Felle und Kokosnüsse, zu Markt zu bringen. Der Hafen ist schlecht. In dem Maße, wie Daresalam, Kilwa und Lindi aufblühen, ist Bagamoyo zurückgegangen. Jetzt ist es eine tote Stadt.

Südlich von Bagamoyo liegt Kilwa. Wegen hohen Seeganges war keine Möglichkeit, hier zu landen. In der scheidenden Abendsonne leuchteten die blauen Matumbiberge. Wehmütigen Herzens sandte ich meine Grüße hinüber. Dort hatte mein ältester Bruder gearbeitet und gekämpft. Dort war er 1905 im Aufstand gefallen. Nun schläft er den langen Schlaf unter den Palmen von Kilwa auf dem kleinen Europäerfriedhof, und der Indische Ozean singt ihm dazu das Schlummerlied.

Lindi

Am 29. Juni, nach fünfeinhalbwöchiger Seereise, trafen wir endlich in Lindi ein.

Lindi ist reizend am Ausfluß des Lukuledi gelegen. Es hat einen schönen, geschützten Hafen mit großem Fischreichtum und ergiebigen Austerbänken. Zu beiden Seiten ist es von mäßig hohen Bergen umrahmt. Kaum hatten die Anker Grund gefaßt, so legte auch schon das Militärboot an, das vom gegenüberliegenden Ufer kam. Dort hatte der in Lindi stationierte Hauptmann in aller Morgenfrühe bereits ein Prachtexemplar von einem Leoparden geschossen. Mit Staunen und Interesse betrachteten wir die schöne Jagdbeute. Das soll uns ein gutes Omen sein für unsere Expedition und Weidmannsheil!

Wir beeilten uns, mit unseren Sachen so schnell wie möglich an Land und durch den Zoll zu kommen. Eine Unterkunft finden, war schwer. Das einzige Hotel in Lindi, das von einem Griechen, dem Bana Kritikos, geführt wird, war besetzt. Unsere Zelte lagen noch wohl verstaubt in der Schiffsluke. Vor zwei bis drei Tagen war keine Möglichkeit, ihrer habhaft zu werden. Da war guter Rat teuer. Die wenigen Europäer, die in Lindi wohnten, waren durchaus nicht auf Logierbesuch eingerichtet. Der Bezirksamtman, der uns in der lebenswürdigsten Weise mit Rat und Tat zur Seite stand, fand einen Ausweg. Er empfahl uns dem Oberarzt, und dieser räumte uns gütigst zwei Zimmer im Hospital ein. Das Hospital, das an und für sich sehr klein und primitiv ist, war zufällig wenig besetzt. Aus den Koffern wurden das nötige Bettzeug, Decken und Handtücher herausgeholt. Die aus Daresalam mitgebrachten Boys entfalteten sofort ihre ganze Tätigkeit. Alles Fehlende gab es in dem indischen Warenhause des Ali Wali. Müde und erschöpft von den neuen Eindrücken schlief ich ein, zum ersten Male unter dem dichten Moskitoneß.

Sobald der Tag graute, erhob sich im Hof des Hospitals gewaltiger Lärm. Ich sah eine große Volksversammlung

draußen und erfuhr von meinem Boy, daß sich bereits an die sechshundert eingeborene Weiber zum Zweck des Impfens eingefunden hätten, da in Lindi damals unter den Eingeborenen stark die Pocken hausten.

Lindi ist malerisch und sehr sauber. Interessant sind die alten Araber- und Inderhäuser mit den flachen Dächern und winzigen vergitterten Fenstern. Von seltenem Reiz sind auch die indischen Dufas, die Läden, in denen man Getreide, Reis, Tabak, Zeug und Emaillewaren einhandeln kann. Die Inder in ihrer merkwürdigen Tracht, das schwarze Samtkäppchen auf dem straffen schwarzen Haar, mit großen, mandelförmigen, schwarzen Augen im wachsgelben, franken Gesicht, hocken lässig und träge auf den niedrigen, meist gepolsterten Stühlen. Ab und zu sieht man eine ihrer Frauen, in grellbunte Gewänder gekleidet, mit schwerem Goldschmuck behängt. Zerbrechliche kleine Kinder mit zierlichen Gliedern, rotgefärbten Nägeln und schwarz geschminkten Augenlidern spielen im blendenden Straßenstaub. Nähmaschinen rasseln. Die Inder und Goanesen sind gute Schneider. Gemächlich unter der Veranda ihres Hauses arbeiten sie an den weißen, weiten Kansus, der Kleidung der vornehmen Wasuaheli. Es ist dies ein bis auf die Knöchel fallendes Hemd aus weichem, oft sehr kostbarem Stoff, am Halse mit bunter, goldener oder weißer Stickerei verziert. Dazu wird ein rotes Fez mit schwarzer Quaste getragen oder ein weißes, rundes Zeugkäppi, das oft wundervolle Lochstickerei in Blumen und Arabesken zeigt.

Die Häuser der Wasuaheli sind klein, aus Lehm aufgeführt und mit Palmblättern gedeckt. Türen und Fenster sind oft bunt angestrichen. Alle haben eine Barasa, einen Vorbau, auf dem oft hübsche aus Palmrippen gefertigte, bunt gefärbte Matten liegen. Sorgfältig gearbeitete Stühle findet man, auch

die Kitanda, ein bettähnliches Gestell mit kreuzweise geflochtenen, fein gedrehten Kokosfaserstricken. Alle Häuser liegen nebeneinander gereiht, zu breiten Straßen vereinigt. Auch einzelne Gehöfte gibt es, inmitten kleiner Gärten, mit Palmblättern oder mattenartig geflochtenen Zäunen umfriedigt. Alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt. Unter hohen schlanken Kokospalmen geht man dahin wie in einem grünen Dom. Gedämpftes Sonnenlicht dringt durch die feinblättrigen Kasuarinen, deren Anpflanzung jetzt sehr empfohlen wird, weil sich in ihnen kein Moskito hält.

Auf einem freien Platz liegt die Markthalle, ganz bewachsen mit der köstlichen Bougainvillia. Gegen Abend und am frühesten Morgen erhebt sich dort wüstes Geschrei. Der Eingeborene macht seine Einkäufe. Je vornehmer er ist, desto langsamer und gleichgültiger bewegt er sich. Genau so gravitatisch wie er wandelt sein Boy oder sein Sklave hinter ihm. Hühner, Eier, Fische, ab und zu auch Ziegenfleisch, Früchte sind da zu haben. Sehr geschätzt sind Mangos, Ananas, Bananen und Dimus (kleine grünliche Zitronen). Suaheli-Bibis, die bunten grellen Kangas fest um die pralle Brust gebunden, schleppen Wasser in runden Töpfen. Graziös in wiegenden Schritten trippeln sie vorwärts, mit der schweren Last auf dem oft sorgfältig frisiereten Kopf. Reizend wirken die „Kipinis“, die goldenen Sternchen und Ornamente, die die vornehme Bibi im linken Nasenflügel trägt.

Kaffeeverkäufer ziehen mit den kleinen Porzellschalen klappernd durch die Straßen. Hier wird Tanagerwisi angeboten, ein sehr scharfes, heißes, trübe aussehendes Getränk, aus einer kleinen indischen Knolle, Ingwer, Pfeffer und anderen mir nicht bekannten Gewürzen hergestellt. Es wird sehr gerühmt als heilsames Mittel bei Magenverstimmungen und Kater. Der

öde Zug der Kettengefangenen, vom Askari begleitet, klingelt durch die Straßen. Militärischer Schritt ertönt. Die Askaris kommen von der Übung zurück, voran der Hauptmann auf einem Esel, und die Kapelle.

Ruhiger ist es im Viertel der Weißen. Ihre kleinen Häuser erinnern von weitem an Bogelkäfige. Sie liegen dicht am Strande. Großartig wirkt der Bau der Boma, die ein berühmt schönes altarabisch geschnitztes Tor hat. Hinter der Boma liegt der Zollschuppen. Dann kommen die Geschäftshäuser der verschiedenen großen Firmen und Plantagengesellschaften. Hier ist ein ewiges Kommen und Gehen. Träger, ja ganze Karawanen werden abgefertigt. Zu hohen Stapeln aufgehäuft liegen die Säcke und Ballen. Es ist ein buntes, lebhaftes Bild, das sich hier entrollt. Nur der arme Kettengefangene am Ziehbrunnen verharret im Stumpfsinn. Er stiert zum Himmel. „Wenn die Sonne da steht, dann ist Mittag, dann bekomme ich Essen und habe Ruhe; bis die Sonne da herum rückt, habe ich keine Arbeit.“ Da stört ihn die kleine, kokette Bibi: „Wasser“. Platsch schlägt der Eimer unten im Wasser auf. Er windet ihn hoch. „Jetzt fällt der Sonnenstrahl schon durch dieses Blatt. Jetzt ist er auf dem Rand des Brunnens.“ So geht es weiter, einen Tag um den anderen, einen Tag wie alle Tage, endlos, denn er soll ja die Kette lebenslang tragen.

Um ganz Vindi herum liegen Palmenhaine. Die kleine arabische Moschee versteckt sich darin. Die Weiber kommen und schnattern und kreischen am Brunnen davor. Aus den düsteren Höfen schallt Kindergeschrei, und aus den Schamben tönen Gesang und Rufe der Arbeiter. Um die Ruinen des Portugiesenturms fliegen weiße Tauben. Schräg fallende Sonnenstrahlen treffen ihn. Er glüht auf, geheimnisvoll, wie ein großes Kleinod. Das Meer wogt und rauscht. Weiß und

hoch schlägt die Brandung an die zackigen Felsen. Die Mangroven beugen sich und lassen die Flut über sich hinweggehen. Bunte Muscheln von jeder Form und Farbe liegen am Strand. Gravitätisch spazieren die Taschenkrebse dazwischen herum. Kommt man näher, dann eilen sie mit langen, spinnigen Füßen ganz schrägläufig in ihre trichterförmigen Löcher. Oft irren sie sich, und zwei geraten in dasselbe Loch. Dann gibt es einen erbitterten Kampf. Traurig trollt in höchster Eile der unterliegende ab. Der Sieger steckt in behaglicher Beschaulichkeit den Kopf heraus.

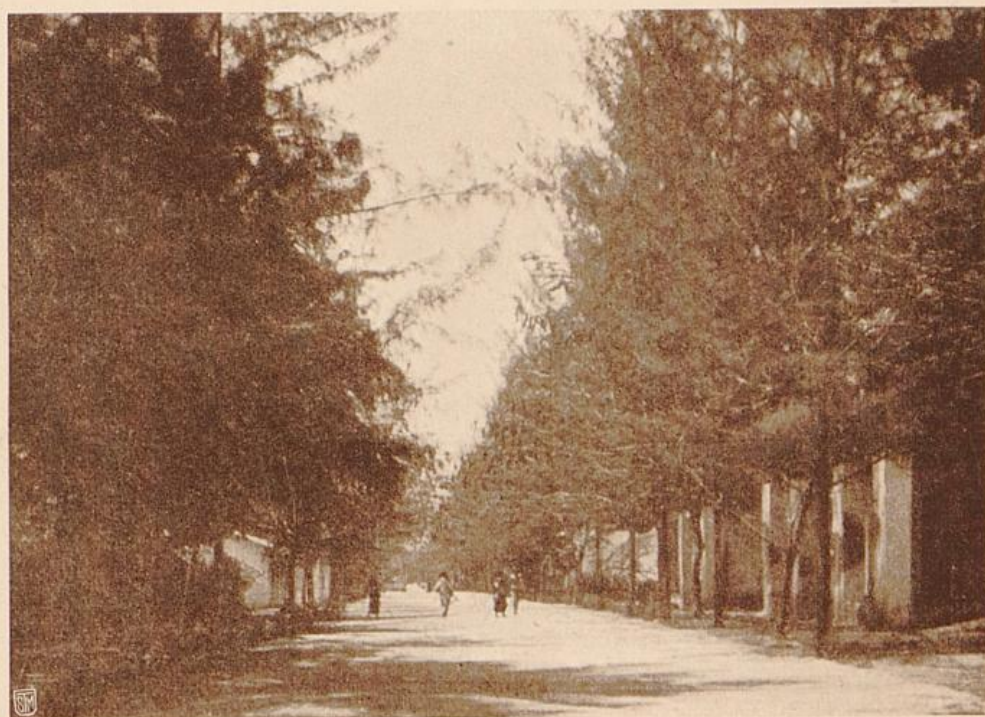
In Lindi war sehr viel zu tun. Wir mußten die Sachen und Gewehre aus dem Zoll auslösen, Träger anwerben, für die erste Expedition genau und praktisch packen, und vor allen Dingen den großen Jagdschein erbitten.

Mein Mann und unser Reisebegleiter, Herr v. Porembsky, hatten durch einen Besuch beim Gouverneur bereits das Versprechen erlangt, daß diese Bitte höheren Orts befürwortet werde. Es ist nicht ganz leicht, einen Jagdschein zu bekommen. Außerdem sind diese Jagdscheine eine sehr teure, für den Großwildbestand der Kolonie aber sehr segensreiche Einrichtung. Ein solcher Jagdschein kostet tausend Mark für die Dauer eines Jahres und ist unübertragbar. Es wird jährlich nur eine beschränkte Anzahl von Jagdscheinen ausgestellt, und die Regierung behält sich die Entscheidung von Fall zu Fall vor. Distrikte, in denen nach der Meinung der Regierung bereits zu viel gejagt ist, können für die Jagd geschlossen werden. So wurde auch vollständig mit Recht z. B. 1908 die Elefantenjagd im Mahengedistrikt verboten, weil dort ein Engländer in verhältnismäßig kurzer Zeit 23 Elefanten geschossen hatte.

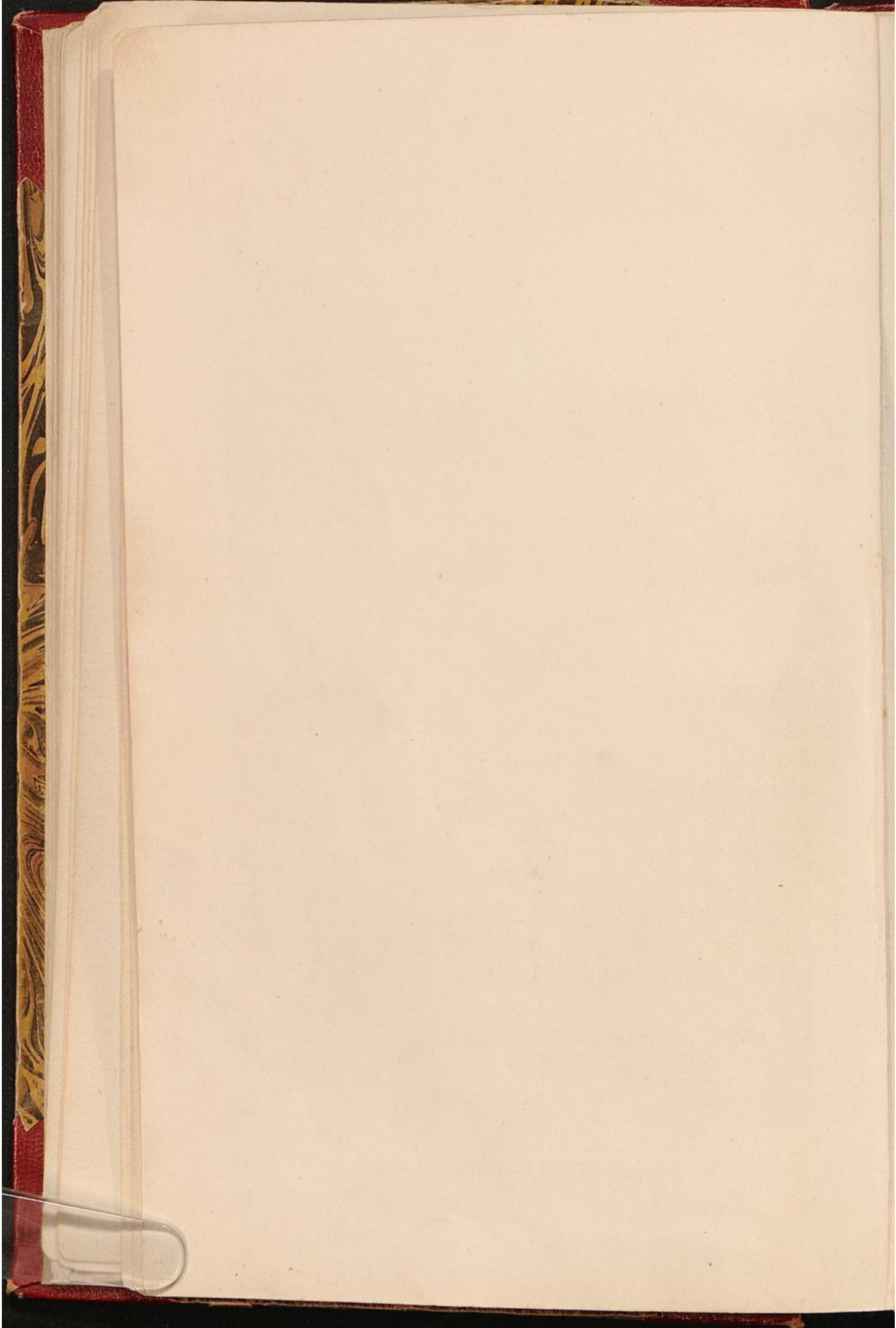
Wer im Besitz des „großen“ Jagdscheins ist, darf alles schießen. Schimpansen, Straußen, Nasgeier, Schlängelfresser



SuahelisträÙe in Lindi



Hauptstraße mit Kasuarinen in Lindi



Der Weg führte zuerst den Strand entlang, unter Mangos und Kokospalmen. Ein großer Korallenfels mußte erstiegen werden. Die Kultur hatte aufgehört. Die Gegend erinnerte lebhaft an den südwestafrikanischen Busch. Fremdartig wirkten nur die riesigen Affenbrotbäume; wie Champagnerflaschen, dick und prozig, standen sie da. Wir kamen aber nach zwei-stündigem Marsch schon wieder in menschliche Gegenden. Schnurgerade standen die schönen, kräftigen Gummibäume. Als Zwischenkultur waren Caravonica-Baumwolle und Erdnüsse gepflanzt. Wir befanden uns auf der Plantage Mitwero, dem Vorwerk von Rikwetu.

Die Caravonica-Alpacca gedieh hier vortrefflich. So weit das Auge reichte, sah es die Felder mit den goldenen Blüten und weißflockenden Kapseln übersät. Im Hof des Wohnhauses waren an die hundert Wangoni beschäftigt, Erdnüsse aufzuknacken. Dies geschah auf die primitivste Art: mit den Zähnen. Das Haus liegt auf einer Anhöhe, so daß die Plantage nach allen Richtungen hin überblickt werden kann. In der Ferne glänzte das blaue Meer.

Nach kurzer Rast schritten wir weiter. Wir mochten etwa eine halbe Stunde zwischen den geraden Baumreihen hindurchgegangen sein, da kamen uns der Plantagenleiter entgegen und hinter ihm seine Baharias (Ruderer) in schmucker Uniform. Wir gelangten zum Hafen von Rikwetu und wurden hinübergesetzt. Diese erste große Plantage machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Mit viel Geschick und Klugheit war alles auf das praktischste ausgedacht und das von der Natur Gegebene benützt. Der Hafen mit seiner Landungsbrücke, der Zementtreppe, konnte nicht besser und günstiger liegen. Auf der schmalen Feldbahn stand der Salonwagen, mit Palmblättern geschmückt, bereit. Wir mußten das Gleisdreieck, den zukünftigen Rangierbahnhof und Lagerschuppen bewundern und kamen

nach halbstündiger Fahrt zum Hause, das inmitten weiß und rosa blühender Bäume und Büsche lag. Der saubere Hof glich einem kleinen Exerzierplatz. Rechts und links davon lagen die Schuppen. Eine dreifache dichte Hecke von Agaven umzäunt das ganze Anwesen. Sie ist undurchdringlich und für den Fall eines Aufstandes von größtem Werte. Die Veranda prangte im frischen Grün von Palmzweigen, der Tisch war verschwenderisch mit Blumen geschmückt. Geraldine Farrar sang die Mignon auf dem Grammophon. Ich staunte. Wie ist das nur möglich — vor allen Dingen ohne die unentbehrliche Hausfrau? Alles machte einen so gepflegten, wohlgeordneten Eindruck, daß es mir gänzlich unfasslich schien, daß hier lauter Junggesellen hausen sollten. Nun kam das Essen: Suppe, Kaviar, zweierlei Gerichte von Ziegenfleisch, gebackene Bananen, Käse, Früchte, Sekt, Kaffee, Kognak.

Nach Tisch machten wir eine Rundfahrt durch die ganze Plantage. Die schnurgeraden Wege waren alle mit dem Fernrohr angelegt. Auf die Dauer wirken solche Sisalpflanzungen tödlich langweilig. Da ist nichts, was in dem ewigen Einerlei Abwechslung schafft. Es heißt nur immer: dies sind die Saatbeete, dies so und soviel Hektar einjährige Pflanzen, hier kommen die zweijährigen; sie sind schon schnittreif, denn die einzelnen Blätter sind über einen Meter lang; aber aussehen tun sie alle gleich, nur daß die einen größer, die andern kleiner sind. Alle sind sie langweilig anzusehen, starr, graugrün und stachlig.

Die Baumwollfelder gefallen mir besser. Hier wogen die saftigen, schön geformten Blätter auf und nieder. Die sternförmigen gelben Blüten sind von einer seltsamen Zartheit und Reinheit und die Kapseln voll und dick. Mit leisem Knall öffnen sie sich, und heraus quillt das seidenweiche, glänzende Geflocht. Manchmal ist es wie eine dicke, fest geformte Wattefugel, dann wieder hängt es in langen Strähnen herab; der Wind spielt

damit und jagt uns die Fäden um Gesicht und Hut. In den pflückreifen Feldern arbeiten die Leute. Ihre Säcke füllen sich mit dem leuchtenden Weiß, das in ihren dunklen Händen noch reiner und weißer zu sein scheint. Auf großen Matten wurde die Baumwolle verlesen. Die Kerle, die die Arbeit besorgten, sahen aus wie dicke, schwarze Klexe in einem weiten Schneefelde. Die Baumwolle leuchtete so, daß wir uns geblendet abwenden mußten.

Wir kamen zur Fabrikanlage, die noch im Bau begriffen war, sahen den Bach, der die Plantage mit Wasser versorgt, die Pumpenstation, die Wasserleitung, die Bassins. Alles war mit Liebe und Sorgfalt erdacht und in ungeheuer kurzer Zeit ausgeführt. Rückhaltlos bewunderte ich die hohe Arbeitsleistung des Leiters, der neben mir schritt, ein müder, hustender Mann. Er erging sich in ehrgeizigen Zukunftsplänen, was alles im Laufe der nächsten Zeit entstehen sollte. Das Schicksal hatte ihn auch viel herumgestoßen: „Mein ganzes Können, meine ganze Energie steckt in dieser Plantage. Sie glauben gar nicht, welche Sehnsucht ich habe, die Ernte meines Fleißes zu sehen. Ich habe in diesen drei Jahren gearbeitet und geschuftet wie nie in meinem Leben. Der Erfolg wird kommen.“ Sechs Wochen darauf war er tot . . .

Am nächsten Morgen machten wir noch einen fünfständigen, sehr ermüdenden Rundgang bis an die Grenzen von Kitwetu und besuchten das Arbeiterdorf. Die Arbeiter waren fast alle Wangoni. Ihre Hütten und Frauen sahen sauber und gepflegt aus. Auf besondere Einladung betrat ich verschiedene Gehöfte. Da fielen mir winzige kleine Hüttchen auf, in denen Näpfschen mit verschiedenen Speisen standen, auch Fleischbrocken lagen herum. Es waren Zauberhütten, in denen die Geister der Verstorbenen gefüttert wurden. Um 2 Uhr traten wir den Rückmarsch an. Abends waren wir wieder in Lindi.



II. Um Mbenkuru

Wohl ist sie schön, die Welt, in ihrer Weite
bewegt sich so viel Gutes hin und her. Tasso.

Hana! Safari!*)

Mein Mann hatte während unserer Abwesenheit fleißig gearbeitet und Träger für die Expedition angeworben. Jeder Kerl erhielt eine Rupie Werbegeld, und wer einen Träger brachte, bekam gleichfalls eine Rupie (= 1,33 M.). So hatte er die Leute schnell beisammen. Die Aussicht auf eine Jagdsafari, wo es viel Fleisch und wenig regelmäßige Arbeit gibt, hatte auch viel Verlockendes. Unsere Karawane bestand aus 51 Leuten, Wasuaheli von der Küste, hauptsächlich Lindileute, Wangoni und einige wenige Wanyamwezi; dazu kamen noch ein Koch, fünf Boys, ein Küchenjunge und zwei Fundis (eingeborene Jäger), die ihren eigenen Jagdschein und eigenes Gewehr hatten und uns nur im Spurenlesen nützen sollten.

Mein Mann hatte sich mit den Leuten dahin geeinigt, daß ein jeder Träger monatlich 10 Rupies (= 13 M.) und täglich 10 Heller (13 Pfg.) Verpflegungsgeld (Poscho) erhielt. Es gibt zweierlei Arten, die Leute auf einer Safari (Expedition) zu verpflegen. Entweder sie erhalten Poscho (Geld) täglich ausgezahlt, für das sie sich ihre Speisen täglich kaufen können. Dies Verfahren mögen die Leute sehr gern. Es ist auch für den

*) „Auf, auf, zum Marsch!“

Safarileiter bequem, weil er dann nur genug 10 Hellerstücke mitzuschleppen braucht, um allabendlich einem jeden davon auszuteilen. Die neuen Zehnhellerstücke sind praktisch, etwa so groß wie ein Zehnpfennigstück, auch aus Nickel und haben in der Mitte ein Loch, durch das sie gut aufgeschnürt werden können. Noch praktischer würden sie aber sein, wenn sie statt aus Nickel aus einer Aluminiummischung hergestellt würden, um das Gewicht zu erleichtern.

Die andere Löhnungsart besteht darin, daß man Ribaba gibt, d. h. man kauft selber Mehl, Reis usw. und verteilt es unter die Leute. Es hat den Nachteil, daß man beim Einkauf leicht betrogen wird. In der Wildnis, wo man oft tagelang auf kein Dorf trifft und Naturalien nicht einhandeln kann, ist es sehr schwer durchführbar. Dafür haben aber auch die Träger keine Veranlassung, sich vom Lager zu entfernen, sie können sich in den Dörfern nicht herumtreiben und keine Dummheiten machen. Sehr oft erlauben sie sich namentlich weiter landeinwärts Übergriffe, versuchen den Dorfbewohner, den Mshenzi, einzuschüchtern, um dadurch den Preis zu drücken, oder, wo nicht gutwillig verkauft wird, mit Gewalt zu nehmen.

In den Augen des vornehmen kultivierten Küstennegers ist der Mshenzi, der Buschneger, der Wilde, ein ganz erbärmlicher Proletarier, auf den man mit berechtigtem Dünkel herabsehen muß. Doch auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Da erscheinen nun plötzlich in einem elenden Dorf 80 bis 100 Kerle und verlangen Wasser, Brennholz und Essen. Der Mshenzi braucht außer den 3 Kupies, die er als Hüttensteuer zahlen muß, kein Geld. Das Haus baut er sich mit eigener Kraft, was er zum Leben braucht, wächst ihm zu, und die kümmerliche Kleidung liefert ihm die Jagd. Er hat sein Leben, sein Auskommen und freut sich dessen. Nun verlangen

die Träger Essen von ihm; er hat keinen Überfluß daran, sondern muß von dem geben, wovon er selber leben will. Verweigert er es, dann wird Gewalt gebraucht, es kommt zu Übergriffen, Prügeleien, Diebstählen, und selbst die Weiber werden nicht verschont. Da ist es kein Wunder, wenn man die Dörfer und Hütten leer und alles Eßbare versteckt findet. Von Anfang an versuchten wir, unsere Leute in dieser Beziehung sehr scharf zu kontrollieren, um Ärger zu vermeiden.

Am 5. Juli waren wir vollständig marschbereit. Die Expeditionsflagge wurde entrollt, und unter Geschrei und Gesang der Träger verließ die Karawane Lindi, um sich zum Mbenturufluß zu begeben.

Wir marschierten nördlich der Küste entlang, kamen aber am ersten Tage nicht weit. Es lag uns hauptsächlich daran, die Leute aus Lindi herauszubekommen und sie an ihre Lasten zu gewöhnen. Unser erstes Lager bezogen wir auf Likotoa, etwa eine gute Marschstunde von Lindi entfernt. Unter einem wunderschönen Mangobaume wurden die Zelte aufgeschlagen. Lang herab hingen feine weißen duftenden Dolden. Hunderte von bunten Schmetterlingen umgaukelten sie. Es war seit Südwestafrika die erste Nacht, die ich wieder im Freien zubrachte. Spät und verschwommen ging der Mond auf. Vom Indischen Ozean her hörte ich das Rauschen und Donnern der Wogen. Eulen und andere Nachtvögel schrien. Kühl und feucht zog die Nachtluft ins offene Zelt. Ich konnte nicht einschlafen. Mit einem Male hörte ich lang anhaltendes Geprassel. Zuerst dachte ich, ich hätte halbwach geträumt. Aber es dauerte fort und wurde lauter. Es klang, als ob es aus weiter Ferne käme und näher und näher rückte. Schwerer, melancholischer Regen fiel auf das Zeltdach. Der Mond stand hinter den Wolken. Tiefe schwarze Nacht herrschte ringsum. Ein feuchter, eigentümlicher

Duft stieg von der Erde auf, und mit ihm bemächtigte sich meiner ein seltsames Gefühl. Mit einem Male wußte ich, was mir in der nordischen Heimat gefehlt hatte, warum ich oft krank vor Heimweh nach drüben war; die Freiheit, die herrliche große Sonne, die tosenden Winde, die endlosen Weiten, der glühende, schimmernde Glanz der heißen Tage und die duftschweren purpurnen Nächte. Die Lagerfeuer wollte ich wieder haben, im aufflackernden, zuckenden Flammenspiel wollte ich die Buschneger wieder tanzen sehen, wie Geister, die Traumwege wandeln. Ihre schwermütigen Lieder wollte ich hören in der eintönigen Begleitung ihrer Instrumente. Das heisere Gekläff der Rafferköter mußte durch die stille Nacht gellen, und die Wildnis mußte Antwort geben in ihren tausend Stimmen. Dies alles wollte ich und noch viel, viel mehr. Mehr, als ich mir selbst klar machen konnte. Ich fühlte es nur in Traurigkeit und Sehnsucht, während ich in langen Zügen den Duft der Tropennacht einsog.

Am nächsten Morgen ging ich mit meinem Boy und sechs Trägern nochmals nach Lindi zurück, um unsern Reisebegleiter abzuholen, der wegen eines leichten Gichtanfalles zurückgeblieben war. Auch waren noch verschiedene Kleinigkeiten zu besorgen, die wir vergessen hatten. Im Laufe des Spätnachmittags kamen wir zurück. Unter den Mangobäumen erwartete uns ein köstliches Mahl, und lange noch leuchtete uns die große Scheinwerferlaterne.

Früh um 5 Uhr, als es noch dunkel war, wurden wir geweckt. Ich war noch nicht einmal ganz wach, da verlangten die Kerle schon, daß ich fertig sein sollte. Ihr Ruf: „Hema, hema — haya chini hema“, „das Zelt, das Zelt, los, runter mit dem Zelt“, gellte mir in die Ohren. Sie rissen mir alles unter den Händen fort, Handtuch, Zahnbürste, sogar meine Joppe. Ehe ich mich versah, schlugen sie mir das Zelt über dem Kopf zu-

sammen, und ich sank innerlich wütend ob dieser gräßlichen Eile in meinen Stuhl. Schon stand ein Kerl vor mir: „Bibi, ich möchte Deinen Stuhl haben.“ Meinetwegen. Ich ging zum Eßtisch. Der war zusammengeklappt, nichts gedeckt. Auf dem Menagekorb stand ein zweifelhaft aussehender Emaillebecher mit heißem Kaffee, daneben lag ein Stück Brot. „Das ist für Dich,“ sagte mein Boy. Diese Ungemütlichkeit ging mir zu weit. Schon in den nächsten Tagen, ganz gleich, in welcher früher Morgenstunde aufgebrochen wurde, gab es wenigstens für zehn Minuten einen ordentlich gedeckten sauberen Tisch, an dem man sich in Ruhe für den langen Marsch stärken konnte. Mein Mann knurrte ob der Zeitverschwendung. Später war er derjenige, der den Hafergrüzbrei und den dampfenden Kaffee am meisten vermischte.

Wir marschierten nordwestlich auf der großen Karawanenstraße, Barra-barra genannt. Das Gras zu beiden Seiten des Weges war über drei Meter hoch; es wechselte ab mit lichten Baumsteppen und gelben Bambuswäldern. Um die Mittagszeit erreichten wir Nambudi. Das Dorf war verlassen bis auf einen alten Mann. Alle Leute arbeiteten in den in der Nähe liegenden Schamben, Gärten der Eingeborenen, in denen sie Mais, Hirse, Kürbisse und Bohnen ziehen. Nach kurzer Rast gingen wir den Namgurufluß aufwärts, der in der trockenen Zeit bis auf einige Wasserlöcher kein Wasser mit sich führt, und kamen spät am Abend bei vollständiger Dunkelheit auf dem Platz Namguru an. Die Leute schliefen schon alle. In Eile wurden die Zelte aufgeschlagen. Wir waren fast zu müde, um zu essen. Auch die Träger waren von diesem ersten stramm einsetzenden Marschtage überanstrengt.

Aus dem Grunde unternahmen wir an dem folgenden Tage nur einen kleinen Marsch bis Kitale. Bis drei Stunden



Der Mbenfuru



Porembstys Zelt

hinter Namguru dehnten sich die Schamben der Eingeborenen. Man sah schöne Bananen-, Mais- und Mtama-(Hirse-)felder.

Allmählich hörte aber die große Barra-barra auf. Wir benutzten kleine, schmale Negerpfade, auf denen einer mühsam hinter dem anderen schritt, und arbeiteten uns durch hohes Gras, Baumsteppen, Bambuswälder und schier undurchdringliche Wildnis hindurch. Wir sahen die roten bizarren Felsen des Rotoplateaus und genossen eine wunderbare Fernsicht über Berge und Hügel, die im schimmernden blauen Dunst verschwammen. Wie eine große weiße Kugel hing der Mond in der klaren blauen Luft. Zahllose Wildspuren, Perlhühner und Affen trafen wir an. Mittags ward meist Rast gemacht in einem kleinen Dorf. Saubere Lehmhütten, mit Gras gedeckt, liegen inmitten der Felder. Die Häuser sind oft merkwürdig bemalt und legen so Zeugnis ab von dem entschieden vorhandenen Schönheitsfönn ihrer Erbauer. Von den Leuten, es sind Wadonde, sieht man nicht viel. Frauen und Kinder verstecken sich. Meist erscheint der Jumbo, der Ortsvorsteher, der das obligate Gastgeschenk reicht, zwei Hühner und Eier, für die man sich entsprechend revanchieren muß.

Nach fünftägigem, beschwerlichem Marsch kamen wir zum Mshingirifluß. Nach einem steilen Aufstieg von zwanzig Minuten erreichten wir ein kleines Hochland. Gerade als wir oben waren, ging die Sonne auf. Rotgoldene Strahlen schossen schräg über die Hügelketten, daß sie wundersam aufleuchteten. Unter uns im fahlen Licht reckten sich die Urwaldriesen. Ganz in der Ferne wälzten sich schwere Rauchwolken. Es mußte ein Steppenbrand sein, den die Eingeborenen entfacht hatten, um das hohe Gras niederzubrennen. Beim Abstieg begleitete uns das unruhige Bild des Steppenwaldes. Wilder Rizinus wucherte überall. Scharen von Papageien, Pfefferfressern und

Elstern lärmten in den weiten schirmähnlichen Kronen der Mefunabäume. Ihre Stämme sind schlank und hell und merkwürdig schraubenförmig gedreht.

Tendaguru

Noch einen Tag marschierten wir, bis wir auf eintönig durch Steppe und lichten Wald sich windendem Pfad die Höhe von Tendaguru erreichten. Von Tendaguru hatten wir allerlei Merkwürdiges und Interessantes gehört. Ein Europäer befand sich vor einigen Jahren hier auf Elefantenjagd. Er stolperte plötzlich, bückte sich und fand einen gewaltigen Knochen, der einem vorweltlichen Tiere angehörte. Er sah sich in der Gegend um und fand noch mehrere und auch Knochensplitter. Es gelang ihm, der Württemberger war, die Tübinger Universität für den Fund zu interessieren. Diese ließ Nachforschungen anstellen. In dem freidigen Grunde schienen sie sehr lohnend. Verschiedene Universitäten taten sich zusammen, und eine Expedition ward ausgerüstet.

Die beiden jungen Gelehrten, die man hinausandte, gingen mit großer Tatkraft ans Werk. Schon von weitem leuchteten uns die hellen Gräben entgegen. Eine Schar von eingeborenen Arbeitern war damit beschäftigt, einen riesenhaften Saurier freizulegen. Deutlich waren die kolossalen Wirbel und Lendenknochen zu erkennen. Weithin, wie ein großes Netz, spannten sich die zum Nachgraben gekennzeichneten Stellen. Je mehr geforscht und gesucht wurde, desto mehr fand man.

Auf dem Plateau winkte ein Bungalow, eine Art Veranda; ringsherum aus Bambus aufgebaut waren das Museum, die Vorrats- und Getreidehäuser und die Hütten der Arbeiter. Von den Zelten wehte die deutsche Flagge. Eine richtige kleine

Kolonie war entstanden. Wir wurden mit großer Liebeshwürdigkeit empfangen und herumgeführt. Sonderbare Knochen-tiere gab es zu sehen, riesengroß, von undenklichen Formen. Der ganze Stolz war ein im Stein festgewachsener Zahn. Daraus ward der Schluß gezogen, daß sein vorweltlicher Besitzer ein Raubtier bzw. ein fleischfressender Saurier gewesen sein muß. Einen solchen hat bis jetzt noch kein Museum aufzuweisen.

Die Fundstätte auf Tendaguru ist von gewaltiger Ausdehnung. Das Interesse der beiden Forscher teilt sich den ganzen Leuten mit. Sogar die Eingeborenen entwickeln ein großes Geschick und viel Vorsicht beim Suchen und Ausgraben. Im Museum auf Bambustischen häufen sich die Knochen. Dort werden sie sorgsam verpackt, um zur Küste und dann nach Deutschland verschickt zu werden. Tausend Träger werden zum Fortschaffen der kostbaren Lasten kaum genügen. Manches Jahr mag vergehen, bis sie unter den geduldigen, geschickten Händen unserer Forscher wieder zu dem Ganzen zusammengefügt sind, das sie vor Jahrtausenden hier bildeten.

Die beiden Herren auf Tendaguru waren durchaus nicht so fossil wie ihre Funde. Sogar Sekt wurde getrunken. Der erste Tropfen natürlich galt den Knochen, die die Gelegenheit gaben, daß sich fünf Weiße in Innerafrika zusammenfanden. Recht gemütlich, wenigstens für afrikanische Begriffe, läßt es sich hier hausen. Küche und Keller sind gut, die Arbeit interessant und lohnend, und Vergnügen und Abwechslung gibt es auch.

An der einen Seite des Bungalows war eine Menagerie eingerichtet. In paradiesischer Eintracht hauste dort ein kleiner Affe mit zwei sechs Wochen alten Leoparden. Die Tierchen waren von den Negern in der Nähe gefunden und abgeliefert

worden. Als sie gebracht wurden, war ihr Alter auf vier Tage geschätzt, und guter Rat teuer, wie die kleinen Geschöpfe ernährt werden sollten. Schließlich fand sich in der Ausrüstung eine Injektionspritze, die, mit kondensierter Milch gefüllt, die Saugflasche ersetzen mußte. Sie tat es so gut, daß die Tierchen sich prächtig entwickelten. Die kleinen Dinger kannten ihre Trösterin so genau, daß sie sofort in ein jämmerliches Geschrei ausbrachen, sobald sie ihnen vorgehalten wurde. Um sie zu erreichen, entwickelten sie eine fabelhafte Behendigkeit. Durch unglaubliche Kletterübungen gelang es ihnen, an dem schützenden Drahtgitter in die Höhe zu kommen. Der Affe, der sie bemuttern zu müssen glaubte, war in heller Verzweiflung. An Schwanz und Beinen zog er sie jedesmal herunter, wenn sie meinten, die Höhe gewonnen zu haben.

In einer Ecke des kleinen Verschlags saß eine phlegmatische Schildkröte. Aber Affe und Leoparden behandelten sie trotz ihrer Harmlosigkeit mit größtem Mißtrauen. Der Affe ließ sie nicht aus den Augen und schrie laut auf, sowie sie sich bewegte.

Die Ausgrabungen auf Tendaguru waren für die Leute der ganzen Umgegend Gegenstand des allgemeinen Interesses. Sogar die vornehmen Jumben kamen herbei, um die merkwürdigen Knochen zu besehen. Da sich die gute Behandlung, die die beiden Herren den Leuten angedeihen ließen, herumsprach, und außerdem hohe Löhne bezahlt wurden, so fanden sich Arbeiter in Mengen ein. Fünf Wangoni waren dreißig Tage marschiert, um sich auf Tendaguru anwerben zu lassen.

Viel kommt natürlich auf das Ansehen an, das sich der Europäer zu verschaffen weiß. Hat er erst das Vertrauen der Leute, so lassen sie sich willig leiten. Andererseits aber verlangen sie auch, daß der Weiße ihnen in all ihren Angelegenheiten hilft. Er muß Briefe schreiben, Streitigkeiten schlichten, muß den

Bräutwerber spielen, Medicinen eingeben, Wunden verbinden und Elefanten und Löwen wegschießen. All diese Bitten geschehen im unbedingten Vertrauen.

So kam auch ein Kerl zu dem Doktor auf Tendaguru und sagte: „Meine Frau ist mir weggelaufen. Schreib ihr für mich einen Brief.“ „Kannst Du schon nicht schreiben, wird denn Deine Frau lesen können?“ „Nein, das kann sie nicht, aber das macht nichts. Wenn nur ein Brief an sie kommt, das wird schon helfen!“ Und es half tatsächlich.

Wir hatten einen ziemlich steilen Abstieg. Überall am Wege verstreut fanden sich Knochenteile der vorweltlichen Tiere. Eine fabelhaft große Ausbeute und viel Arbeit harren noch der beiden Forscher.

Nach zweistündigem Marsche ward die Gegend kultivierter. Der Bambus und die Baumsteppe hörten auf. Wir kamen durch Schamben der Muëraleute, die genau wie die Wadonde Bohnen, Mais, Bananen und Mohogo bauen. Auf jeder Schamba erhob sich ein auf hohen Pfählen erbautes Häuschen. Darin kampieren die Leute, die gezwungen sind, nachts auf der Schamba zu bleiben. Die Hütten sind so hoch gebaut, um Schutz gegen die Löwen zu bieten, die in dieser Gegend zeitweilig zur wirklichen Plage werden. Meist sind es die alten Löwen, die nicht mehr schnell genug sind, um das Wild zu überfallen und dann unter den Menschen ihre Beute suchen. Fast in jedem Dorf, wohin man kommt, erfährt man eine Löwengeschichte. Auf die genaue Wahrheit hin kann sie in den wenigsten Fällen untersucht werden.

Beim Abstieg von Tendaguru hörten wir folgende: Ein Löwe brach in eine Schamba ein, in der zwei Frauen mit ihren Kindern arbeiteten. Er überfiel ein Kind und ging damit ab. Die erschreckten Weiber ergriffen ihre Hacken und schlugen damit

Der Jumben im weißen Kamsu (langen Hemd) mit dem Jumbenfez aus bunter Seide auf dem kahl rasierten Schädel empfing uns sehr liebenswürdig und reichte uns die Gastgeschenke, zwei Hühner und etwa ein Duzend Eier, von denen natürlich mehr als die Hälfte faul war.

Außer dem Hause des Jumben waren nur noch zwei oder drei Hütten bewohnt. In allen anderen Häusern wucherte das Unkraut. Auf unsere verwunderte Frage, wo denn all die Leute seien, erfuhren wir, daß dieser Platz nur ein Scheindorf war. Vor mehreren Jahren war der Befehl gekommen, jeder Eingeborene hätte seine Hütte an der großen Barra-barra zu bauen. Nun lagen aber die Schamben der Leute weit ab. Unmöglich hätten sie sie vom Platz aus bearbeiten können. Da fanden sie einen Ausweg. Ein jeder baute sich ein kleines Häuschen, wie der Befehl lautete, an der großen Straße. Dafür zahlte er auch seine Hüttensteuer. Bezogen wurde es aber nicht. Nach wie vor blieb ein jeder auf seiner Schamba wohnen.

Wir schlugen unser Lager in Nanundu auf. Bis spät in die Nacht glimmten die Feuer, an denen die Träger ihre eintönigen Lieder sangen. Nur Eulenschrei unterbrach noch die Stille. Der Mond stand im letzten Viertel. Mitternacht war längst vorüber, ehe er über den Bäumen erschien.

Der 11. Juli war ein Sonntag. Nach erquickendem Schlaf standen wir sehr erfrischt auf. Gegen 9 Uhr bekamen wir Besuch von den beiden deutschen Gelehrten aus Tendaguru, die wir für den Tag zu Gast gebeten hatten. Wir blieben den Tag über gemütlich beisammen. Den primitiven Verhältnissen entsprechend konnten wir unsere Gäste nicht so empfangen, wie wir es gern getan hätten. Wild war noch nicht geschossen, Ziegen- und Hammelfleisch nicht aufzutreiben. So mußten wieder einmal einige Hühner daran glauben, die unser Koch in meisterhafter

Weise auf unglaublich viel Arten zuzubereiten verstand. Es gab Geflügelsuppe, gebackene Sellerie, Hühnerkotelettes mit Spargeln und Kartoffeln, Pfirsichkompott, Kaffee und süße Biskuits. Unsere Hauptkiste mit Delikatessen war durch ein Versehen der Ostafrika-Linie leider nach Mozambique weitergegangen.

In der Kühle unternahmen wir einen Spaziergang nach dem Mbenturu, der hier fast gänzlich ausgetrocknet war. Im Flußbett fanden sich zahllose Wildfährten und auch Elefantenspuren, so groß wie Waschbecken. Auf alte Elefantenspade trafen wir auch. Das hohe Gras war niedergetrampelt, dicke Äste waren abgerissen, um die Blätter herunterzuholen.

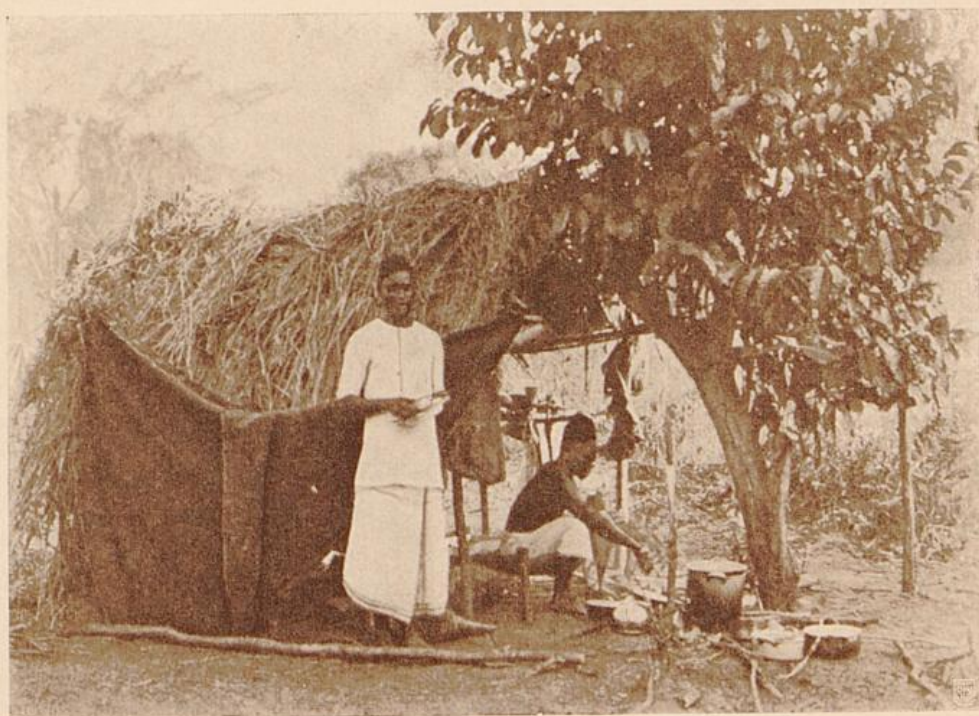
Am Spätnachmittag brachten wir unsere Gäste auf den Heimweg und empfingen dann den Besuch des Jumben von Nanundu und anderer Jumben der Nachbarschaft. Die ganze Gesellschaft hatte den Tag über vor dem Rasthause gehockt und sich köstlich unterhalten beim Zusehen, wie wir aßen. Fünf Weiße auf einmal und noch dazu eine weiße Frau, das war ihnen noch nicht begegnet.

Die Leute erzählten auch, daß ziemlich in der Nähe Elefanten die Gärten und Schamben verwüstet hätten. Es boten sich sogar Führer an, und das war immerhin ein kleiner Wahrheitsbeweis.

Am 12. Juli früh vor Tagesanbruch ward die Jagd angefangen. Die Führer, für jeden der Herren zwei, damit sie sich gegenseitig unterstützen konnten, die Boys, zwei Suaheli und zwei Wangoniträger waren zur Stelle. Einem alten Aberglauben der Eingeborenen mußten wir auch noch Rechnung tragen; wir mußten uns nämlich genau erkundigen, wessen häusliche Verhältnisse es gestatteten, seinen Herrn auf Elefantenjagd zu begleiten. Die Sage geht, daß der, dem seine Frau untreu ist, niemals eine solche Jagd unternehmen darf. Der Elefant



Träger mit Ngomatrommel und Affen



Unsere Küche



würde ihn unweigerlich tottrampeln. Die Feldflaschen hatte ich mit kühlem dünnen Tee gefüllt, die Jagdtaschen bargen Brot, Fleisch, Leibnizkafes. Die Gurte waren gespickt mit Elefanten- und 98er Patronen. Die Boys hatten den strengen Befehl, sich dicht hinter ihren Herren zu halten und im Notfall sofort das Reservegewehr zur Hand zu haben. So vorbereitet, sah ich die kleine Karawane abziehen.

Ich mußte leider im Lager bleiben. Dort war unbedingt Aufsicht nötig, weil uns die Leute noch nicht genügend bekannt waren. Außerdem war nach Aussage der Führer die Jagd hier besonders schwierig durch hohes Schilf und Bambus, so daß man mir die Strapazen nicht zumuten wollte.

Zuerst war ich sehr betrübt, daß mir diese erste Jagd entging. Ich habe aber im Laufe der Wochen noch so viele mitgemacht und die ganzen Aufregungen, die Freuden, aber auch die Mühseligkeiten der afrikanischen Jagd kennen gelernt, daß ich nun in der Erinnerung ganz getröstet bin.

Ich saß im kühlen Kasthaus und schrieb Tagebuch. Da erhob sich etwa zwei Stunden nach dem Abmarsch der beiden Herren plötzlich ein wüstes Geschrei im Lager der Wangoni. Im Triumph schleiften sie mir eine Zibetkaze vor die Füße, der bald darauf ein großes Warzenschwein folgte. Die Freude bei den Wangoni über das schöne Fleisch war groß. Sie essen alles, was überhaupt Fleisch ist. Die Wasuaheli hingegen waren bitter enttäuscht. Sie sind alle Islamiten und dürfen, ihrer Religion entsprechend, nur rituell geschlachtetes (geschächtetes) Fleisch genießen. Schweinefleisch ist ihnen überhaupt verboten.

Ich erfuhr, daß Zibetkaze und Warzenschwein die Beute unseres Reisebegleiters seien. Um 11 Uhr kam er zu meiner Bewunderung schon zurück. Er selbst war nicht minder er-

staunt, sich bereits wieder im Lager zu befinden. Daß er so früh erschien, lag daran, daß er sich noch, was auch gar nicht zu verwundern war, in furchtbarem Kampf mit der Suahelisprache befand. Seine Leute hatten ihn mißverstanden. Statt ihn weiter zu führen und auf eine frische Elefantenspur oder Büffelfährte zu bringen, hatten sie gedacht, er könne mit seiner Beute zufrieden sein. Und ehe er sichs versah, war er wieder im Lager.

Nach Tisch schob er mit mir mein neues Gewehr an, und dann gingen wir gemeinsam fort. Dieser mein erster Bürschgang war kein sonderliches Vergnügen. Das Gras hatte überall bis vier Meter hoch gestanden. Um einigermaßen freien Durchblick wenigstens für bestimmte Stellen zu schaffen, war es niedergebrannt worden. Auf diesen abgebrannten Stellen sprießt in wenigen Tagen frisches Gras. Das Wild findet sie sehr bald und hält sich mit Vorliebe dort auf. Zwei bis drei Stunden lang schritten wir diese Stellen ab. Dürre Baumstämme glimmten noch. Der Wind trieb uns Ruß und Aschenregen ins Gesicht. Die verkohlten Gras- und Schilfstrünke schwärzten uns Kleider und Gamaschen. Mein Begleiter brachte einen großen Affen zur Strecke. Ich sah eine Schopfantilope, aber sie war schneller wie ich. Wir sahen fürchterlich aus, als wir aus den Brandstrecken herauskamen.

Dicht vor Ankunft im Lager hörten wir tolles Geschrei und Getümmel. Ein Haufen Leute kam uns entgegengelassen; sie tanzten und schrieten. Ehe ich michs versah, hatten sie sich meiner bemächtigt, mich in die Höhe gehoben und trugen mich im Galopp im Lager herum. Dazu tanzte ein Kerl in hohen Sprüngen vor mir her und hielt mir ein graues Etwas mit vielen Stacheln vors Gesicht. Ich ergab mich in mein Schicksal, blieb da oben still sitzen und harrte der Dinge, die da kommen

würden. Nach geraumer Zeit ging ihnen der Atem aus. Sie beruhigten sich. Jetzt sah ich auch meinen Mann. Er nahm dem einen Kerl das graue Stachelding weg und übergab es mir. Es war die Spitze eines Elefantenschwanzes. Mein Mann hatte das große Glück gehabt, gleich am ersten Tage einen Elefanten zu erlegen und, wie sich herausstellte, einen kapitalen Bullen. Groß war daher unser aller Freude.

Er war mit seinen Leuten bis zum Mbenkuru hinuntergegangen und dann das trockene Flußbett entlang immer auf der Suche nach frischen Spuren. Alte gab es genug und auch in großen Haufen alte Losung. Nach drei Stunden vergeblicher Mühe kamen sie zu einer einsamen Schamba und ließen sich einen Trunk Wasser geben. Die Leute wurden nach Elefanten gefragt und erzählten zu meines Mannes größtem Erstaunen, daß erst in der vergangenen Nacht zwei Stück dagewesen seien und einen großen Teil des Maisfeldes vernichtet hätten. Sofort wurde von da aus die frische Spur aufgenommen. Sie führte wieder hinab zu einer anderen Stelle des Mbenkuru. Deutlich sah man die frischen Fußabdrücke, die sich in dem morastigen Grunde teilweise mit Wasser gefüllt hatten. Ein großer Teil Schilf war am Ufer geknickt. Dort hatten sich die Kolosse gewälzt.

Vorsichtig und möglichst leise wurde die Verfolgung aufgenommen. Aber die Tiere hatten einen stundenlangen Vorsprung, und Elefantenschritte sind keine Kinderschritte. Mitten in den wildesten Dschungel hinein führte die Fährte. Vereinzelte Bäume sahen nur mit ihren Kronen aus dem dichten Gewirr des vier Meter hohen, harten, rohrähnlichen Grasses hervor. Es war durchsetzt von zähem Rankenwerk und einer greulichen Pflanze, der Opupo oder Juckbohne. Diese Bohne windet sich an Gras und Baum und Strauch in die Höhe. Ihre

Früchte sind mit Milliarden feinsten Härchen übersät. Streift man sie auch noch so leise, oder fährt der geringste Windhauch darüber hin, so rieseln sie herab und setzen sich in der Haut fest. Sie verursachen ein Jucken und Brennen, das viel schlimmer ist, als wenn man in Messeln gerät. Ich habe die Eingeborenen laut aufheulen und sich wie die Besessenen gebärden gesehen, wenn sie in die Opupo gerieten. Wir lachten darüber, bis wir die Schmerzen am eigenen Leibe erfuhren. Die Leute haben eine solche Scheu vor den Opupo, daß sie lieber einen mehrstündigen Umweg machen, ehe sie sich der Gefahr der Opupogegend aussetzen. Es gibt übrigens auch ein gutes Mittel dagegen: Asche, mit der man sich am ganzen Körper abreibt und hinterher ein recht heißes Bad, vorausgesetzt, daß man es gleich haben kann.

So hatte auch mein Mann mit seinen Begleitern stark unter diesen Juckbohnen zu leiden, trotzdem ihm die Schmerzen durch die begreifliche Aufregung und Spannung, in der er sich befand, nicht so sehr zum Bewußtsein kamen. Dazu prallte die heiße, afrikanische Sonne vom Himmel herab, und die Hitze, die im hohen Dschungel brütete, war schier unbeschreiblich. Einen Ausblick gab es nur auf höchstens fünf Schritt. Stundenlang wurde im Gewirr der Halme und Ranken mühsam vorwärts geschlichen, auf jedes niedergetretene frische Halmchen, jedes kleine Blättchen geachtet, jeder abgeknickte Ast oder Zweig auf die Frische hin geprüft. Trotzdem mußte man häufig befürchten, die neue Fährte mit einer der vielen älteren, die sie kreuzten, zu verwechseln.

Ab und zu wurde ein Baum erklettert, um über das Gras hinweg Ausschau nach den Elefanten zu halten. Nach vier bis fünf Stunden meldete plötzlich der Kerl vom Baum: „Bana, ich sehe zwei Elefanten.“ Im Umsehen, trotz der schweren Nagel-

stiefel und Gamaschen, war mein Mann mit Hilfe der Schultern eines kraftstrotzenden Ngoni auf der Akazie. In großer Entfernung erblickte er das Elefantenpaar. Behaglich räkelte sich der Bulle an einem dicken Baum. Die Dame stand, die langen Ohren auf- und abklappend, fliegenwedelnd daneben. Leider war die Entfernung zum Abgeben eines sicheren Schusses zu weit. Der Wind wurde geprüft. Ungünstig. Schon wurden die Elefanten unruhig und windeten mit dem Rüssel nach der gefährlichen Richtung hin. Dann trollten sie, einen Trompetenstoß vor sich gebend, ganz allmählich ab.

Nun wurde, um besseren Wind zu bekommen, ein großer Bogen geschlagen. Leise bahnten sich die Jäger den Weg durchs Gras. Wieder ward ein Baum erstiegen. In der Ferne sah man, wie zwei graue, dunkle Hügel die hohen Rücken der beiden Tiere. Sie schienen ganz sorglos. Also vorsichtig weiter. So kamen sie näher. Jetzt trat das Mehlbeutelchen in Tätigkeit. Einen kleinen Beutel aus dünnstem Zeug, mit Mehl gefüllt, tragen fast alle routinierten afrikanischen Jäger im Gürtel bei sich. Das Beutelchen wird in die Höhe gehalten und leicht geklopft. Das Mehl stäubt heraus, und je wie der Wind weht, wird es abgetrieben.

Jetzt war der Wind gut. Nun galt es aber, einen Baum zu finden, der stark genug war, meinen Mann beim großen Rückschlag des Elefantengewehrs zu tragen. Von der Erde aus war das Schießen des hohen Grasses wegen unmöglich. Endlich fand sich einer. Zuerst erkletterte ihn ein Kerl. Mein Mann folgte. Lautlos ward das Gewehr ihm nachgereicht. Er riß es an die Backe und feuerte vom Baum herab auf den Bullen. Der bekam einen Schuß vor die Stirn, dicht danach einen anderen aufs Blatt. Er stieß einen gewaltigen, wütenden Trompetenton aus, warf den Rüssel in die Luft und suchte die

Richtung zu wittern, aus der die Gefahr kam. Mit unruhig klappernden Ohren stand das Weibchen neben ihm. Jetzt hatten sie die Witterung. Schnaubend und prustend kamen sie direkt auf meinen Mann zu. Er schoß noch einmal. Da wendeten sie plötzlich und rasten in wilder Flucht davon. Jetzt gings im tollen Lauf hinter ihnen her. Ein Baum ward erstiegen. Nichts. Weiter. Ein zweiter, dritter Baum wurde erklettert. Nichts. Da entdeckte der Boy einen dicken Schweißtropfen an einem hohen Grashalm. Bald zeigte sich häufiger Schweiß. Endlich, nach einer halben Stunde etwa, meldete der Buschneger: „Hier sind sie“.

Sofort war mein Mann wieder im Baum. Ein rührendes Bild bot sich ihm. Der Bulle stand schwankend und stöhnend, sichtlich schwerkrank, da. Die Kuh betastete ihn mit ihrem Rüssel und stieß klagende Töne aus. Dann versuchte sie, die Verfolgung instinktiv ahnend, ihn mit dem Rüssel zu schieben, damit er weiter sollte. Mein Mann stieg vom Baum herab und pirschte sich auf ganz knappe Entfernung heran. Das Gras war hier weniger hoch und dicht. Er gab noch einen Schuß ab, direkt ins Ohr. Lautlos brach der Koloß zusammen. Die Kuh stand einen Augenblick wie versteinert. Dann jagte sie mit erhobenem Rüssel und klappenden Ohren heftig trompetend davon. Brutales Volk, wir Kulturmenschen! Es war für beide Teile ein Glück, daß sie in ihrer Wut den Jäger nicht annahm. Es hätte sonst einen bösen Kampf gegeben.

Im Lager herrschte ob des erlegten Elefanten tolle ausgelassenheit und wilde Freude. Ein großes Feuer wurde entzündet. In seinem Schein tanzten die Kerle in grotesken Sprüngen. Unser Koch stand in der Mitte des Kreises mit der Trophäe, dem Elefantenschwanz. Bald hielt er ihn sich als Schwanz an, bald nahm er einen Stock als Gewehr unter den

Arm. Abwechselnd mimte er den Elefanten und den Jäger. Die anderen klatschten in die Hände und sangen ein anlässlich dieser Gelegenheit gedichtetes Lied.

Vor Tau und Tage machten wir alle uns auf, um den erlegten Elefanten zu sehen und dem Ausbrechen der Zähne beizuwohnen. Ein zuverlässiger Boy und ein Träger blieben als Wache im Lager zurück. Wunderbar schön war der Marsch im hellen Mondlicht. Gespenstisch leuchteten die glimmenden Baumstämme. Allmählich hellte sich die Dämmerung auf. Blaß und kraftlos standen noch einige Sterne am Horizont, die bald die Lichtfülle verzehrte. Es war sehr kalt. In großen Tropfen fiel der Tau. Die Träger hatten sich in ihre Kanvas und Tücher gehüllt. Ein jeder hatte irgend ein scharfes Instrument bei sich, vom kleinen Taschenmesser an bis zum Buschmesser, zu Beil und Säge. Mit der Sonne kam die Wärme, erst angenehm empfunden, nachher lästig. Machten wir doch fast denselben Weg, den tags zuvor mein Mann zurückgelegt. Mit bewundernswertem Spürsinn fanden sich die Leute zurecht. Hier wurde abgefürzt, dort der Opupo wegen ein Bogen geschlagen. In vier Stunden querlandein trotz Dschungel und Gras erblickten wir die Akazie, in deren Nähe der Elefant geschossen war. Der Führer hatte als Zeichen einen Fehen Zeug oben in die Krone gebunden. Freudig wurden wir begrüßt von den Washenzi, den Buschnegern, die sich zu Dutzenden eingefunden hatten, um Elefantensfleisch, einen seltenen Leckerbissen, abzubekommen. In der Luft kreisten Nasgeier. Mühselig, trotz des nun schon niedergetretenen Grasses stapften wir vorwärts und standen kurz darauf vor dem Koloß.

Die Sonne brütete im dichten Pori und von dem Kadaver stieg bereits ein entsetzlicher Verwesungsgeruch auf. Mit Freudengeheul stürzten sich die Wangoni darauf, und mit

Beil und Säge wurde gearbeitet. Gewaltige Schnitte trennten die großen Ohrmuscheln vom Kopf. Der Rüssel wurde in Teilen abgehackt und gleich an Ort und Stelle als allergrößte Delikatesse nach kurzem Rösten verspeist. Die großen Stoßzähne wurden bloßgelegt, und nach etwa vier Stunden konnten sie aus dem mächtigen Schädel losgelöst werden. Sie waren in der Biegung 1,72 m lang und 0,40 m dick. In dem einen Zahn schien ein alter Schuß zu sitzen. Die Wurzel war vereitert. Das Geschwür war so groß wie ein Kinderkopf. Der Nerv, der durch den Zahn ging, war so lang und dick wie der Arm eines starken Mannes. Er sah hellrosa glänzend aus und erinnerte, wie er leise vibrierend an der Erde lag, an rote Grütze. Dann ward der Kadaver geöffnet. Ein Strom von Wasser und Blut ergoß sich, das den Nahestehenden bis an die Knie ging. Acht oder zehn Kerle balgten sich in der Bauchhöhle, um die schönsten Stücke Fett herauszubekommen.

Der ganze Anblick war so widerlich und der Geruch so entsetzlich, daß ich mich eilte, fortzukommen.

Bei der Heimkehr nach Nanundu erwartete uns im Lager der Jumbo von Namwiranye, das einen guten Tagemarsch vom Mbenkuru stromauf liegt. Er hatte schon von der erfolgreichen Jagd gehört und bat, wir möchten doch zu ihm kommen, um in seiner Landschaft die Leute von den Elefanten zu befreien, die dort schon seit Wochen große Verwüstungen anrichteten. Das ließen sich mein Mann und Porembsky nicht zweimal sagen. Sie verabredeten sich und brachen schon vor Tagesgrauen, mit Vorräten für zwei Tage versehen, auf.

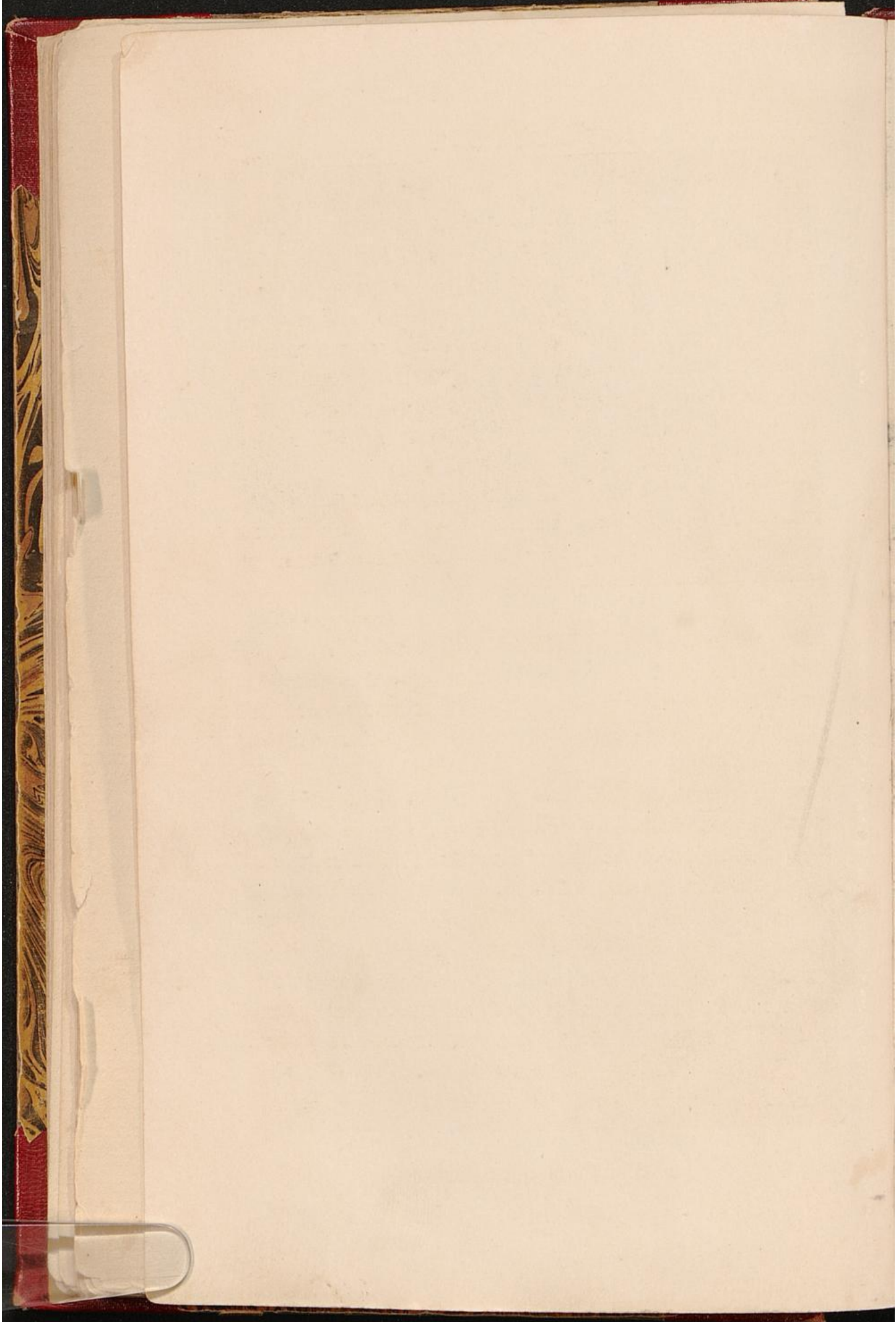
Ich blieb mit der Hauptmenge der Träger in unserm großen Lager auf Nanundu zurück. Am Vormittag bereits hatte ich sehr viel Arbeit, da sich eine große Anzahl der Leute



Die Herren Boys



v. E. auf dem ersten Elefanten



durch allzureichlichen Genuß von Elefantenfleisch gründlich den Magen verdorben hatte und stöhnend und jammernd Medizin verlangte. Dank meiner südwestafrikanischen Erfahrung konnte ich ihnen helfen. Von bester Wirkung war Kalomel, das lediglich des besseren Aussehens halber mit rotem Zahnpulver in Wasser aufgelöst wurde. Es ward eßlöffelweise verabfolgt. Diese Medizin war hervorragend. Sie ward so beliebt, daß ihr Ruf uns weit vorseilte. Bei allen möglichen Anlässen baten die Leute darum, sogar die scheuen Muëraleute erschienen, um von der Wundermedizin zu erhalten.

Biel zu verbinden gab es auch. Beim Zerlegen des Elefanten hatte manch einer mehr auf das Fleisch als auf seine Finger geachtet. Zwei große Dosen Heftpflaster brauchte ich an dem einen Tage auf.

Auch die Muërafrauen wurden allmählich zutraulich. Unter Kichern und Käkeln wagten sie sich endlich hinter einem Baume hervor. Groß war ihr Entzücken über Patronenhülsen und leere Brausepulverdöschen, die sie als Tabaksbehälter benutzten. Die Weiber vom Muërastamm haben in der Oberlippe ein Loch, das ihnen als kleines Kind gestochen wird. Dieses Loch wird durch ein Pflöckchen oder eine Markscheibe offen gehalten und allmählich erweitert. Schließlich wird eine etwa fünfmarkstückgroße, polierte Ebenholzscheibe hineingezwängt. Nun erst gilt die Frau für vollkommen schön und begehrenswert.

Bei den jungen Weibern steht dieser „Belele“, Lippenpflock, wagerecht ab. Bei den alten ist die Haut zu well und schlapp; da hängt er schloßähnlich über den Unterkiefer. Der fortgesetzte Druck auf die Vorderzähne ist sehr schädlich. Meist stocken sie oder fallen gänzlich aus. Manchmal kommen auch entsetzliche Vereiterungen der Lippe vor, durch die die Weiber fürchterlich entstellt werden.

Den „Pelele“ oder „Dogne“ behalten die Frauen Zeit ihres Lebens in der Oberlippe. Nur bei den ganz alten, die nicht den geringsten Wert auf ihr Äußeres mehr legen, fehlt er. Dann sieht man durch ein schrumpeliges Loch unter der Nase in einen zahnlosen Mund. Als schmaler krauser Streifen hängt das Stückchen ausgeweitete Oberlippe bis an das Kinn.

Natürlich wird den Frauen durch diesen „Pelele“ das Sprechen und Essen sehr erschwert. Ihre Sprache klingt undeutlich. Wollen sie essen, dann formen sie mit einer Hand kleine Reis- oder Mehlbreiklößchen; die andere drückt den „Pelele“ energisch an die Nase, und mit fabelhafter Geschwindigkeit wandert Kugel nach Kugel in den schmagenden Mund. Halten sie es für unumgänglich nötig, sich die Nase zu puzen, so geschieht das mit einem Stöckchen. — Der Kuß ist ihnen vollständig unbekannt.

Doch nicht der „Pelele“ allein verschönt die Frauen. Sie sind im Gesicht, auf Brust, Armen und im Rücken tätowiert. Diese Tätowierungen zeigen meist Ornamente in Schlangelinien, Kreise oder einen sich verzweigenden Baum.

Mit den Basuaheli, die bereits Küstenkultur angenommen haben, sowie mit den Wangoni, die für sehr unbotmäßig und wild gelten, kam ich gut aus. Am ersten Nachmittag, den ich allein mit den Leuten zubrachte, trat Kazi maganga, der Wangoniträgerführer, zu mir und sprach: „Bibi, wir denken daran, daß die Sonne bald untergeht, und Du bist allein. Wir Wangoni wollen heute nacht an der Seite Deines Zelttes schlafen.“ Gleich darauf erschien Hassan bin Abderachman, der Führer der Suaheli, und sprach: „Bibi, die Nacht kommt, und Du bist allein. Die Suaheli wollen an der anderen Seite Deines Zelttes schlafen.“ Sie schleppten kolossale Baumstämme herbei. Als

es dunkel wurde, prasselten um das Zelt sechs gewaltige Feuer, an denen die braven Kerle schliefen.

Mir war dieser freiwillig angebotene Schutz natürlich sehr lieb. Ich hatte mich noch nicht so ganz an die Wildnis gewöhnt, und die Nacht ganz mutterseelenallein zu sein, hatte nichts Verlockendes. Außerdem schliefen wir stets bei weit offenem Zelte. Auch in Abwesenheit meines Mannes hätte ich lieber eine schlaflose Nacht verbracht, ehe ich das Zelt zuknöpfte und damit bewies, daß ich Angst hatte, so unbehaglich es mir auch anfangs zumute war. Ich habe das stets durchgeführt, auch als die Löwen ums Lager brüllten. Nur innerlich, ganz heimlich, wünschte ich mir: ach hätte dies Zelt statt der flatternden Leinwand doch feste Steinmauern und eine feste Tür mit Schloß und Riegel, oder wäre ich daheim, oder — immer bescheidener werdend — könnte ich doch die vorderen Zeltwände herablassen und zuknöpfen, ohne mich vor den Leuten zu blamieren.

Zwei Tage standen wir im Zeichen des Elefanten. An jedem Feuer schmorgelte Elefantenfleisch. Aus Bambus bauten sich die Leute Koste, auf denen sie das in Streifen geschnittene Fleisch anbieten. An mächtigen Spießern steckte Elefantenfett, das in alten Konservendosen und hölzernen Schalen aufgefangen wurde. Das ganze Lager war in Fleisch- und Fettdunst gehüllt. Die Leute waren satt und demgemäß in bester Stimmung. Sie tanzten und sangen und bekränzten sich die wolligen Köpfe mit Streifen aus Elefantenhaut.

Am dritten Tage endlich erschien ein Bote mit einem Brief meines Mannes, in dem er mich bat, mit dem Lager weiter stromauf zu rücken. Zugleich brachte er die Nachricht, daß noch zwei weitere Elefanten von ihm und seinem Begleiter zur Strecke gebracht worden seien.

Auf dem Wege nach Namwiranye ❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖

Um fünf Uhr am nächsten Morgen ließ ich das Lager abbrechen, und um sechs Uhr befanden wir uns auf dem Marsche. Im Mondschein ging es durch lichten Laubwald, Bambus und Steppe. Das Gras war hier überall abgebrannt. Hin und wieder hatte ein dürre Baum Feuer gefangen. Überall begegneten wir den unheimlich glimmenden Baumstämmen. Wie große, graue Schlangen lief die Asche über das Erdreich in der Form der verbrannten Äste. Eine Eule flatterte mit lautlosem Flügelschlag an uns vorbei. Sonst war alles still. Seltsam zu der großen Ruhe des frühen Morgens stach unsere Karawane ab. Die Träger sangen und schwätzten. Verschiedenen merkwürdigen Musikinstrumenten, Flöten, Pfeifen, Hörnern, wurden recht unharmonische Töne entlockt.

Später bezog sich der Himmel. Wir konnten bis gegen 9 Uhr in der Kühle marschieren. Der Weg, die große Barra-barra, war recht schlecht. Mühselig stolperte einer hinter dem anderen auf dem schmalen Pfade vorwärts. Eine wackelige Hängebrücke über einen trockenen Fluß ward überschritten, ein steiler Hügel erklimmen. Im Morgendunst lag die weite Fläche vor uns. Dann wand sich der Pfad zwischen Schamben der Eingeborenen, hauptsächlich Bohnen- und Maisfeldern, hindurch und erweiterte sich zu einem sehr schönen, sauber gehaltenen Wege, der in das Dorf Namwiranye führte.

Zehn Minuten vor dem Platz kam mir der Jumbo entgegen, im sauberen weißen Kamsu. Mit großer Höflichkeit geleitete er mich durch das Dorf. Es war leer, ebenso wie Namundu. Mit Mühe und Not bekamen die Träger Trinkwasser aus einer kleinen Hütte.

Ich wartete etwa zwanzig Minuten vor dem Hause des

Jumben, um die ganze Trägerkolonne aufkommen zu lassen. Dann marschierten wir in östlicher Richtung aus dem Plaze hinaus. Wir zogen durch einen prachtvollen Bananenwald. So sehr wir auch suchten, die Bananen waren alle schon abgeerntet. Wie große grüne Federn hingen die Blätter. Dazwischen glühten vereinzelt rote Blüten. In unlöslichem Gewirr krochen die Wurzeln über die Erde. Aber schattig und kühl war es. Ich war sehr durstig. Tee oder Wasser hatte ich nicht mehr, da merkwürdigerweise von meiner Feldflasche der Kork abgesprungen war. Mein Boy erbarmte sich meiner. Plötzlich stand er grinsend vor mir und überreichte mir beide Hände voll wilder, kleiner Tomaten, die ganz wundervoll schmeckten.

Im Felde stießen wir noch auf ein oder zwei kleine Ansiedlungen. Auf Trägern von dünnen Baumstämmen hatten sich die Leute ihre Borrathshäuser angelegt. Ich hatte Not, meine Leute vom Räubern abzuhalten. Wir verließen die große Barra-barra, und ein Buschneger, der sich zu uns gesellte, erklärte, mein Mann hätte ihn mir als Führer geschickt.

Plötzlich hörten wir Stimmengewirr inmitten der Wildnis. Wir kamen an eine einsame kleine Hütte, vor der zahlreiche Dondeleute in recht heiterer Stimmung versammelt waren. In großen, irdenen Töpfen stand eine rosa-schwärzlich aussehende Flüssigkeit, teils wässerig, teils breiig. Die Leute grüßten mich sehr freundlich. Ein Mann bückte sich und schöpfte mit einem als Löffel dienenden Flaschenkürbis aus einem der Töpfe eine große Menge dieser Tunke in eine dicht geflochtene Korbschale und kredenzte sie mir. Mein Boy belehrte mich, daß dies „Bombe“ sei, das Nationalgetränk der Eingeborenen.

Bombe wird meist aus Mtamahirse gebraut. Die Zubereitung ist natürlich Sache der Frauen. Die Hirsekörner

werden auf einem flachen Stein mit Hilfe eines runden Steines zu feinem Mehl verrieben. Das Mehl wird mit Wasser angefeuchtet und gelangt unter häufigem Umrühren binnen zwei Tagen zur Gärung. Die Gärung wird noch dadurch beschleunigt, daß man die Töpfe mit dem Mehl in die Nähe des Feuers rückt. Nach der Gärung wird die Masse abgekocht und durch ein grobes Tuch gedrückt. Der Brei wird nochmals mit Wasser vermischt, abgekocht und kalt gerührt. Das Getränk ist fertig.

Mutig setzte ich dies merkwürdige Gebräu an die Lippen. Denn eine Weigerung hätte meinen braven Kerl schwer gekränkt. Mein Boy sah mein Zögern und ermunterte mich: „Trink nur, Bibi, was Du übrig läßt, gibst Du mir, ich bin Dein Boy“. Ich trank. Es schmeckte viel besser, als es aussah, war sogar sehr erfrischend. Es hatte, wahrscheinlich durch die Töpfe, einen erdigen Geschmack angenommen. In sehr großen Mengen getrunken, wirkt es berauschend. Daher sind die Bombegelage der Eingeborenen, die oft tagelang dauern und zu großen Ausschweifungen führen, eine so üble Beigabe für den Plantagenbesitzer, Farmer und Jäger.

Bombe haben wir stets im Lager gehabt. Ich gebrauchte es in Ermangelung und als Ersatz von Hefe zum Brotbacken. Dies mußte immer nur unter meiner persönlichen Aufsicht geschehen, da sonst ganz gewiß die Bombe einen anderen Weg gegangen wäre. Wir hätten uns dann dafür an dem harten, unaufgegangenen Brot die Zähne ausbeißen dürfen.

Die Träger, die ohnehin schon lange gedurstet hatten, warteten nur so lange, bis ich mit meiner Bombe fertig war. Ohne Frage um Erlaubnis, ohne Einladung stürzten sie sich auf zwei große, volle Töpfe, und im Umsehen waren diese geleert. Der Besitzer geriet in große Angst ob dieser Gewalttätigkeit, die ich

nicht zu hindern vermochte. Schreckerfüllt starrten all die Menschen auf meine wilde Gesellschaft. Durch ein Geldgeschenk entschädigte ich ihn für den Verlust und suchte ihm meine Entschuldigungen in mimischer Weise klar zu machen. Meine Träger aber zeigten nicht übel Lust, sich auch der anderen Töpfe zu bemächtigen. Da eilte der Bombebesitzer mir in großen Sprüngen voraus: „Kwaheri, bibi“ — „leb wohl, leb wohl“, und winkte, was er nur winken konnte, um uns möglichst schnell aus dem Bereich seiner geliebten Bombe zu entfernen.

Ich hatte hier auch Gelegenheit gehabt, zum ersten Male die Dondesfrauen zu sehen. Wie die Muërafrauen eine Ebenholzscheibe in der Oberlippe tragen, so tragen die Dondesfrauen eine solche, nur viel kleiner, im linken Nasenflügel, der dadurch stark vergrößert wird. Die Wadonde sind hübscher als die Wamuëra, schon weil sie nicht so viel entstellende Tätowierungen aufweisen.

Nun kamen wir ins dichteste Pori, über dem die glühend-heiße Mittagssonne stand. Schritt für Schritt kämpften wir uns durch das viele Meter hohe Gras, das mit Juckbohnen und Stechgras durchsetzt war. Die Opupo sind zu abscheulich. Sie sind immer da, wo man sie am wenigsten vermutet. Der durch sie verursachte Juckreiz hält stundenlang an. Das Stechgras gleicht unseren Kletten. Seine kleinen, harten Samenkörner arbeiten sich allmählich durch die Kleider hindurch und sind nur schwer daraus zu entfernen.

Ich war sehr froh, als sich der Dschungel allmählich lichtete und in ein bergiges Gelände überging, das mit schönen großen Bäumen bestanden war. Hier kam mir auch mein Mann entgegen.

Der Berg fiel plötzlich steil ab und führte an die Ufer des Mbenturu, der, durch Felsen eingeengt, trotz der augenblicklichen



Elefantentanz



Erlegtes Zebra

v. P.

freis des Lagers in Brand zu setzen. Das Brennen ist eine alte afrikanische Sitte, die von den Eingeborenen viel geübt wird. Sie setzen das Pori in Brand, um das Ungeziefer zu vertilgen. Tatsächlich sollen auch da, wo regelmäßig jedes Jahr gebrannt wird, weniger Malaria und Tsetsekrankheit herrschen als in anderen Gegenden. Andererseits liegt die große Gefahr nahe, daß beim Abbrennen des Grases auch der junge Baumnachwuchs mit zerstört wird. Wenn das Feuer einigermaßen vorsichtig angelegt wird und das Gras entsprechend dürr ist, dann jagen die Flammen so schnell hindurch, daß kein großer Schaden entsteht. Auch aus jagdlichen Gründen wird gebrannt, um frische Weideplätze zu schaffen.

Mächtige Rauchwolken schlugen zum Himmel. Am Abend hatten wir einen prachtvollen Anblick. Trotz der dunklen Nacht flammte es rings ums Lager im hellen Schein. Die Wolken strahlten ihn wider. Und der Berg vor uns, der letzte der langen Hügelkette, leuchtete, wie eine Stadt es tut mit vielen, vielen Lichtern und Lichterchen. Das waren die glimmenden Baumstümpfe vom großen Savannenfeuer. Noch tagelang brannten sie weiter. In jeder dunklen Nacht glänzten und schimmerten sie wie an die Erde gebundene Sterne.

Ich hatte mich eingewöhnt und fühlte mich unendlich wohl in der gleißenden Sonne und in der großen Einsamkeit. Fast täglich begleitete ich meinen Mann oder Porembsky. Wir trafen aber nur wenig Wild an, hauptsächlich Wasserböcke und Schopfantilopen. Trotzdem war das Jagen im Pori von großem Reiz.

In aller Morgenfrühe in Begleitung der Kaffern schlugen wir zu dritt den Weg zur großen Barra-barra ein. Eine ganze Weile schritten wir rüstig auf der großen Straße vorwärts und gingen dann ins Dickicht. Das Feuer hatte stellenweise gut auf-

geräumt. Unter der Asche sproß bereits das frische Grün, das das Wild locken sollte. Durch Ruß und Asche wurden wir schon nach wenigen Minuten kohlschwarz. Der feine, schwarze Staub durchsekte Kleider und Haare, und so kam es, daß wir einen sehr verwilderten Eindruck machten. Nach mehrstündiger, gemeinsamer, erfolgloser Jagd trennten wir uns schließlich.

Unser Begleiter geht diesmal allein. Wir treffen einen Wasserbock, der mit glattem Blattschuß im Feuer liegt. Mit mächtigem Geschrei stürzen die Wasuaheli, die Messer schwingend, darauf los. Ihr Befehl gebietet ihnen, nur geschächtetes Fleisch zu essen. Daher sind sie mit Bindeseile beim Wild und führen den Kehlschnitt aus. Ein Träger wird ins Lager zurückgeschickt, um Leute zum Transport des Wildes zu holen.

Wir gehen weiter. Kreuz und quer, bald im Wald zwischen Dumpalmen und Mekuyabäumen, bald in der Steppe. Wir bemühen uns, so leise wie möglich aufzutreten. Es gelingt schwer. An die Ledergamaschen schlägt das harte Gras. Die Nagelschuhe rutschen, die trockenen Bambusblätter rascheln. Mit großem Knall springen die Schoten eines Urwaldbaumes. Mit Gefrach faust eine Frucht, die wie eine Leberwurst aussieht, auf die Erde. Schlinggewächse verschiedenster Art machen den Durchgang fast unmöglich. Wir bücken uns und kriechen vorsichtig weiter. Die Windrichtung wird geprüft. Ein Häuflein Asche lassen wir durch die gespreizten Finger rieseln. Heute haben wir kein Glück. Alle Augenblicke springt der Wind um. Die Luft ist bleiern, der Himmel bedeckt. Längst geben wir es auf, bei der Schwüle den Schweiß zu trocknen. Nasgeier kreisen in der Luft. Zwei beobachten uns und lassen sich auf einem Baum nieder. Irgendwo in der Nähe muß ein verendetes Tier liegen. Da regt sich im Busch. Mit Gefreisch flüchtet ein Affenwolf vor uns her. Ein alter Pavian bleibt, im tiefsten

Baß schimpfend, stehen. So gehen wir noch drei, vier Stunden, dann kehren wir müde und mißmutig ins Lager zurück.

Ein leckeres Mahl erwartet uns. Wir erfrischen uns durch ein Bad. Dann wird mit Hilfe des Sodor-Apparates und einer Kohlen säurepatrone Selterwasser gebraut. Mit einer kleinen Beigabe von Frucht saft schmeckt es ganz gut. Da kommen auch schon die Leute. Poscho, das tägliche Verpflegungsgeld, muß ausgezahlt werden. Die Patienten stellen sich zum Verbinden und Arzneiempfangen ein. Sogar aus dem Felde von weit her eilen die Buschneger mit Frauen und Kindern herbei, um bei mir Hilfe zu holen.

Die meisten haben ganz fürchterlich eitrige, vernachlässigte Wunden, besonders an den Beinen. Oft sah man die Knochen bloßliegen. Andere schleppten sich mühsam vorwärts, durch Fieber geschwächt. Das Vertrauen der Leute hatte etwas Rührendes. Manche blieben gleich ganz im Lager, um gesund gemacht zu werden. Einige standen in ihren Nöten schon früh morgens, wenn ich im ersten Dämmern des Tages aus dem Zelt trat, um mit den beiden Herren fortzugehen, da und kamen stumm hinter mir her. Manchmal waren es ihrer so viele, daß ich die Jagd aufgeben und im Lager bleiben mußte. Dann hatte ich fast den ganzen Vormittag zu tun. Ich brachte es aber nicht übers Herz, die Leute warten zu lassen.

Rührend waren die ganz kleinen Kinder, die angebracht wurden. Sie fürchteten sich entsetzlich vor der weißen Frau, die sie in ihrem Leben zum ersten Male sahen. Zitternd und schluchzend ließen sie die kleinen Glieder betasten. Ein Händchen voll Zucker tröstete. Brot und Kuchen kannten sie nicht. Leibnizkakes konnte ich ihnen nicht geben. Auf den Kakes stehen verschiedene Buchstaben, die die besorgten Mütter für Zauberei hielten, und die daher ihren Lieblingen schaden könnten. Mein

Boy klärte mich auf, als ich mich darüber wunderte, daß die Mütter den Kindern stets die Kakes fortnahmen, mit dem Fuße zertraten und Erde darüber wühlten. So ließ ich es. Die Unwissenheit und Gleichgültigkeit der Frauen ihren Kindern gegenüber erschreckte mich sehr. Sie hatten keine Ahnung von den einfachsten Regeln der Hygiene und Sauberkeit. Mitleid-erregend sahen oft die kleinen Dinger aus, die sie tagaus, tagein auf dem Rücken mit sich herumschleppten. Das Kind wurde in ein Fell gebunden, und da saß es. Schleppte die Mutter Wasser auf dem Kopf, so hing das Kleine ihr auf dem Rücken. Stampfte oder mahlte sie Korn, dann mußte das arme kleine Baby alle Bewegungen mit seinem kleinen Körperchen mitmachen. Ward abends Ngoma getanz, so war das Kindchen dabei. War es hungrig, so reichte ihm die Mutter, wenn sie älter war, die Brust über die Schulter. Ging das nicht, dann wurden Fell und Kind erst auf die eine, dann auf die andere Hüfte so weit herumgeschoben, bis ihm die mütterliche Milchquelle erreichbar war. Die Fliegen saßen oft in dicken Klumpen in den Augen und um die Mundwinkel der Kinder; es wurde nicht einmal der Versuch gemacht, sie wegzujagen. Die kleinen Dinger waren von den Falten des Luches oder Felles, in dem sie saßen, oft furchtbar wund. Nichts geschah zur Vinderung ihrer Schmerzen. Hin und wieder wischte sich eine Frau mit der Hand über den Rücken, wenn sie es gerade für nötig hielt.

Die größeren Kinder wurden auch nicht besser besorgt. Schrecklich vernachlässigt waren ihre Wunden, kaum daß sie notdürftig mit Blättern oder Lumpen verbunden wurden.

Daß unter diesen Verhältnissen die Kindersterblichkeit bei den Eingeborenen groß sein muß, ist klar. Wenn erst unser Einfluß weiter reicht und sich das Vertrauen zu den Weißen

gefestigt hat, dann gibt es hier für die weißen Frauen hohe, dankbare Aufgaben zu erfüllen.

Acht Tage hatten wir so gut wie kein Jagdglück, und auch unser Begleiter kehrte Tag für Tag entmutigt zurück. Die Leute behaupteten, die Gegend sei zur Zeit wildarm. Zu verstehen war es ja, daß sich die Elefanten nach der letzten Jagd in panikartiger Flucht verzogen hatten. Die Büffel und alles andere Wild sollte durch das Feuer verscheucht sein. Trotzdem trafen wir jeden Morgen zahllose Wildspuren, die bis dicht ans Lager führten. Deshalb nahm mein Mann das kleine Patrouillenzelt und Vorräte für zwei Tage mit und ging den Oberlauf des Mbenturu hinauf, um nach mehr Wild zu suchen. Unser Begleiter blieb, verleitet durch die frischen Fährten, und versuchte sein Heil im Umkreis des Lagers.

Durch Zufall hörte ich ein Gespräch der Leute mit an. Gemächlich an die Rückseite der Hütte gelehnt, plauderten sie und verließen sich darauf, daß ich ihr Kisuaheli nicht verstand. Sie vergaßen ganz meine energischen täglichen Studien, die mir von großem Nutzen gewesen waren. So erzählten sie den Boys, sie hätten allesamt seit zwei Tagen keine Lust zur Jagd gehabt. Deshalb seien sie übereingekommen, unseren Begleiter, den Bana Porembsky, stets in Gegenden zu führen, wo es kein Wild gab, um ihn zu bewegen, möglichst früh wieder nach Hause zu kommen. Und lachend fügten sie noch hinzu, der Bana Porembsky sei zu komisch: trotzdem sie absolut nichts gesehen, sei er doch bis 3 Uhr im Pori herumgelaufen.

Nun wußten wir, woran wir waren. Wir stellten ihnen ein großes Schauri (Gerichtssitzung) in Aussicht, wenn mein Mann zurückkehre. Wir beide waren des Kisuaheli nicht mächtig genug, um derartige Verhandlungen zu führen.

Auch in den Boys hatten sich die Kerle getäuscht. Statt,

wie sie hofften, ob ihrer Schlaueit von den vornehmen Boys bewundert zu werden, wurden sie von diesen heruntergemacht und hatten das ganze Lager gegen sich. Das Fleisch war zum Teil verzehrt, zum Teil bei den Washenzi gegen Mehl und Reis vertauscht. Hätten die Missetäter nicht Besserung gelobt, viel fehlte nicht, so hätten sie von den empörten hungrigen Trägern fürchterliche Prügel bekommen.

Auf diese Weise schienen Porembskys Aussichten auf die nächste Jagd gesichert. Mein Mann war noch fort. Gemütlich saßen wir beide beim Abendessen und freuten uns auf den kommenden Tag. Mit einem Male kam in das ganze Lager eine mächtige Bewegung. Das Singen und Tanzen, die monotonen Unterhaltungen an den einzelnen Feuern hörten auf. Aus der Hütte, aus den entlegensten Teilen des Lagers stürzten alle herbei und liefen den Weg entlang, der zum Fluß führte. Bald lehrten sie mit Triumphgeschrei zurück. Einen baumlangen Kerl zerrten sie mit sich. Nun erfuhren wir, der arme Kerl hatte kurz vorher Trockenfleisch bei den Boys gekauft und war unter Mitnahme eines schmutzigen Küchentuches verschwunden. Das Fehlen des Tuches wurde bemerkt. Man schöpfte Verdacht, und im Geschwindigkeit ging es trotz der Dunkelheit hinter dem Washenzi her. Das corpus delicti in Gestalt des rotweiß gewürfelten Tuches fand sich. Er wurde zurückgebracht und die ganze Gesellschaft hielt Kriegsrat, was mit dem Diebe anzufangen sei.

Am aufgeregtesten war natürlich der Koch, denn den ging die Sache am meisten an. War er doch für das halbe Duzend Tücher, das ich allwöchentlich ausgab, verantwortlich. Voll und ganz hatte er den Ernst der Sache erfaßt. Wie ein Satan, ein grellrotes Tuch um den schwarzen Schädel geknotet, im rot-schwarzen Lendentuch, sprang er aufgereggt unter wildestem

Geschrei hin und her. Mit Gejohl stimmten die anderen bei. Eine Weile ließen wir sie alle toben, weil es keinen Zweck hatte, dazwischen zu schreien. Dem Mshenzi wurde immerzu seine Schandtät vorgehalten. Und jedesmal, wenn er sich verantworten wollte, fuhr ihm eine schwarze Faust unter das Kinn.

Ich habe immer gefunden, daß es das Vernünftigste ist, sich nicht hineinzumischen, wenn andere Leute etwas untereinander auszumachen haben. So sah ich ruhig zu und wartete. Da brachten sie einen Kokosstrick an und banden dem Mshenzi die Hände auf dem Rücken. Dann ward er am Ende des Strickes an einen Baum geführt. Jetzt, dachte ich, kommt die Exekution und erkundigte mich in der allmählich eintretenden Stille, was sie denn vorhätten. Kleinlaut antworteten sie, das wüßten sie noch nicht. Vorläufig hätten sie ihn gebunden und wollten ihn über Nacht so liegen lassen. Der Morgen sollte das Weitere entscheiden.

Da machte ich den Vorschlag: „Wartet nicht bis morgen, bindet ihn los, zieht ihm fünf fest über und laßt ihn laufen. Der Koch als Hauptbeteiligter darf die Strafe ausführen.“ Ein Beifallsmurmeln antwortete. Ich hatte mir sofort überlegt, daß fünf Schläge auf den nicht sehr edlen, recht empfindungslosen Körperteil eine viel geringere Strafe wäre als die ganze Nacht über fest an den Baum geschnürt sein.

Ein Stoß war im Umsehen zur Hand. Der Mshenzi ward seiner Fesseln entledigt, legte sich an die Erde und bekam vom Koch die fünf Hiebe. Danach stand er auf und lief fort. Die Menge johlte hinter ihm her, bis er bald im Dunkel der Nacht verschwand.

An den Gesichtern während dieser Szene hätte man Studien machen können. Welche Wildheit, Roheit, Schadenfreude war in ihnen ausgeprägt! Wehe dem, der in die Hände

dieser Bestien fällt. Lieber die letzte Kugel im Revolver für sich selber gebrauchen, als ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein.

Wenn es auf mich angekommen wäre, hätte ich den armen Kerl unbehelligt das Weite suchen lassen. Das durfte nicht sein. Die Leute hatten die richtige Empfindung, daß er ein Unrecht begangen. Das mußte bestraft werden. Hätte ich ihn laufen lassen, so hätte ich meine eigene Autorität untergraben. Die Milde wäre in ihren Augen gleichbedeutend mit Dummheit und Schwachheit gewesen. Dementsprechend hätten sie sich mir gegenüber dann auch benommen.

Nach diesem aufregenden Abend schlief ich köstlich im offenen Zelt und erwachte frisch und ausgeschlafen mit Sonnenaufgang. Während des Frühstücks fallen mir die gedrückten, sorgenvollen Gesichter der Boys auf. Schließlich erkundige ich mich: „Was habt Ihr denn?“ „Aber Bibi,“ sagen sie ganz vorwurfsvoll, „hast Du denn heute nacht die Löwen nicht gehört? Es waren ihrer drei, die ganz dicht das Lager umkreisten. Zwei Stunden lang haben sie gebrüllt.“

Ich hatte nichts gehört. Im Grunde meines Herzens war ich sehr froh; denn ich hätte große Angst ausgestanden, daß ein Träger weggeholt werden könne. Die Nächte waren sehr dunkel. Die Leute lagen in Gruppen in verschiedener Entfernung oft recht weit im Umkreis der Zelte. Wenn sich da der Löwe sein Opfer geholt hätte, weder Verfolgung noch Schießen hätte Zweck gehabt. Aber beides hätte ich versuchen müssen.

Porembsky und ich brachen früh auf, um vor Eintritt der großen Hitze den Marsch auf der Barra-barra hinter uns zu haben, der immer sehr ermüdend war. Ich hatte meinen Apparat fertig zum Mitnehmen gemacht, da mir daran lag, Wild zu photographieren. Als dies mein Boy sah, schüttelte

er mit dem Kopf: „Bibi, Dein Gewehr schläft im Zelt. Nimm es mit.“ Ich tat ihm den Gefallen, trotzdem die Ausichten für mich gering waren. Erstens hatte ich keinen Jagdschein und durfte daher nur auf Schweine, Flußpferde und Raubtiere schießen, dann fehlte mir die Übung. Wenn ich mit meinem Mann ging, war er viel zu passioniert, um mir den ersten Schuß zu lassen. Ging ich mit Porembsky, so machte es mir so viel Freude, wenn er eine recht gute Strecke hatte, weil er doch auf unsere Veranlassung mit nach draußen gekommen war, daß ich von vornherein verzichtete. Porembsky nahm sehr oft selbst nur das Schrotgewehr und veranlaßte mich auf diese Weise, mit der Büchse zu schießen. Sahen wir aber Großwild, dann gab ich ihm schnell mein Gewehr in die Hand und war hocheifrig, wenn „mein Tier“ im Feuer lag. Außerdem machte mir das Photographieren zuviel Vergnügen. Eines kann man nur: Schießen oder Knipsen. Erst später, am Kovuma, als mir das Photographieren langweilig geworden war, ging ich selbständig jagen und hatte zum großen Stolz meines treuen Boys bescheidene Erfolge.

Porembsky und ich verließen nach einer Stunde die Barra barra und wandten uns dem Dickicht zu. Hin und her kreuzten wir im Gebüsch und stießen wiederholt auf frische Spuren, erblickten aber anfänglich nichts. Tiefe Stille lag über der Natur. Lautlos auf bloßen Füßen huschten die Kaffern, nach allen Seiten spähend. Wir in unseren schweren Schuhen bemühten uns gleichfalls, leise zu treten. Aber trotzdem raschelte das dürre Laub oder es krachte ein trockener Ast. An den hellen Stämmen des Bambus liefen buntschillernde Eidechsen. Papageien mit grünem Gefieder saßen lärmend in den Zweigen der hochstämmigen Urwaldbäume. Dazwischen standen die Kandelaberkakteen wie nicht in diese Welt gehörend.

Plötzlich ein leiser Pfiff. Der Führer hält an. Er bückt sich und weist auf zwei nebeneinander herlaufende Fährten. Es waren Löwenspuren. Wahrscheinlich rührten sie von den Löwen her, die in der Nacht am Lager gewesen waren. Der Spur nach zu schließen, war es ein Löwenpaar, das gemeinsam jagte. Ihre Fährte kam aus der Richtung unseres Lagers. Ich bekam eine leise Gänsehaut. Da war man wirklich zum ersten Male mit Bewußtsein in Afrika. Die Spur war ganz frisch. Wir erkannten es daran, daß ihre Konturen ganz scharfe Ränder hatten, über die noch nicht lange der Wind geweht sein konnte. Auch fanden sich noch keine herabgewehten Blättchen oder Insektenbahnen darin. Also galt es auf der Hut zu sein. Wir verabredeten gleich, daß, im Falle beide Tiere angetroffen wurden, zuerst auf die Löwin gezielt werden müsse. Es ist dies eine alte, oft bestätigte Afrikanerweisheit. Ist der männliche Löwe angeschossen oder tot, so greift die Löwin unverzüglich den Jäger an. Ist die Löwin tot, so beriecht sie der Löwe höchstens und ergreift dann die Flucht. Feiger, unritterlicher Geselle.

Bald kam zu den beiden Fährten noch eine dritte, die stets im Kreise um die zwei anderen führte. Das war ein einzelner Löwe, der den beiden anderen das Opfer zutrieb.

Wir drangen langsam im Dickicht vor und stapften durch hohes, verhältnismäßig dichtes Gras, das vom Feuer noch nicht erreicht war. Da regt es sich hinter zwei mächtigen Stämmen. Sechs — nein acht Kappantilopen stehen da. Leise richte ich meinen Apparat ein. Aber die Sonne steht mir entgegen. Von unserer Seite ist des schlechten Windes wegen nicht näher heranzukommen.

Neben mir schnappt leise die Sicherung des Gewehrs. Ein Schuß blizt auf. Die Antilopen gehen ab. Unsere Boys

stürzen hinzu. Ein prachtvolles Tier steht ganz still und bricht dann lautlos zusammen. Es erhält den Schächtschnitt, und wir eilen weiter, der Spur der anderen nach. Bergauf, bergab geht es, durch Dickicht und Dorn, durch Bambus und Steppe eine halbe Stunde lang. Einmal machen wir kurze Pause, essen eine Banane und trinken einen Schluck dünnen Tee. Da knackt es vor uns im Bambus. Es ist aber weit weg, so weit, daß ich im Sucher das Tier kaum erblicken kann. Porembsky flüstert: „Ich riskier's“, und schießt. Er hält gut Blatt, aber die Kugel streift ein dünnes Zweiglein und irrt ab. Die Kappantilope lag trotzdem mit Halschuß. Wir laufen hin, sie schlägt noch ein paarmal. Aus dem Halse sickert langsam dicker, roter Schweiß. Die schönen Lichter starren mit jammervollem Ausdruck die Verfolger an. Sie seufzt tief auf und streckt sich. Ich wende mich ab.

Weiter geht die Jagd. Wir treffen wieder auf Löwen Spuren. Dann suchen wir noch andere Fährten. Wo viele Löwen jagen, da findet sich großes Wild, vor allen Dingen Zebras, die zu ihrer Leibspeise gehören.

Eine geraume Zeit trennen wir uns und dringen in Abständen nebeneinander gehend suchend vor. Da wieder ein Pfiff. Diesmal ist es eine große, frische Wildspur von vielen Tieren, Wasserböcken und Einhufern. Die Kaffern streiten sich, ob Waldesel oder Zebras. Wir nehmen sie auf. Mit möglichst wenig Geräusch geht es vorwärts. Wir überschreiten eine Schlucht und klettern an der anderen Seite in die Höhe. Vor uns ist lichter Bambuswald, dahinter dichtes Pori. Atemschöpfend stehen wir still und halten Umschau. Da raschelt und knackt es. Etwa ein Duzend Wasserböcke und ebensoviel Zebras galoppieren in rasender Flucht davon. Wir verfolgen sie etwa eine Stunde lang. Plötzlich hören wir vor uns

rascheln und stampfen wie von vielen Hufen. Gebückt schleichen wir näher. Da stehen etwa dreißig Zebras. Und sonderbar, trotz ihrer hellen, auffallenden Färbung sind sie kaum von den hellen Baumstämmen zu unterscheiden. Vorsichtig greifen wir eine Handvoll Asche von der Erde auf. Der Wind hat sich gedreht. Näher heranzukommen, ist ausgeschlossen. Porembsty richtet sich auf und schießt. Ein starkes Trampeln ertönt und das Aufschlagen der Hufe. Wir stehen ganz still und horchen. Nichts ist zu sehen, nichts regt sich. Den Kugelschlag haben wir auch nicht vernommen. Also wohl vorbei geschossen. Wir laufen zum Anschuß, da liegt ein Zebra.

Unsere Jagd hatte uns vom Lager sehr weit weggeführt. Wir überlegten: Sollten wir zurückeilen und Leute schicken, die das Fell und den Kopf holen, oder war es besser, gleich da zu bleiben und das Abhäuten zu beaufsichtigen. Wir entschlossen uns zu letzterem. Jedem der Leute wurde eine halbe Rupie versprochen, und dann ging es an die Arbeit. Das Schächten hatte mein Begleiter verboten, weil der Hals zum Ausstopfen ganz bleiben sollte. Die Basuaheli trauerten, denn Zebrafleisch gilt für einen großen Lederbissen. Die Wangoni strahlten, nun bekamen sie das ganze Tier. Binnen einer Stunde war das ganze Zebra abgehäutet und der Kopf sachgemäß abgetrennt. Die Arbeit ging schnell und leicht. Das Tier war über die Maßen fett. In dicken Wülsten lag das Fett unter dem Rücken und im Bauch, goldgelb und sehr appetitlich. Das ganze Fleisch und Fett wurde unter Schnalzen und Singen zerteilt. So ungern die Leute sonst Lasten tragen, mit Fleisch bepacken sie sich nur zu gern. Kein Gewicht ist ihnen da zuviel.

Befriedigt und müde traten wir den Rückweg an und waren nach zwei Stunden im Lager. Unterwegs schoß Porembsty noch einen Wasserbock, den die Leute später holten.

Mein Mann, der Bana Korongo,*) war immer noch abwesend. Am Abend beim Poschozahlen ermahnte ich die Leute, sie hätten doch heute nacht die Löwen gehört. Sie sollten sich im Dunkeln nicht zu weit zerstreuen, sondern sich möglichst in der Nähe der Zelte halten. Für reichlich Holz sollten sie auch sorgen, um große Feuer machen zu können. Sie lachten: „Weshalb Feuer machen? Weshalb unsere Lager ändern? Ihr habt gute Gewehre, Ihr werdet schon schießen, wenn der Löwe kommt. Und holt er trotzdem einen der Unsrigen, so ist es Amry ya mungu — der Wille des Herrn.“ Dabei blieb es.

In dieser Nacht lag ich längere Zeit wach und horchte. Kein Löwe brüllte. Die Nacht verlief vollständig ruhig. Nach dem Frühstück, gegen sechs Uhr morgens, gingen Porembsty und ich wieder gemeinsam fort. Der Morgenstern glitzerte in hoher Schönheit. Über der Flußniederung lag leichter Nebel. Als erstes Wild trafen wir im Stangenholz einen großen alten Wasserbock mit prachtvollem Gehörn. Er lag mit zwei Schüssen. Dann erblickten wir auf einer Lichtung zwei Wildschweine emsig beim Wühlen. Ein Schuß streckte das eine sofort zu Boden. Es sank in sich zusammen.

Da das Schweinefleisch im Koran verboten ist, so essen es die Wasuaheli nicht. Sie dürfen es nicht einmal anfassen, um nicht unrein zu werden. Deshalb wurde ein Mshenzi aus dem Felde geholt, der der schönen Gewehre wegen dem Eber den Kopf abschneiden sollte. Während des Wartens setzte ich mich in den Schatten einer kleinen Palme. Aber das Sprichwort vom „Nicht ungestraft wandeln“ bewahrheitete sich auch diesmal. Die Palme hing voller Juckbohnen, und ich war froh, als ich mit größter Vorsicht aus ihrem Bereich kam.

*) Korongo = Marabu. Er hatte diesen Namen erhalten, weil er so lang und dünn war.

Weiter wurde Umschau gehalten. Da plötzlich treffen wir auf eine kolossale Fährte, wie Waschbecken so groß: Elefanten. Es war eine große, nebenher lief eine kleinere. Mutter und Kind. Wir nickten uns zu, befühlten etwas sorgenvoll das kleine Stück Brot und die zwei schwarzbraun gequetschten Bananen. In der Feldflasche gluckst es noch. Haya Safari! Also los, hinterher! Als Begleiter hatten wir keine Führer, nur unsere beiden Boys und noch zwei halbwüchsige Jungen. Die Kerle hatten keinen rechten Schneid auf die Jagd. Umsonst versuchten sie, uns zu überzeugen, daß eine Elefantenmama furchtbar böse sei. Der Bana hätte auch das große Elefantengewehr nicht mit. Wir sollten lieber umkehren und nach Hause eilen. Sie hätten Angst und wollten ihr Leben nicht riskieren. Da kamen sie aber schlecht an. Mein Begleiter hatte im Gürtel Bollmantelgeschosse zum 98er. Sie genügten zur Not. Einem jeden, der mitkam von den Bieren, wurde eine Kupie versprochen. Das half. Nun ging die Jagd los. Im ausgebrannten Walde war es zuerst leicht, die Spur zu behalten, denn sie führte kreuz und quer. Äste waren abgerissen, kleinere Bäume geknickt. Die Blätter daran waren noch ganz frisch trotz der Mittagsglut. Weit konnten die Tiere nicht sein.

Wie die Spürhunde waren wir hinter ihnen her. Immer hielten wir die Augen auf der großen Fährte. Die kleinere umtanzte sie, wie ein spielendes Kind um seine Mutter tollt. Hin und wieder mischte sich die Fährte mit alten Spuren. Als gar der Weg ins dichte Dschungel führte, war sie sehr schwer zu behalten. Sorgsam wurde aufgepaßt, ob die geknickten Halme noch frisch seien, ob eine Ranke am Pfade etwa niedergetreten und welk sei. Vorsichtig trotteten wir einer hinter dem anderen her. Da fand der vorderste Führer einen frisch abgerissenen Ast, an dem die Bruchstelle noch saftig war. Wir

hatten also immer noch die rechte Spur. Jetzt kamen wir auf den eigentlichen Elefantenpfad. Breit genug war er wohl. Aber das Gras war weit über mannhoch mit Stachgras und Opupos durchwachsen, die uns Hände und Gesicht streiften. Plötzlich führte die Spur im Kreise herum. Im ganzen Umkreis war der Dschungel niedergetreten. Hier hatten die Tiere gespielt und sich gewälzt. Wie sollten wir jetzt den weiteren Weg finden? Wir trennten uns und jeder suchte einen bestimmten Fleck ab. Da ein Pfiff. Mein Boy Wasil winkte. Die große Fährte dort führte nach vielen Windungen aus dem Gewirr der Wurzeln, Schlingpflanzen, Riste und Halme heraus. Wir nahmen sie auf. Hier lag auch Losung. Sie wurde angefühlt: Noch warm. Also vorwärts. Jetzt wurde die Jagd leichter, weil es hin und wieder einen freistehenden Baum gab, den man erklimmen konnte, um Aussicht zu halten. Nur das Nötigste wird gesprochen. Fast atemlos suchen wir weiter. Plötzlich, wir fahren zusammen: ein dumpfer Ton. Der Trompetenlaut des Elefanten. Wir sind also ganz nahe, viel näher, als wir erwarteten. Razengleich erklimmt ein Boy einen Baum. Er fängt an zu zappeln mit den Zeichen größter Aufregung. Dort hinten stehen sie. Es sind ihrer zwei. Sie sind unruhig, die kolossalen Ohren klappen hin und her. Nur Rücken und Kopf sieht man aus dem hohen Grase ragen.

Jetzt werden auch wir unruhig. Porembsky klettert auf den Baum hinauf. Wie Hans Hudebein rutscht er auf dem Ast. Das Gewehr wird ihm vorsichtig nachgereicht. Er kann nur einen sehen. Der Boy in der Baumkrone meldet: Einer läuft in größter Eile nach Süden fort. Wir trösten uns. Einer ist ja noch da. Porembsky sagt mir leise: „Er kommt mir klein vor. Ich kann ihn von hier aus schießen, muß aber erst die Zähne sehen.“ Er legt an und zielt. Langsam und überlegt.

Dann schüttelt er den Kopf: „Das Vieh hat zu kleine Zähne. Ich glaube, es lohnt nicht.“ Die Meinungen der Boys über die Zähne gehen auseinander.

Nun halte ich es unter dem Baum nicht länger aus. Ich höre Schnauben und Trompeten und will auch sehen, vor allen Dingen photographieren. Liebevoll halte ich die Kamera an mich gedrückt. Ich sehe mich nach einem Baum um, denn auf dem von Porembsky und vier Boys besetzten gab es für mich keinen Platz mehr. Aber der hier, wenige Schritte davon, scheint ganz günstig. Ich besetze ihn. O weh! Etwa drei Meter hoch war der Stamm mit Lehm beschmiert, der noch feucht glänzte. An ihm hatten sich die Elefanten gescheuert, nachdem sie vom Schlamm-bade am Flusse zurückgekehrt. Trotzdem versuche ich es auf die Gefahr hin, furchtbar schmutzig zu werden; dreiviertel bin ich oben. Eben will ich festen Fuß fassen. In einiger Entfernung bewegt sich eine graue Masse, Kopf und Rücken kann ich noch nicht deutlich sehen, da, ein Knacks, und unten lag ich.

Mein Begleiter steigt gemächlich von seinem lustigen Sitz und tröstet mich: „Biel mehr habe ich auch nicht gesehen. Nur einmal, als er sich umdrehte, sah ich die Zähne. Sie sind klein und haben ganz gewiß nicht das von der Regierung vorgeschriebene Gewicht jagdbarer Tiere. Ich will ihn nicht. Das Tier zieht ganz langsam ab, hinter dem anderen her.“

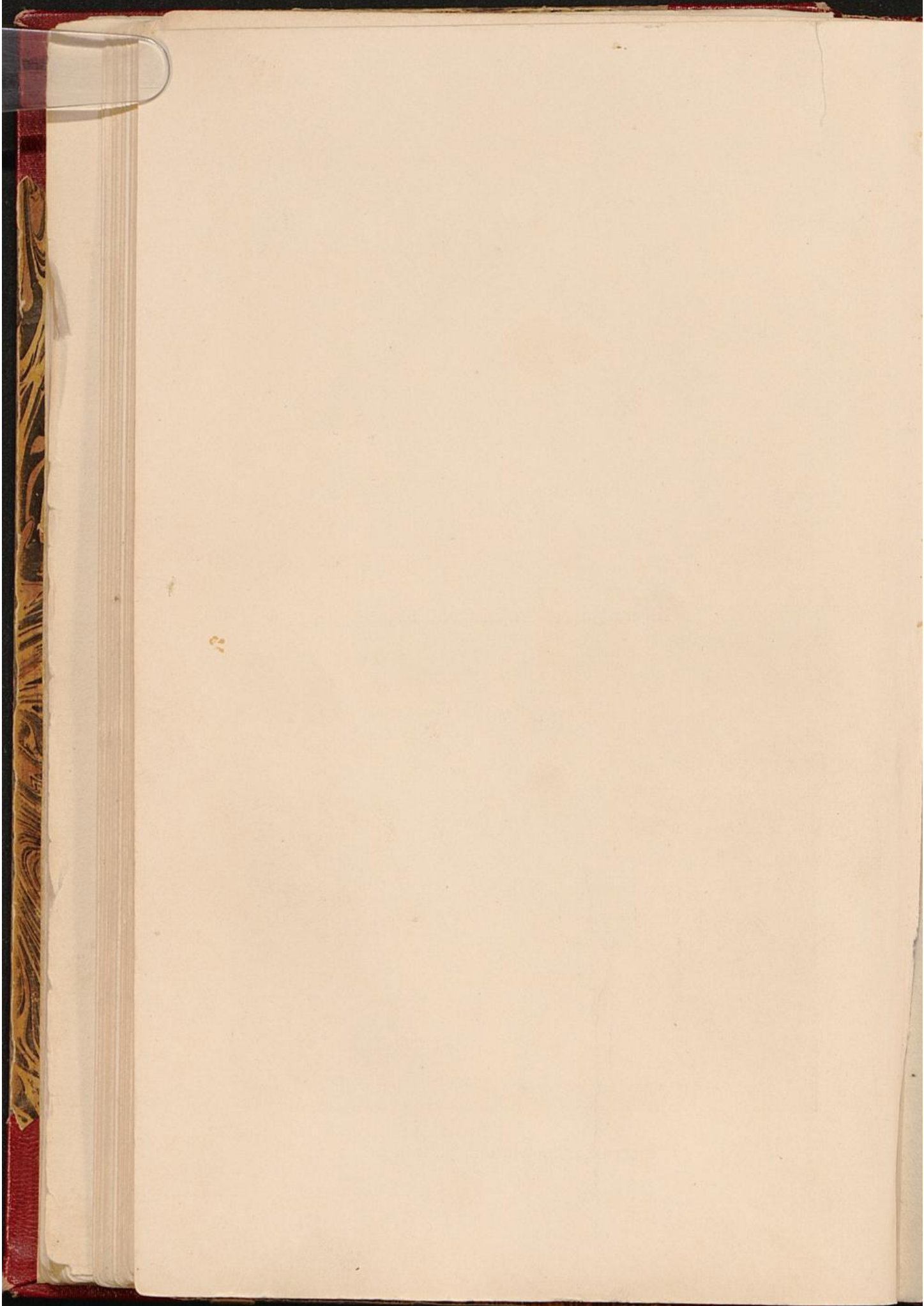
Wir beratschlagten bei einem Becher kalten Tees, ob wir die andere Spur aufnehmen sollten. Die Sonne, als Hauptfaktor, wird besehen. Es ist vier Uhr vorbei. Wir sind mehr wie zwei Stunden vom Lager entfernt. Brot und Tee sind alle. Es gilt hungern, dursten, die Nacht ohne Zelt im Bori schlafen. Seit sechs Uhr früh sind wir unterwegs. Das Bad, das Mittagessen lockt. Die Boys knurren. Umkehren!



Unsere Führer Buschiri und Mzee



Barra=barra, Mafondeplateau



Also gingen wir zurück. Erst mühsam Schritt für Schritt durch den Dschungel. Das Hinauskommen war noch schwerer wie das Hineinkommen. Wir mußten genau den Weg zurück, den wir gegangen waren. Aber jetzt lag das harte Gras uns entgegen. Wir verwickelten uns hinein, die langen Halme schlugen über uns zusammen und mußten gewaltsam geteilt werden. Die ganze Hitze des afrikanischen Sonnentages brütete darin. Erst als der Dschungel überwunden war, ging es schneller. In zwei Stunden waren wir auf der großen Barra-barra.

Das erste, was uns hier auffiel, waren die Stiefelabdrücke meines Mannes. Er war also zurückgekehrt. Im Kamp trafen wir ihn, schmutzig und todmüde. Fast drei Tage war er weg gewesen, zwei Nächte hatte er im Pori geschlafen und hatte kein Stück Wild gesehen.

Spät am Abend erschien ein alter Mann. Er erzählte, er habe gehört, daß der Bana Korongo seit Tagen nichts geschossen habe. Deshalb sei er gekommen, um zu helfen. Der Bana brauche ihm nur die Erlaubnis zu geben, das Pori zu besprechen. Auf Zureden der alten Leute unter den Trägern gab er sie. Der Alte forderte sich einen Elefantenschwanz und „machte damit daua“.*) Er schwenkte den Schwanz nach allen vier Windrichtungen und fing an, seine Zauberformeln zu murmeln. Erst flüsterte er nur, allmählich wurde er lauter und schließlich schrie er und regte sich in seinem Eifer dermaßen auf, daß ihm der Schweiß herablief. Er beschwor, soweit wir verstehen konnten, die Geister des Pori, dem Weißen zu helfen, daß er mehr schösse. „Der Weiße befreit die Washenzi von Elefanten, Büffeln und Flußpferden, die ihre Felder verwüsten. O Ihr Geister des Pori! Habt ein Einsehen und helft uns!

*) „Daua“ heißt so viel wie Medizin, kann auch Zauberei bedeuten.

Bambushütten waren mit Gras gedeckt. Auch wies jedes Gehöft eine gute sanitäre Einrichtung auf.

Die Leute empfingen uns sehr freundlich. Grinsend schleppten sie die Kitanda (Bettgestell der Eingeborenen) vor die Tür, damit wir uns ausruhen konnten.

Wir fanden einen sehr schönen malerischen Platz unter hohen schattigen Bäumen, den wir zum Lager auserfanden. Leider mußten wir ihn sofort verlassen, weil in seiner nächsten Nähe eine kleine Hütte stand, in der ein schwer kranker Ausfägiger wohnte. Eine halbe Stunde oberhalb, auch dicht am Fluß, trafen wir eine abgeerntete Mais- und Bohnenschamba. Bald standen die Zelte, und unsere alte Gemütlichkeit war wiederhergestellt, auch im neuen Lager von Nanyira.

* * *

Am folgenden Tage, als erst im Osten ein schwacher rötlicher Schein glänzte, gingen wir auf Jagd. Diesmal begleitete ich meinen Mann. Nach langem Umherstreifen, bergauf, bergab, trafen wir die Spuren einer Glandantilopenherde. Wir nahmen sie auf und kamen nach zweistündiger Verfolgung zum Wild. Mir gelang eine Aufnahme der hübschen Tiere, die ja früher bei den alten Ägyptern Haustiere gewesen sein sollen. Mein Mann brachte einen sehr schönen alten Bullen zur Strecke.

Nach dem späten Mittagessen saßen wir in angeregter Unterhaltung beim Kaffee, als plötzlich Löwengebrüll ertönte. Es war ein kalter Abend, deshalb hatten wir uns dicht an der von den Boys gebauten Schutzhütte ein großes Feuer angemacht. Wir hörten ganz deutlich: es waren zwei Löwen, die auf Beute gingen. Erst erklang das tiefe dumpfe Brüllen, dann helleres. Es war aber ziemlich weit weg. Wir vermuteten,

mitgebracht haben; hauptsächlich litten die Wasuaheli daran. Verschiedene hatten auch starken Rheumatismus.

Ich konnte hier sowohl wie seinerzeit in Südwest beobachten, daß die Neger ängstlich und empfindlich sind bei inneren Krankheiten, wo sie den Grund ihres schlechten Befindens nicht erkennen können. Sehr tapfer sind sie dagegen im Ertragen von Schmerzen, die von sichtbaren Verwundungen und Verletzungen herrühren. Geradezu sprichwörtlich ist ihr edelster Teil, der berühmte harte Schädel.

Fremde Washenzi kamen auch noch, aber nicht mehr in solchen Mengen, seit ich ein schwerkrankes Kind nach Lindi ins Hospital geschickt. Meine Wundermedizin war aber immer noch stark begehrt.

Hatte ich meine Kranken besorgt, dann hieß es, sich um den Haushalt kümmern. Das Lager mußte gereinigt, das Zelt nachgesehen werden. Es gab große Wäsche, Brotbacken, und die Boys mußten fühlen, daß hin und wieder die Zügel etwas straffer gezogen wurden. Namentlich im Anfang meiner Herrschaft hatte ich mancherlei Kämpfe mit ihnen zu bestehen, weil sie es nicht kannten, sich der Autorität einer weißen Frau zu beugen. Gehindert wurde ich sehr durch meine Unkenntnis des Kisuaheli. Deshalb setzte ich meinen ganzen Ehrgeiz hinein, diese Sprache so schnell wie möglich zu lernen.

Mein Koch war besonders eigenwillig. Wenn ich ihn rief, kam er nur widerstrebend, und wenn ich im Anfang das „shauri ya chakula“, die Essensberatung, mit ihm abhielt, so lächelte er herablassend und ging zu meinem Mann. Allmählich gewöhnte er sich aber an mich trotz aller Mißverständnisse. Einstmals schlug er mir vor: „Heute mittag, wir haben Wasserbockfleisch, da kann es »futschi asi« geben.“ Ich dachte nach: futschi asi hatte ich noch nie gehört. Er wieder=

holte: „Jawohl, futschí asi.“ Schon wurde er ungeduldig. Ich tat ganz sanft: „Weißt Du nicht, wie die Weißen dazu sagen?“ „Aber Bibi,“ fuhr er auf, „das ist doch Deutsch. Rede ich Kisuaheli, dann verstehst Du mich nicht. Jetzt rede ich Deutsch, und Du sagst auch, Du verstehst mich nicht.“ Ich ließ mir nun das Gericht beschreiben. Nach angestrengtem Nachdenken blitzte mir die Erkenntnis auf. Er meinte am Ende „falschen Hasen“. Und richtig, es stimmte. Noch jetzt in Gedanken stehen mir all die vielen „futschí asis“ vor Augen, die er mit Liebe aus Wasserbock, Kappantilope, Büffel und Sualla zu bereiten wußte.

Dieses Prachteremplar von Koch hatte Ausmaß, was ich aus Zufall erst nach drei Monaten entdeckte. Leider mußte ich ihn infolgedessen entlassen. Wir verstanden uns allmählich ausgezeichnet, aber seine Küche durfte ich nicht betreten. Ich trug auch gar kein Verlangen danach, da ich mir meinen guten Appetit erhalten wollte. Daß er in meiner Badewanne schlief, darin auch das Fleisch klopste, waren Kleinigkeiten. An sich war er tadellos sauber, badete, wenn es Wasser gab, mindestens zweimal am Tag und wusch sich mehr wie ein dutzendmal die Hände. Er war goldbehrlich und naschte nie.

Alle anderen Boys fügten sich bald bis auf den dicken Usman, der schon das Jahr vorher in Diensten meines Mannes gestanden hatte. Dem paßte meine Kontrolle durchaus nicht. Voller Zutrauen ging er zu meinem Mann, um sich zu beschweren: „Bana, seit Deine Bibi hier ist, ist rein gar nichts mehr los. Zucker, Kaffee, Jam schließt sie ab und hat sogar Deinen Tabak unter Verschuß. Und den Schlüssel trägt sie bei sich. Bana, es sind traurige Zeiten.“

Schließlich einigten auch wir uns. Als wir im Dezember Abschied nahmen, da weinten die Leute mir die bittersten

Tränen nach. Sogar händeringende Briefe von Sehnsucht und Wiederkommen haben sie geschrieben.

Draußen in der großen Einsamkeit verging kein Tag, der uns nicht irgendein interessantes Ereignis brachte. Mit Passion und Erfolg lagen beide Herren der Jagd ob. Abwechselnd begleitete ich sie. Porembsky hatte großes Jagdglück und erlegte viele Wasserböcke mit prachtvollen Gehörnen, Schopfantilopen, Kappantilopen und Schweine. Die Kappantilopen schätzten die Eingeborenen sehr, weil man mit ihnen daua machen, d. h. sie zu Besprechungen gebrauchen konnte. War das Tier gefallen, dann eilten alle, die dabei waren, um einen Büschel des pferdeschweifähnlichen Schwanzes zu erfassen. Unter allerlei sonderbarem Gemurmel wurde ein Knoten in die Schwanzhaare geknüpft. Wem das glückte, ehe das Tier den Schächtschnitt bekam, war Zeit seines Lebens gegen „Durchfall“ gefeit.

Groß war überhaupt ihr Aberglaube. Einst begleitete ich wieder einmal Porembsky, der einen Wasserbock frank geschossen hatte. Bei der Verfolgung der Schweißfährte läuft ein Schwein über den Weg. Porembsky erhebt das Gewehr und schießt vorbei. Quielend und mit hoch erhobenem Ringelschwanz geht es ab. Da packt der Führer den Schützen leise am Arm und sagt: „Komm zurück zum Lager, Bana, heute trifft Du kein Wild mehr. Das Schwein, an dem Du vorbeigeschossen, das läuft, was es nur kann, bis zum Mbenkuru und erzählt allen Tieren: »Nehmt Euch in acht, mir ist der Tod eben in die Glieder gefahren.«“ Jetzt war nichts mehr zu machen, die Leute waren so felsenfest davon überzeugt, daß sie heute zu keinem Wild kommen würden, daß sie sich nicht die geringste Mühe gaben.

Der Aberglaube beeinflusste das ganze Tun der Leute. An dem Tage, ehe mein Mann den vierten Elefanten schoß, kamen

sie zu ihm und baten ihn: „Nimm bitte heute nicht Deinen Boy mit. Nimm an seiner Stelle den Trägerführer der Sua-heli.“ „Aber Kinder, der versteht doch nichts von der Jagd.“ „Heisuru, das ist gleichgültig, er muß heute mit. Wir fühlen, heute wird gute Jagd sein. Unser Blut stimmt zusammen. Wir brauchen aber noch mehr gleiches Blut. Das vom Boy ist dem unseren entgegen. Aber der Trägerführer ist gut.“ Es geschah ihnen der Wille. Die Strecke belief sich in den ersten Morgenstunden auf 2 Wasserböcke, 2 Schopfantilopen, eine Glandantilope und einen Elefanten.

Es fiel mir auch ein kleiner, bleigrauer Vogel auf. Der flog im Pori vor uns her und hüpfte zwitschernd von Ast zu Ast. Die Leute sahen ihm mit sorgenvollen Gesichtern nach. „Was gib't's?“ „Bibi, komm fort von hier, der Vogel zeigt Dir, wo der Löwe und die Schlange wohnen. Eil Dich, daß Du sie nicht triffst.“ Da half kein Gegenreden. Die beste Spur ward verlassen und lieber mit angespannten Kräften eine andere, weniger sichere verfolgt, vorausgesetzt, daß sie nur in entgegengesetzte Richtung ging.

Als der erste Führer etwa eine Woche an Malaria krank lag und sich immer noch nicht erholte, sagte ich zu ihm: „Der Bana vermißt Dich so sehr. Eile Dich, daß Du wieder gesund wirst.“ Da meinte er: „Laß gut sein, Bibi, ich fühlte, daß Ihr in diesen Tagen schlechte Jagd haben würdet. Da konnte ich nichts dabei ändern. Aber morgen muß ich bereit sein. Das Blut zittert in meinem Arm, morgen werde ich Wild schächten, großes Wild, das der Bana schießen wird.“

Einst war ein stürmischer, kühler Abend. Ich saß allein am Feuer und hörte zu, wie Usman, meines Mannes Boy, Märchen erzählte: „Und das Sultanskind war hochmütig und jagte das Bettlerkind fort. Und das Sultanskind wurde arm und

mußte betteln gehen. Der Zufall fügt, daß es auch an die Hütte des Bettlerkinds kommt. Dies sagt: Du hast mich von Deiner Tür gejagt mit Schimpf und Schande, aber das macht nichts. Komm nur herein und iß, ich gebe gern von dem wenigen, das ich habe.“

„Wie schön, wie schön,“ riefen begeistert die Träger, „diese Geschichte mußt Du noch einmal erzählen.“ Aber Asman stand auf: „Laßt mich jetzt, ich muß mit dem Bana Korongo sprechen.“ Er ging zu meinem Mann, der kurze Zeit vorher beim letzten Büchsenlicht einen braunen, mittelgroßen Reiher mit braunen Watbeinen geschossen hatte.

„Bana, warum schossest Du das Tier?“ „Weshalb soll ich nicht?“ „Weil es ein gefährliches Tier ist.“ „Wieso, es ist doch tot.“ „Das ist das wenigste, es ist unrein. Du wirst von nun an Unglück haben, weil Du es geschossen hast. Du mußt sofort ein Stückchen von Deiner Kleidung abreißen und dem Vogel damit die Beine zusammenbinden. Am besten nimmst Du von dem, was Du dicht auf dem Körper trägst. Reiß einen Streifen von Deinem Hemd ab, so ist der böse Zauber aufgehoben.“

* * *

Es ist reizvoll, still im Kamp zu sitzen, anscheinend nichts zu tun und die Träger zu beobachten.

Ihr primitives Lager richten sie sich her, indem sie den Turban vom Kopf nehmen, der aus einem Kanga oder einer dünnen Zeltbahn besteht, und sich damit sofort die Lagerstatt aufschlagen. Oft sind diese kleinen dreieckigen Zelte so schmal, daß ihr glücklicher Besitzer den Kopf und günstigen Falles auch noch den halben Oberkörper gegen den fallenden Tau schützen kann. Besser, aber mühsamer herzustellen sind die kleinen

Hütten aus Laub und Palmzweigen. In Gruppen wird abgekocht und geschlafen. Die Wangoni schlafen zusammen. Von ihnen wieder bezieht der Mnyampara, Trägerführer, mit den Vornehmeren ein Lager, während die niedriger Stehenden sich gleichfalls zusammenschließen. Die Wasuaheli kochen und schlafen zusammen, die Christen, ganz gleich, welchen Stammes sie sind, und die Washenzi.

Ausdauernd und sangesfroh sind die Wangoni auf dem Marsch; mürrisch und leicht müde die Wasuaheli. Das kommt daher, weil diese viel weniger Arbeit gewohnt sind wie die Leute aus dem Innern. Als Küstenleute sind sie auch anfälliger und leiden viel an Rheumatismus und Fieber.

In einem sehen sie sich aber alle gleich. Sowie sie ins Lager kommen und ihre Lasten los sind, dann wird Feuer gemacht, und wenn erst die schwelenden Flammen um die Töpfe schlagen und es darin zischt und brodelst und dampft, dann sind alle Mühe und Mühsale der Safari vergessen. In tiefem andächtigen Schweigen sitzen sie mit sauber gewaschenen Händen drum herum und warten. Jetzt zieht der Mehlbrei in dem Topf dicke Blasen. Der Holzlöffel wälzt ihn um. Nun ist er fertig. Unter Zungenschnalzen und Schmazen beginnt die Tätigkeit, die ihrem Dasein Zweck und Wonne gibt, das Essen.

Und wie sie essen! Es ist eine Lust, ihnen zuzusehen. Sie kneten den heißen Brei zu Kugeln, die sie, wenn sie es haben, in Fett oder Currysauce tauchen und unter vollkommenem Schweigen in den Mund schieben. So geht das immerzu, eine Hand nach der anderen verschwindet im Topf, dreht die Kugel, steckt sie in den Mund. Und wieder eine, noch eine, bis der Topf leer ist. Hinterher, zum Dessert, wird das Fleisch gegessen und werden die Knochen aufgebrochen, um das Mark herauszuholen. Auch dies geschieht, wie andere schwere Arbeiten, Nägel heraus-

ziehen, Flaschen entkorken, mit den Zähnen. Die meisten, aber nicht alle, haben ein tadelloses Gebiß. Das einzige, was sie zur Zahnpflege tun, ist, wie ich beobachten konnte, häufiges Putzen. Die Zahnbürste bereiten sie sich selbst. Sie sieht aus wie ein Pinsel und ist ein Stück Holz, ich glaube des Mbuloabaumes, das sehr faserig ist. Es hängt mit dem Islam zusammen, daß der ostafrikanische Neger im Verhältnis zum südwestafrikanischen viel sauberer ist. Er wäscht und badet sich täglich, oft mehrmals, hält seine Kleidung sauber. Angenehm fiel es mir auf, daß ich nie Ungeziefer bemerkte, während dies beim Südwestneger geradezu zum guten Ton gehört, schon weil es ein Zeichen von Gesundheit ist.

In unserem Lager gab es auch einen Lehrer, einen Sendboten der islamitischen Bewegung, der alle, die willig waren, im arabischen Schreiben und Lesen unterrichtete. Dann hatten wir einen Schneider, der mir Duzende von Nadeln und fast all meinen Zwirn abbettelte, und einen Friseur. Seine Kunst war ein wenig primitiv. Als Handwerkszeug diente ihm ein altes schartiges Messer für die größten Wollköpfe und für die zarteren eine Glasscherbe, die, aber nur in Abwesenheit meines Mannes, auch hin und wieder durch seine Rasiermesser ersetzt wurde.

Während der Ruhetage ging ein jeder von den Leuten seiner Beschäftigung nach. Der eine versorgte seine Gruppe mit Brennholz, der andere trug Wasser, ein dritter angelte in den unverdächtigsten Pfützen mit großer Geduld. Wieder einer suchte Honig. Am Mbenkuru pflegten die Washenzi die wilden Bienen, so sehr sie konnten. Oft sahen wir auf hohen Bäumen, quer befestigt, ausgehöhlte Stämme liegen. Das waren die Bienenkörbe, in denen sich die Bienen auch sehr gern niederließen. Von Zeit zu Zeit wurde dann ein großes Feuer

angemacht. Der heißende Rauch vertrieb die Bienen. Der Mhenzi kletterte in den Baum und nahm den größten Teil des Honigs. Ein wenig ließ er stets darin zurück, damit die Bienen bei ihrer Wiederkunft ermutigt wurden und weiter bauten.

Anderer Träger präparieren das frische Fleisch. Sie schneiden es in Streifen und legen es auf Roste von Bambus, unter denen sie ein kleines, stark rauchendes Dauerfeuer unterhalten. Oft wird es auch an Stöcke gesteckt, die in den Rauch hineinragen, und angebraten. Auf diese Weise hergerichtete Fleisch „soll“ sich länger halten. Es sieht böse aus, ist außen angekohlt und hart, und innen grünlich-blau schillernd, höchst übelriechend und oft madig. Die südwestafrikanische Art des „Bülltong“-Bereitens ist besser. Das Fleisch wird in feine Streifen geschnitten, stark eingesalzen und an der Luft zum Eintrocknen aufgehängt.

Mit dem Fett wird sorgfältiger umgegangen. Nachdem es eingeschmolzen ist, wird es in Flaschen und alte Konservendbüchsen gefüllt. Es dient als Beigabe zu Mehl, Hirse und anderem Brei, zu medizinischen und kosmetischen Zwecken.

Musik wird im Lager sehr viel getrieben. An Instrumenten hatten die Leute vier Ngomatrommeln. Sie sind aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellt und mit Büffelhaut, wenn sie groß sind, sonst mit Buschbockfell bespannt. Um sie lauter und besser klingen zu machen, werden sie über ein kleines Strofeuer gehalten, das die Haut von innen erwärmt. Abgestimmt werden sie durch Kautschukstückchen, die oft in einer schmalen, dicken Schicht auf dem Fell kleben.

Wir hatten die Ngomatrommeln beim Durchziehen durch verschiedene Dörfer gekauft. Um die große feilschten wir sehr lange, bis sie in unseren Besitz übergang. Sie gehörte einer

alten Frau im Dörfchen Namwiranye, durch das wir öfters kamen. Als wir der alten Dame unsere Absicht mitteilten, dies wunderbare Instrument käuflich zu erwerben, zeterte sie und wollte durchaus nicht. Als Grund gab sie an, sie gebrauchte die Trommel zu notwendig. „Aber weshalb denn?“ „Ja, seht mal, mein Mann hat Wasimu (ist oft von bösen Geistern besessen) und dann tobt und schreit er. Dann nehme ich die Trommel und lasse sie noch viel mehr toben und schreien. Das kann mein Mann nicht aushalten und wird still.“ Dieser Grund war triftig genug und wir ließen sie in Frieden.

Nach einiger Zeit kam sie und bot sie uns an. Hüttensteuer mußte bezahlt werden. „Aber wenn dein Alter nun wieder Wasimu hat, was dann?“ „Heisuru“ — „schadet nichts,“ meinte sie liebevoll — „amri ya mungu“ — „Gott will es so!“

Dann gab's „Klaviere“. Es waren sehr kunstvoll gefügte, rechteckige, flache Holzkästen mit Resonanzboden, die am oberen Ende in einen Schnabel auslaufen. In der Mitte hart nebeneinander liegen sieben schmale Stahlzungen, die mit beiden Daumen heruntergeschneilt werden, „ping-päng-päng; ping-päng-päng; ping-päng-päng“ — so klang tage-, wochenlang das schöne Lied. Das war Wasuahelimusik.

Die Wangoni hatten als Leibinstrument ein aus dünnem Bambus gefertigtes Viereck. Etwa 15 bis 20 gleich lange Bambushölzchen sind durch eine dünne Fellschnur nebeneinander befestigt. Jedes Hölzchen ist hohl und hat als Inhalt etliche trockene Erbsen. Auf diesem an und für sich schon rasselnden Ding wird mit der Fingerspitze auf und ab und quer darüber gerieben.

Weiter gab es „Mandolinen“, aus Kürbis gefertigt, und andere wunderbare Dinge. Alle hatten sie das gemein, daß man auf ihnen fürchterlich spektakeln konnte.

Sobald wir die tiefe Stille und die schöne Tropenstimmung genießen wollten, ging diese Musik regelmäßig los, vermischt mit Gefängen und Tanzliedern, die, wenn man es nicht hinderte, den ganzen Tag und die halbe Nacht dauerten. Ich verfüge über gute Nerven, aber oft bedurfte es doch aller Selbstbeherrschung, um nicht mit harten Gegenständen zu werfen und so die Harmlosigkeit dieser Kinder zu stören.

Eine große Untugend hatten die Leute, namentlich die Wafuaheli: sie jeuten, und zwar mit einer solchen Leidenschaft, daß sie alles verspielten, was sie hatten, und alles, was sie demal-einst verdienen würden. Aus dem Grunde war bei unserer Safari das Kartenspiel bei Androhung von den berühmten „25“ Hieben verboten. Es mußte aber tatsächlich erst ein Exempel statuiert werden, ehe sich die Kerle vom Ernst des Verbots überzeugten.

Im großen und ganzen wurden wir gut mit ihnen fertig. Geschlagen wurde in den viereinhalb Monaten viermal. Das erste Mal hatte ein Träger in einem Dorf, wo wir freundlich aufgenommen wurden, seinem Wirte aus Dankbarkeit eine Matte gestohlen. Sie fand sich bei Durchsicht seiner Last trotz allen Leugnens darin verpackt vor. Er bekam 15 Hiebe. Das zweite Mal erhielt ein Kerl 25 wegen Kartenspiel. Das dritte Mal hatte ein Träger friedlich ihres Weges ziehende Frauen vor den Augen der ganzen Karawane beleidigt, was er mit 25 büßen mußte, und das letzte Mal am Kovuma, im portugiesischen Gebiet, hekte dieser selbe Kerl die Leute auf, so daß sie anfangen, grundlos zu murren und unbotmäßig zu werden. Da bekam er noch einmal 25. Winselnd bat er danach meinen Mann: „Schlag mich ruhig, es ist gut so, aber jag mich nicht fort. Du bist mein Baba (Vater), ich dein Kind!“ Ein schönes Kind!

ringste anginge. Und doch scheint sie der Gegenstand des Streites zu sein. Zwei ihrer Verehrer duellieren sich mörderlich. Das ganze Volk hat sich in zwei Lager geteilt, die Partei ergreifen. Steine, Stöcke fliegen. Dazwischen wird getobt, geschrien. Die kleine Dame reckt und dehnt sich. Sie findet es wunderschön, Hauptperson zu sein. Jetzt läßt der Lärm nach. Der glücklichere Kämpfe ergreift sie am Schwanz. Der andere stürzt herbei, um sie ihm zu entreißen. Wieder beginnt das Toben. Da erschallt ein tiefer, tiefer Baß und bedächtig naht sich ein alter, weißbärtiger Pavian. Seine Stimme klingt, als ob er sagt: „Aber Kinder, seid ruhig. Pfui! Wer zankt sich da.“ Der alte Herr hat wirklich etwas sehr Beschwichtigendes, gänzlich Leidenschaftsloses. Das Geschrei verstummt. Wieder hört man ihn: „Pfui Kinder!“ Dann schreitet er gravitätisch auf die Affendame zu. Wie versteint sitzt sie da. Er packt sie am Bein. Sie kreischt schrill auf und beißt und wehrt sich. Aber es hilft nichts. Fort zerrt er sie, tief in die Wildnis hinein. Die erstaunten Gesichter der beiden Verehrer konnte ich leider nicht erkennen. —

Auf den gewaltigen zutage tretenden Wurzeln eines uralten Affenbrotbaumes rasteten wir. Da kommt ein blauer, größerer Vogel mit weißen Schwanz- und Schwungfedern ganz dicht und zutraulich an uns heran. Das entzückende Tierchen hat sicher in seinem kleinen Vogeldasein auch noch keine Menschen gesehen. Immer näher hüpfst es. Wir rühren uns nicht. Jetzt spaziert es vor uns auf und ab, so dicht, daß man es fast greifen kann. Keine fünf Schritt von mir entfernt setzt es sich hin. Der Führer grinst und meint: „Bibi, jetzt legt er für dich ein Ei.“ Ich schüttelte den Kopf, und wir beobachteten weiter. Nun steht er auf, reckt sich, plustert das Gefieder und stolziert davon. Wir sehen nach, wo er gefressen und finden eine

etwa faustgroße Vertiefung in der Erde, und darin liegen drei weißbraun gesprenkelte Eier. Nach wie vor umkreist uns der Vogel. Jetzt kommt auch das Männchen herbei. Aufgeregt wird ihm die wichtige Geschichte mitgeteilt. Beide trippeln eilig zu den Eiern. Wir haben uns gehütet, sie anzurühren, um das Pärchen nicht zu stören.

Wir standen auf und gingen unseres Weges. Vom Gipfel eines Berges überschauen wir das Land. Der Berg ist öde. Nur Gestrüpp und einige kahle Bäume schmücken ihn. Sie haben eine weiße Rinde, weiße Äste und blaugrüne Blätter, die auf der Rückseite mit weißem Filz überzogen sind. Eisgrau wie das Wurzelmännchen im heimischen Wald stehen sie da. Zu unseren Füßen streckt sich das Mbenkurutal. Das Gelbe, was wir sehen, ist das hohe Gras des Pori. Wo die Bäume so schön grün sind, dort ist das Flußufer. Meilenweit am Horizont dehnt sich die Savanne. Hin und wieder taucht eine einsame Borassuspalme mit schlankem Stamm und wogender Baumkrone auf. Dicht neben uns singt ein Vogel. Es klingt wie Kastagnetten, die in einem ganz besonderen Takt geschlagen werden. Der Spottvogel ruft: „Narr, Narr, der du stehst und die Natur besiehst und heute das Wild laufen läßt“. Perlhühner flattern mit schwerfälligem Fluge von Baum zu Baum. Papageien kreischen. Ab und zu kommt ein Windstoß und tanzt im Kreise herum, und Gras, Asche, Blätter und Zweige tollen wirbelnd durcheinander.

Es ist Mittag geworden und glühend heiß. Die klare Luft zittert vor Hitze. Hoch über uns im Äther schweben große Bögel. Sie kommen näher und näher. Es sind viele, mehr als man zählen kann. Adler, Geier und Marabus. Sie ziehen zu einem bestimmten Punkte hin. Dort muß irgendein verendetes Tier liegen, an dem sie leckere Mahlzeit halten wollen. Sie

stoßen zur Erde. Weit ist es nicht. Wir schleichen näher. Da sitzen sie und zerren an einem toten Antilopenkiz und fressen und schlängen. Gierig tauchen sie die Köpfe mit den kahlen Hälsen in den Kadaver und reißen an den Eingeweiden. Ein widerliches Bild. Die, die nicht herankommen können, sitzen hungrig wartend auf dem nächsten Baum.

Mein Mann nimmt die Büchse und schießt. Wie Gespenstervögel mit schwerem Flügelschlag heben sie sich in die Luft. Das krächzt und flattert. Ihre großen Flügel werfen Schatten über uns im blinkenden Sonnenlicht. Wir sehen ihnen nach. Ein Marabu schwankt in der Luft. Jetzt überschlägt er sich. Wie ein Pfeil kommt er herabgeschossen. Mit hartem Fall stürzt er tot zur Erde. Die Kugel hatte ihm Flügel und Brust durchbohrt. Ein entsetzlicher Geruch geht von ihm aus. Der Kropf ist angefüllt mit faulem Fleisch. Wir rupfen ihm die wertvollen Federn am Schwanz aus und beschließen, da es mittlerweile Nachmittag geworden ist, auf Umwegen ins Lager zurückzukehren.

Auf Wildfährten achteten wir nicht mehr. Wir schlenderten gemächlich die Ufer des Mbenkuru entlang. Sie sind hier mit waldigem Grün dicht bewachsen. Die Bäume haben kolossale Luftwurzeln, die wie große Schaukeln herabhängen. Raum, daß man durch das Gewirr von Wurzeln und Ranken und Schlingpflanzen hindurchkommt. Duzendfach kreuzen sie sich und verwachsen zu dicken Knoten da, wo sie sich berühren. Sie winden sich in großen Bogen zur Erde und bekommen neue Wurzeln und neue Sprossen, die sich teils aufwärts richten, teils in vielfachen Krümmungen über den Erdboden ziehen. Aber wir haben heute Zeit, und es ist schattig und kühl.

Die Wildnis hört auf. Wir kommen näher heran an die Stätten der Menschen. Dort steht auch schon eine Hütte. Da-

vor hocken Menschen, Männer, Weiber, Kinder. Eine Bewegung entsteht, als sie uns sehen. Die Frauen gehen uns entgegen. Sie knien nieder und halten die Hand an die Stirn zum Gruß. Nun erscheint auch der Familienvater und bietet uns Wasser an. Er ist ein „Fundi“ (Meister) im Schmiedehandwerk. Er arbeitet sehr schöne, scharfe, halbmondförmig gebogene Messer mit festem Griff aus Ebenholz oder Flußpferdelfenbein. Es ist dies die einzig wirklich kunstvolle Arbeit der Wadonde, die wir trafen. Ich blickte in die Hütte hinein. Sie ist innen zweistöckig aus gespaltenem Bambus erbaut. Ich unterhalte mich mit dem Mann: „Wo schlaft ihr?“ „Am Tage schlafen wir unten, da wo das Fleisch hängt und die Hühner sind. Des Nachts klettern wir mit der kleinen Leiter hinauf. Wir ziehen sie hinter uns her und legen auf die Luke eine kleine Tür.“ „Weshalb tut Ihr das?“ „Wir fürchten den Löwen. Es gibt so viele hier. Fast jeden Tag kannst Du hören, daß ein Mensch von ihm geholt ist. Aber es ist Gottes Wille.“ „Ich denke, der Löwe kann auch auf das Dach springen und die Menschen von oben herausholen.“ „Das tut er auch. Das ist dann auch Gottes Wille. Wenn es Gott gefällt, dann kommt der Löwe an die Hütte, schlägt die untere Tür ein, schnuppert und denkt: Aha, die Menschen sind oben und schlafen. Und geht wieder weg. Und wenn es Gott gefällt, kann er aber auch denken: Die Menschen sind oben, da muß ich durchs Dach gehen und holt einen von uns. Es ist alles amri ya mungu — der Wille Gottes.“

Die Kinder sahen schlecht aus. Sie waren augenkrank und hatten die Füßchen von Sandflöhen angefressen. Vor uns fürchteten sie sich sehr. Instinktiv hatten sie uns aber doch als Weiße erkannt. Als sie uns erblickten, hatten sie gerufen: „Seht, da kommen Menschen. Das müssen Weiße sein“.

Eine andere Hütte im Felde war besonders schön gebaut. Sie war zweistöckig und mit einem dichten Kranz dicker Bambusstäbe umgeben. Die Hütte selber bestand aus vier kleineren Räumen. Der mittellste, sicherste war das Schlafgemach. Wie eine kleine Festung sah das ganze Gehöft aus. Es gehörte einem alten Ehepaar, auch Dondeseuten. Ihr krauses Negerhaar war schlohweiß geworden und das Gesicht von hundert und aber hundert kleinen Fältchen durchfurcht. Der Mann war mit Korbflechten beschäftigt. Die Frau schleppte Wasser herbei. Sie war so alt, daß sie nichts mehr auf Schönheit gab. Deshalb hatte sie auch die Holzscheibe aus dem linken Nasenloch weggelassen und ebenso die Pflöckchen aus dem äußeren Ohrmuschelrande. Ohren und Nase waren schlappe Lappen mit Löchern darin.

Gegen vier Uhr langten wir beim Lager an. Wir tranken vor dem Bude noch einen Becher schönen starken Kaffee und gedachten den Rest des Nachmittags recht behaglich zu verbringen. Unser Reisegefährte war auch zurück, mit einem sehr schönen Wasserbock als Beute.

In der Nacht, gegen ein Uhr, als ich im tiefsten Schlafe lag, weckte mich mein Mann: „Höre nur mal, wie der Löwe brüllt“. Sofort war ich munter und vernahm die tiefen, langgezogenen Töne. Es klang, als ob sie aus nächster Nähe kamen. Mir schlug das Herz bis in den Hals. Atemlos lauschte ich. Wir traten vors Zelt. Die Mondsichel stand tief am Nachthimmel. Silberne Wölkchen flogen über sie hin. Leise wiegten sich die Kronen der alten Bäume im Nachtwinde. Knarrend fiel hier und da ein toter Ast zur Erde. Krachend und knallend sprang eine reife Frucht auf. Gegen die Zeltwände schlug der Zugwind. Jetzt war es, als ob alles mit einem Male ruhig würde. Die erhabene Stille der Nacht stei-

umgehängt, und mit großen Schritten wollten wir ins Pori eilen.

Da erschien mit allen Zeichen der Aufregung der Fundi (der eingeborene Jäger), der so schlecht Fährten las, daß wir stets ohne ihn gingen. Er rief: „Bana, komm schnell, ich habe viele Flußpferde gesehen im Wasser des Mbenkuru. Es ist ganz nahe bei“.

Wir stürzten an unsere Gewehre, ich auch, denn Flußpferde darf man ohne Jagdschein schießen. Die Boys kamen hinterdrein. Fünf Minuten später liefen wir schon an den Feldern der Dondeleute vorbei zum Fluß. Aber die Stelle, wo die Flußpferde sein sollten, war doch nicht so nahe, wie der Fundi angegeben hatte. Der Begriff von „nah“ ist bei den Negern überhaupt recht dehnbar. Sind sie frisch und haben sie Aussicht auf Bombe oder Fleisch, dann ist alles nahe. Sind sie faul und satt, dann gilt die kleinste Entfernung für sehr weit. Auch haben sie ein abscheuliches Wort, durch das man stets genasführt wird: „kule“ = „da hinten“. Allmählich merkt man am Tonfall, ob dieses Wort weit oder nahe bedeutet. Je singender der Ton ist, desto entfernter ist es. Und schlägt er gar in die Füstelstimme um, dann kann man sicher sein, das kule-kule gewiß nicht in einem Tage zu erreichen. Ein anderes hübsches Wort ist „bado“ = „noch nicht“, „bald“, das einen in seiner verschiedenen Bedeutung oft zur Verzweiflung treibt.

Schon eine Stunde waren wir im Geschwindschritt gegangen. Wiederholt hatten wir das Flußbett gekreuzt, das nur wenig Wasser hatte, als der Fundi auf dichtes Gras und dahinterliegende grüne Büsche zeigte. „Kule.“ „Da hinten“ sollten also die Flußpferde sein. Mit möglichst wenig Geräusch arbeiteten wir uns durch das knackende, dichte Gras, etwa 20

bis 25 Minuten lang. Es führte bis an den Fluß. Vorsichtig bogen wir die Büsche auseinander und spähten hindurch. Da merkten wir, daß wir ganz dicht am Ufer standen. Es war steil und abfallend. Das Wasser schien an dieser Stelle tief zu sein. Da plötzlich prustet und schnaubt es. Wir suchen mit den Augen. Im stillen Wasser ziehen sich Kreise. Zwei mächtige Nasenlöcher, ein Stückchen Stirn, zwei Glogaugen sieht man. Schnell ist die Erscheinung verschwunden.

Mein Mann raunt mir zu: „Entsichere schnell, diesmal sollst Du ganz gewiß den ersten Schuß haben“. Ich stöhne innerlich. Dieses Ziel treffe ich nie. Wie ein Blitz taucht es auf. Weg ist es. Ich will es versuchen. Das Gewehr angelegt, warten wir alle drei. Da steigen dichte Blasen an die Oberfläche. Ich sehe noch gar nichts. Da schießt mein Mann. Eine Bewegung im Wasser. Jetzt taucht ein Stück Kopf auf. Mein Schuß geht drüber hinaus. Beim nächsten Mal schießt Porembsky. Das Tier verschwindet für eine lange Weile. Nun schnaubt es wieder stromauf. Beide Herren rennen das Ufer entlang, weil anzunehmen ist, daß es dort wieder an die Oberfläche kommt. Ich warte und horche, wann der Schuß aus den großen Elefantengewehren dröhnen wird. Ganz dicht vor mir taucht da plötzlich ein widerlicher, viereckiger Kopf auf. Die Nasenlöcher weiten sich und prusten. Das rosafarbene gewaltige Maul öffnet sich. Ganz erschreckt starre ich auf das häßliche Bild und vergesse das Schießen. Etwa fünfzig Schritt von mir höre ich es mit einem Male rauschen, platschen und knacken. Der Kolofß ist böse und klettert an Land. Die Herren laufen, was sie können, zurück, um das Flußpferd auf dem Trockenen zu erlegen. Ich versuche auch zu eilen, verwickle mich aber in einem weg in das hohe Gras und komme nur langsam vorwärts. Zwei Schüsse fallen. Die Leute schreien, dann ist

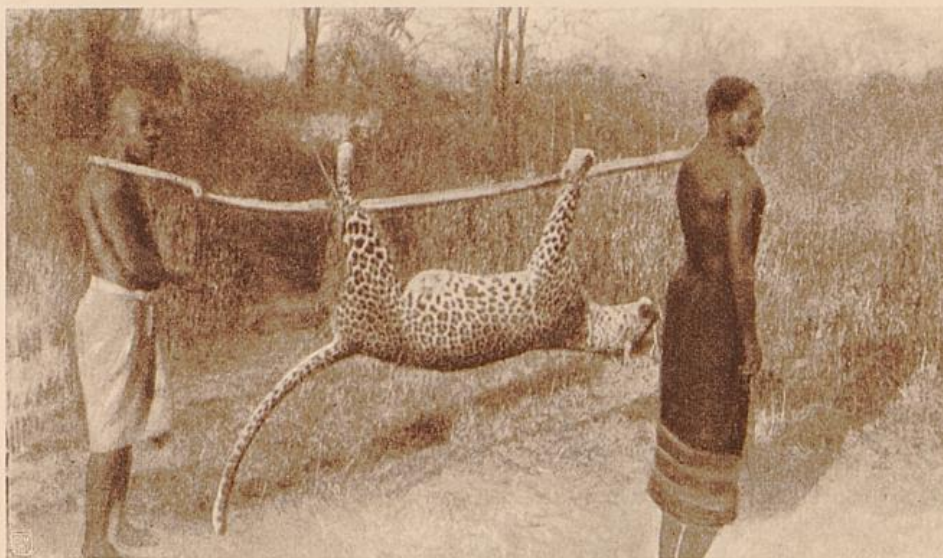
alles still. Da sehe ich auch schon Porembsty, der mir schweißtriefend entgegenkommt. „Liegt es?“ „Denk nicht dran. Das Vieh hat solch infamen Schweinetrab am Leibe. In dem Gelände kann man nicht hinterher. Ich habe es versucht. Man kommt einfach nicht weiter. Wer weiß, wo es ist. Sicher im dichtesten Pori.“

Nun suchen wir meinen Mann und erblicken ein merkwürdiges Bild. Nicht weit von uns steht er. Plötzlich dreht er sich im Kreise herum, hüpfst, springt, reibt sich Rücken, Brust, Arme, Beine, dreht sich wieder herum, reibt von frischem und schneidet ganz verzweifelte Gesichter. Ich starrte ihn fassungslos an: „Was fehlt Dir denn?“ Da endlich antwortet er: „So hilf mir doch, ich bin in die Opupo gekommen. Ich kann es vor Jucken nicht mehr aushalten“. In Fetzen fliegen die Kleider vom Leibe, Schuhe, Strümpfe. Die Leute reiben ihn. Er zappelt weiter und springt. Ich war ratlos. Da kam der alte Führer: „Bana, Jucken und Krazen hilft nicht, das macht es noch schlimmer. Nimm Medizin der Kaffern. Hier ist welche“. Dabei zeigt er auf die Asche eines vor kurzem angezündeten Baumstammes. „Sieh mich an, Bana. Ich war dicht hinter Dir. Ich kam auch in die Opupo. Jetzt geht es aber wieder. Ich habe mich gleich ganz und gar mit Asche beschmiert.“ Die Leute trugen Asche herbei und rieben ihn ein. Nach zehn Minuten ließ das wahnsinnige Jucken nach. Mein Mann tat mir gewiß herzlich leid, aber das Bild war so komisch, daß ich nur mit Mühe ernst bleiben konnte.

Juma, der Oberboy, lieh seinen Anzug her. Den zog mein Mann an, und viel langsamer, als wir gekommen, und ein wenig geknickt gingen wir nach Hause. Mein Boy war schon vorweg gelaufen, um ein heißes Bad herzurichten. Zwei Stunden später, beim Mittagessen, waren die Opupo vergessen.



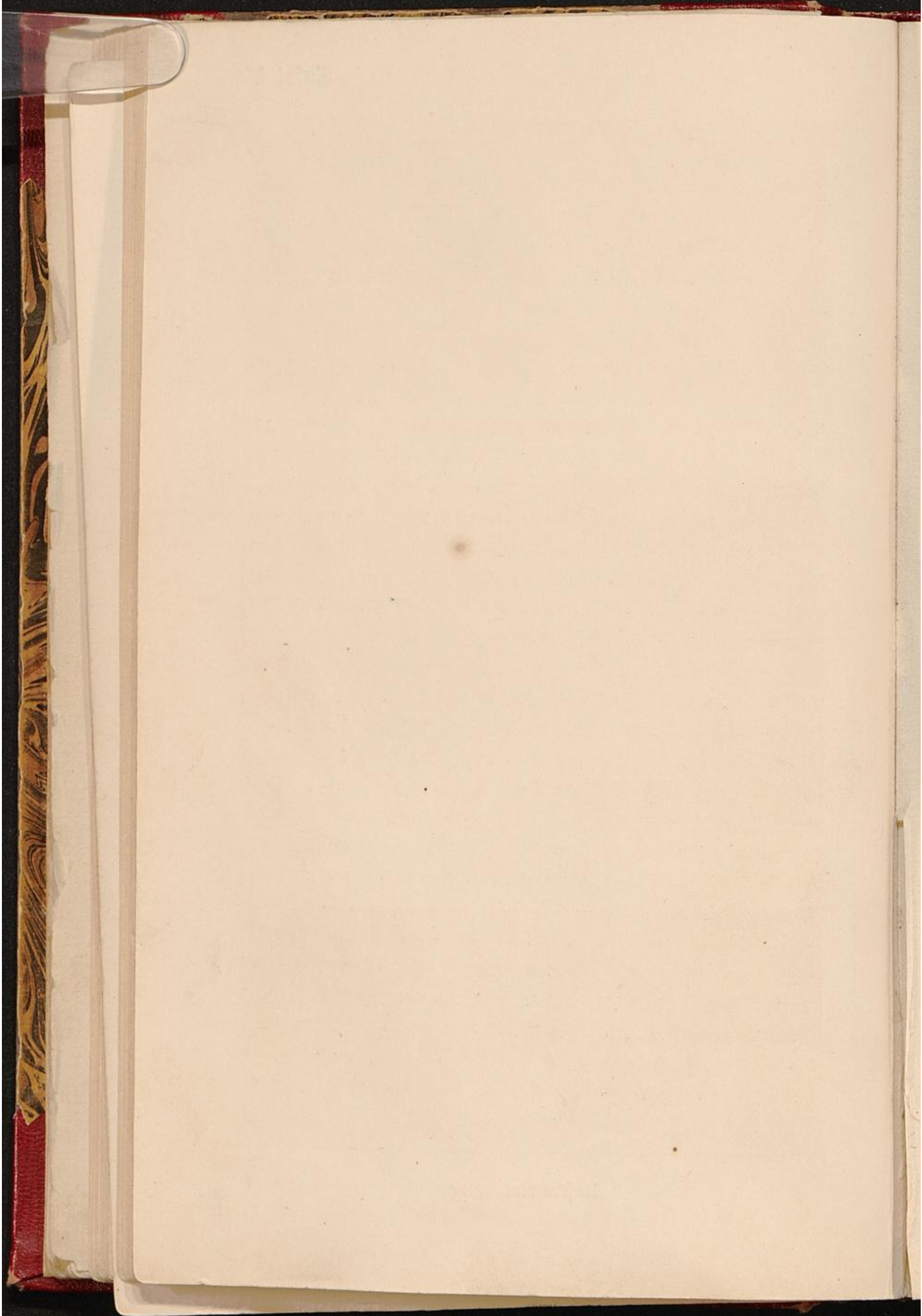
Das Krokodil wird abgedeckt



Erlegter Leopard



Unsere Karawane



auf sein Opfer gewartet. Der Schlamm war weit umhergeschleudert. Die Antilope hatte die Flucht ergriffen. In großen Säzen war sie wieder in den Dschungel galoppiert. Mühsam verfolgten wir ihre Fährte, die ganz flüchtig und kaum bemerkbar war. Noch warme Losung fanden wir. Da kniete der Führer plötzlich nieder und hielt uns ein zähes Stück Schlamm hin, in dem man die Fußabdrücke des Löwen deutlich sah. Es hatte am Fuß des Löwen gefressen, als dieser die Verfolgung des flüchtigen Tieres aufgenommen hatte. Da gaben wir die Jagd auf und wandten uns zurück.

Drei Stunden hatte dies Abenteuer gedauert, als wir auf die Fährte eines großen Elefanten stießen. Das Holz, das er abgerissen, die Blätter und Ranken, die er geknickt, waren nicht mehr frisch. Deshalb ließen wir sie und suchten den Kadaver des am Tage vorher erlegten Elefanten. Wir fanden ihn nach zwei Stunden in wunderschöner, grüner mit Akazien und Borassuspalmen bestandener Savanne.

Unsere Leute waren noch bei der Arbeit. Shenziweiber harrten des Fleisches. Zahllose Fliegen umschwirrten den Koloß. Ein widerlich häßlicher Verwesungsgeruch ging schon von ihm aus. Bald war auch der zweite Zahn ausgelöst und wir traten den Heimweg an.

Unterwegs hörten wir von den Schamben der Washenzi Gesang und den Schall der Ngomatrommel. Im Lager erschien ein altes Weib und überreichte mir neun Kupferheller. Das Tanzen und Singen, das wir vernommen, hatte eine große Beschneidungsgoma (Festlichkeit) zum Anlaß. Nun waren die Knaben gesund und in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen. Zur Ngoma gehört, daß Geld unter die Tänzen geworfen wird. Das alte Weib erklärte, ich sei die Herrin hier auf dem Platze. Mit der mußte man teilen. Deshalb

brächte sie mir die Hälfte der Summe, die sie aufgelesen, zum Geschenk. Dankbarst nahm ich die neun Heller an und revanchierte mich durch ein buntes Tuch, das früher einmal 2 Mk. gekostet hatte. Negergeschenke sind teuer.

Da unser Begleiter am Tage vorher die vierte Kappantilope geschossen hatte, so war viel Fleisch im Lager. Deshalb verzichteten die Wangoni großmütig auf den Elefanten. Sie behaupteten, sie würden außerdem krank vom Genuß dieses Fleisches. Das glaubte ich gern. Hatten sie doch vor etwa zehn Tagen zu sechzehn Personen das ganze Fleisch von drei Elefanten verzehrt. Daß ihnen solche Mengen nicht ganz gut bekommen sind, läßt sich denken.

Von Nanundu aus hatten wir zwei Boten nach Lindi zurückgeschickt, um Post und Kleinigkeiten zu holen, die uns auszugehen drohten. Jetzt, nach zwölf Tagen, kamen sie wieder. Zwei Tage hatten sie zu lange gebraucht. Denn zwei einzelne Leute können einen Marsch in viel kürzerer Zeit machen, als eine große Kolonne schwer bepäckter Träger. Sie gaben uns sofort als Aufklärung: der Löwe habe sie am Weiterkommen gehindert. Auf Tschiliamanda, wo wir den Abend vor Tendaguru Lager schlugen, übernachteten sie auch. Den Platz, den sie am frühen Nachmittag erreichten, fanden sie in großer Aufregung. Eine Frau hatte um die Mittagszeit ihre Hütte verlassen, um dicht beim Hause Mohogo zu graben. Da sprang ein Löwe hinzu, packte sie und trug sie fort. Auf das Geschrei der Frau lief ihr kleiner Junge herbei. Er sah den Löwen und rief: „Du sollst nicht meine Mutter töten!“ Und schlug mit einem Stock auf den Löwen ein, um ihm die Mutter zu entreißen. Plötzlich ergriff ihn die gleichfalls in der Nähe lauernde Löwin und riß ihn. Die herbeieilenden Leute konnten nur noch die wenig beschädigten Leichen der beiden bergen. Binnen vierzehn

Tagen war dies das neunte und zehnte Opfer des Löwen von Tschiliamanda.

Unsere Träger wohnten dem Begräbnis mit bei. In der Dunkelheit getrauten sie sich nicht aus der Hütte aus Angst vor dem Löwen. Diese Angst, wenn die Geschichte tatsächlich auf Wahrheit beruhte, war ja auch nicht so ganz unbegründet.

Fast vier Wochen waren wir am Mbenkuru gewesen. Nun fingen wir an, uns für den Weitermarsch zu rüsten. Während ich die Lasten packen ließ, ging mein Mann mit seinem Führer noch ein wenig auf Jagd. Die Sonne sank. Wir warteten. Es wurde dunkler und dunkler, er kam nicht. Der Mond ging auf, da wurden auch die Leute unruhig. Der Fundi feuerte zwei Signalschüsse aus seiner Donnerbüchse ab. Nur das Echo in den Bergen antwortete. Gegen 9 Uhr schoß Porembsky noch viermal mit dem großen Gewehr; nichts rührte sich. Wir blieben eine lange Weile am Feuer wartend sitzen und gingen dann schlafen. Wäre ihm etwas zugestoßen, so hätte gewiß der Führer oder irgend ein Mshenzi Nachricht gebracht. So nahmen wir an, daß er gegen alles Erwarten eine frische, sehr interessante Spur getroffen habe, die er nun verfolgte.

Gerade war ich eingeschlafen, als mich Lärm und Geschrei weckten. Juma, der Oberboy, stürzte ins Zelt, rief mir das eine Wort zu: „chui“ (der Leopard) und war verschwunden. Ich trat vors Zelt und traf auf Porembsky, der sich im Laufen noch fertig anzog. „Wo ist denn der chui?“ „Ganz in der Nähe, er hat eben eine Frau angefallen!“ Das Lager war leer, sämtliche Leute tosten in der vom Boy angegebenen Richtung davon. Ich besann mich, ob ich auch hinterdrein sollte, beschloß aber, abzuwarten.

Schon nach einer Viertelstunde kamen sie mit viel Geschrei

und Geräusch erfolglos zurück. Die Aufregung hatte sich so weit gelegt, daß Juma erzählen konnte: „Du kennst doch die kleine Hütte, drei Minuten vom Lager entfernt, die von einer älteren Frau und deren Kind allein bewohnt wird. Der Mann befindet sich in Lindi auf Arbeit. Die Frau lag schlafend am Feuer, als sie plötzlich von einem großen Rascheln und Knacken über sich aufwachte. Im selben Augenblick aber sprang etwas auf sie herab, und sie fühlte sich von den Pranken und Zähnen eines Raubtieres gepackt, die sich ihr in Brust und Arme gruben. Sie wehrte sich mit Kräften der Verzweiflung. Ein furchtbarer Kampf entspann sich. In ihrer Todesangst preßte sie mit ihren letzten Kräften die Eingeweide des Tieres wie ein Schraubstock. Da ließ der Leopard von ihr ab und verschwand, fauchend vor Schmerz. Sie schleppte sich vor die Tür und schrie.“ Das hörten die Träger und eilten herbei. Die Frau fand Aufnahme in einer benachbarten Hütte. Porembsky verfolgte mit einigen anderen die Spuren der Bestie, die sich aber bald im Pori und in der Dunkelheit verloren.

Aus dem für diesen Tag vorbereiteten Abmarsch wurde nichts. Die Sonne stieg höher und höher. Wer aber nicht kam, das war der Bana Korongo. Wir untersuchten als letzte Arbeit noch die im Flußbett eingegrabenen Schädel der erlegten Tiere. Einige fehlten. Nach langem Suchen fanden sie die Leute weitab im Pori. Daneben erblickten sie Leoparden Spuren. Es war der alte berühmte Herr, der hier sein Wesen trieb. Da er zu alt und zahnlos zum Jagen ist, stiehlt er Fleisch, holt halb verfaulte Knochen und fällt alte Weiber an. Wir bedauerten sehr, unsere guten Raubtierfallen in Lindi gelassen zu haben.

Endlich um die Mittagszeit kam ein Mshenzi und brachte mir einen Streifen Tabakpapier, einen Brief meines Mannes.

Es war, wie wir dachten. Er war auf einen großen Glandbullen gestoßen, hatte ihn angeschossen und bis zur Dunkelheit verfolgt. Die Nacht schlief er ohne Decke und Zelt, ohne Mahlzeit, in der Wildnis und nahm bei Tagesanbruch die Verfolgung der Spur wieder auf. Nach einer Stunde bekam er ihn zu Gesicht und erlegte ihn durch einen Blattschuß. Nun bat er mich, ihm Leute zu schicken, die Kopf und Gehörn holen sollten. Ich sandte sie ihm mit Vorräten und mit meiner eingestellten Kamera und ging mit Porembsky pirschen.

Wir bekamen eine gute Strecke: ein Schwein, zwei Wasserböcke, eine Schopfantilope und ein Rebhuhn. Mit Anbruch der Dunkelheit waren wir wieder im Kamp und trafen meinen Mann. Er hatte viele Glands gesehen. Der Bulle, den er geschossen, war ein kapitales Tier gewesen.

Es ist ein wunderbarer Zufall, daß mein Mann nur Glandantilopen schießt und nie auf Kappantilopen trifft. Unser Gefährte dagegen kehrt fast stets mit Kappantilopen zurück und hat noch nie ein Gland zu Gesicht bekommen. Diese unsere Verwunderung sprachen wir auch den Führern gegenüber aus. „Gar nicht wunderbar ist es,“ sagte Mzee, der Alte, „gut ist es. Ihr könnt nicht alles haben. Dem einen beschert der Geist des Pori das Gland, dem anderen schenkt er die Kappantilope. Ihr müßt zufrieden sein.“

Während wir unseren Weitermarsch nun aber in allem Ernst erwogen, kamen Washenzi von einem 10 Marschstunden entfernten Platz. Sie brachten einen Brief des dortigen Jumben in Kisuaheli-Sprache und arabischer Schrift. Ein Träger konnte ihn vorlesen. Der Jumben bat, die weißen Jäger möchten doch zu ihm kommen. Es gäbe dort sehr viele und große Elefanten, die die Schamben verwüsteten und die zum Trocknen aufgespeicherte Mtamahirse von den Dächern der Häuser

holten. Wir beschloffen, daß mein Mann vorweg gehen und die Gegend erkunden sollte, während Porembsky und ich im großen Lager bleiben wollten. Außerdem sollte Porembsky versuchen, ein Gland trotz aller Warnungen der Führer zu erlegen.

Am folgenden Mittag rückte mein Mann mit acht Leuten ab, nahm diesmal aber das kleine Patrouillenzelt und eine Decke sowie Proviant und Kerzen mit. Porembsky ging nachmittags allein in der Umgegend auf Streife. Längst nach Anbruch der Dunkelheit, ich saß gewiß schon eine Stunde am glimmenden Feuer, kam er wieder. Der Geist des Pori hatte sich anders besonnen. Er hatte ihm ein Gland beschert. Im Lager herrschte deshalb große Freude. Die Leute waren durch das viele Fleisch verwöhnt und hatten, weil wir seit zwei Tagen vom Abmarsch redeten, nur Schädel und Gehörn der lezthin erlegten Tiere geholt. Für uns waren zwei Hühner in den Topf gewandert. Ich hatte zwar den Fundi mit vier Schrotpatronen ausgeschildt, der mir ein Perlhuhn schießen sollte. Er kehrte stolz auch mit einem Zwergantilopenkiz zurück. Unter großen Schwierigkeiten gelang es mir, dem Koch klar zu machen, daß er dies Kiz als Hasen behandeln und dementsprechend braten sollte. Es kam sehr appetitlich duftend auf den Tisch, schmeckte aber durchaus nicht, weil es zu jung war. So war die Vorsicht mit den zwei Hühnern sehr angebracht.

Bis gegen 10 Uhr saßen wir am Feuer. Diese großen Lagerfeuer sind eine alte, liebe Gewohnheit, die wir aus Südwest mitgebracht haben. Jeden Abend, sobald die Sonne gesunken war, mußte es angeschürt werden. Es saß und träumte sich so schön daran. War die Nacht noch so dunkel und schaurig, vom hellen Feuer strahlte Gemütlichkeit aus und das Gefühl, daß man gut geborgen war.

in der Wildnis zu wissen ohne Aussicht, ins Lager oder in bewohnte Gegenden zurückzufinden. Auch das Gewehr, das man beständig bei sich trägt, vermag wenig zu trösten. Mein Boy nahm es immer für mich mit, auch wenn ich ganz gewiß wußte, ich würde es nicht brauchen. Stets sagte er: „Der Vogel ohne Flügel kann nicht in die Luft. Wer die Wildnis aufsucht, darf nicht ohne Waffe sein.“

Ich war unendlich froh, als wir uns wieder trafen. Wir mußten uns sehr weit vom Lager entfernt haben, denn wir erkletterten Felsen und Hügel, die wir zuvor noch nicht gesehen hatten. Als wir es am wenigsten erwarteten, lag plötzlich ein liebliches Tal vor uns. In ihm standen zahlreiche Hütten mit tief hernieder hängendem Grasdach, umgeben von Mais- und Mtamafeldern, schlanke Palmen strebten gen Himmel. Altersgraue, unförmige Affenbrotbäume reckten ihre wunderbar geformten Äste in die Luft. Vor den Türen saßen Menschen, die uns freundlich begrüßten. Man brachte uns Wasser, Mtama und Maismehl. Unter die Barasa eines sehr reinlichen, größeren Hauses schoben sie eine Kitanda, auf der wir uns ausruhen konnten. Eine Büchse Konservenfleisch hatten wir für alle Fälle bei uns. Wir baten um Feuer. Da hieß es: „Kommt hinein in die Hütte, das Feuer ist für Euch bereit.“ Träge und faul lagen die Männer. Viele der Weiber waren mit Kornstampfen beschäftigt. Dies geschieht in einem hohen Holzmörser mit einer etwa zwei Meter langen und entsprechend schweren Stange. Es ist eine saure, äußerst anstrengende Arbeit.

Ein wahrer Auflauf entstand, als die Leute entdeckten, daß ich eine weiße Frau sei. Aus dem ganzen Ort kamen sie herbei, um mich zu besehen und anzustaunen. Die Frauen trauten sich nicht heran, und die Kinder, denen man mich zeigte, zeterten. Es war recht unbehaglich.

Wir erkundigten uns nach Wild und erfuhren zu unserer Freude, daß viel Elands, Gnus und Kappantilopen in der Nähe seien. Zwei Leute boten sich als Führer an, und nach ganz kurzer Rast, ungeachtet der Hitze, strebten wir dem Pori zu. Trotz zahlreicher Wildspuren bekamen wir kein Wild zu Gesicht. Schon beschlossen wir den Heimweg, als, wie aus der Erde gewachsen, halb durch Bambus verdeckt, eine Kappantilopenherde von 12 bis 15 Stück vor uns stand. Es waren über 200 m Entfernung. Porembsky nahm die große Klappe und schoß, ein-, zweimal. Ich sah ein Tier kerzengerade in die Höhe steigen und dem Rest der Herde mit krummem Rücken folgen, der mit großer Hast das Weite suchte. Wir liefen zum Anschuß, fanden aber keinen Tropfen Schweiß. Trotzdem verfolgten wir die Tiere. Nach drei Minuten trafen wir auf ein verendetes Stück, das mit Blattschuß noch ungefähr 50 m gelaufen und dann gestürzt war. Hundert Schritt weiter lag das zweite.

Nach kurzer Pause, um den Tieren Zeit zum Ruhen zu lassen, setzten wir die Verfolgung fort und bekamen sie nach zehn Minuten wieder zu Gesicht. Porembsky schoß das dritte und vierte Tier. Unsere Führer wurden mit dem Zerlegen und Nachhausechaffen beauftragt, und wir traten hochbefriedigt den Heimweg an. Da trafen wir im dichten Stangenholz noch eine Kappantilope. Porembsky schoß. Die Kugel irrte aber ab und zerschlug ihr beide Vorderbeine. Wenige Minuten darauf gab ihr ein Fangschuß den Rest.

Wir hatten uns länger aufgehalten, als anfänglich beabsichtigt war. Unsere Träger rieten sehr davon ab, auf Mitonone, so hieß das Dorf der freundlichen Leute, über Nacht zu bleiben. Denn es war vor vier Jahren der Herd des Aufstandsgebietes gewesen. Die Leute behaupteten, die Gegend

sei unsicher, wir sollten auf keinen Fall dort bleiben und uns ja nicht durch die allzu große Freundlichkeit täuschen lassen. Wir hielten zwar unsere Lage für durchaus nicht gefährdet, gaben aber unseren Leuten nach. Die Bequemlichkeit des Kamp (Lager) war mit zweistündigem Marsch durch die Dunkelheit gewiß immer noch nicht zu teuer erkauft.

Eine Kappantilope ließen wir als Dank auf Mitonone und machten uns auf den Weg. Trotzdem wir darauf gefaßt waren, überraschte uns die Nacht. Kein Mond schien, kein Stern stand am Himmel. Die Dunkelheit war so tief, daß keiner den anderen vor sich sehen konnte. Wir faßten uns alle an und schlossen eine Kette, um uns nicht zu verlieren.

Unendlich froh waren wir, als wir die ersten Feuer der Hütten am Mbenkuru schimmern sahen. Von hier aus war das Lager leicht zu finden. Die Träger hatten ein großes Feuer angezündet; sein heller Schein strahlte weit über den Himmel. Um 6 Uhr war es dunkel geworden und kurz nach 9 Uhr kehrten wir todmüde und hungrig ins Lager heim.

Am folgenden Tage mußte ich im Lager bleiben, weil viele franke Männer, Frauen und Kinder aus dem Felde sich eingefunden hatten, um bei uns Hilfe zu suchen. Porembsky ging allein, kam aber merkwürdig schnell zurück. In irgend einer entfernten Hütte hatten die Leute frische Bombe gewittert. Zweimal führten sie ihn im Kreise herum und zweimal landete er bei den gefüllten Bombetöpfen. Da sah er ein, daß mit den Leuten nichts anzufangen war und kehrte um.

Abends, beim Poscho (Auszahlen des Verpflegungsgeldes) machte ich die Leute sehr herunter. Sie versprachen reumütig Besserung. Tatsächlich weckten sie uns auch schon um halb fünf Uhr, damit wir zeitig wegfämen und bei Sonnenaufgang schon weit im Felde wären. Nach erfolglosem Suchen und

Klettern landeten wir schließlich wieder in Mitonone. Unser Argwohn, daß heute hier Bombe zu finden sei, bestätigte sich aber nicht. In großer Schnelligkeit ward ein Führer für die unseren Leuten gänzlich unbekannte Gegend angenommen, der uns stundenlang in der Hitze von einem Felde zum andern brachte, um uns überall Glandfährten zu zeigen und die Verwüstung, die sie hauptsächlich in den Tabakbeeten angerichtet hatten. In einer schmutzigen elenden Hütte weit drin im Felde rasteten wir. Die Leute verkauften uns einen kleinen Topf Wasser für 10 Heller. Feuer machten die Boys. Gelbe Erbsen und Schweinefleisch mundeten trotz Hitze, Schmutz und Müdigkeit.

Als es gegen halb drei Uhr anfing, kühler zu werden, brachen wir auf. Wir marschierten gegen die Sonne, so daß wir sehr geblendet wurden. Dazu kam, daß der Weg über kahle, abgebrannte Flächen führte, die hin und wieder mit dünnem Stangenholz bestanden waren. Als wir auf einer kleinen Erhöhung anlangten, bewegt es sich vor uns im hellen Bambus. Da mir die Sonne in die Kamera schien, gebe ich sie ab. Porembsky wird so geblendet, daß er nicht ordentlich sehen kann. Er legt an, um zu schießen, setzt wieder ab. Er versucht es noch einmal. Ärgerlich meint er: „Wenn ich nur wüßte, was es ist; wir wollen warten, bis sich's besser zeigt.“ Da — ein Fauchen, Brunzen: ein gewaltiger Mähnenlöwe springt keine zwanzig Schritt entfernt an uns vorbei, fünf andere hinter ihm.

Gut, daß Porembsky nicht zum Schuß kam, wir wären verloren gewesen. Aschfahl, zitternd stand der Führer bei uns. Die Boys hatten mit Reservegewehr und allen Patronen längst das Hasenpanier ergriffen, Porembsky hatte nur noch zwei im Gewehr.

das Lager von Nanyira. Wir marschierten auf der großen Barra-barra schnurstracks zurück an unserem alten Lager vorbei, bis wir in tiefer Dunkelheit in Namwiranye ankamen.

In der Nacht setzte strömender Regen ein, der bis zum Morgen anhielt. Noch bei bewölktem Himmel wurden die Zelte abgebrochen, und in dichtem Regen ging es zurück bis Nanundu, zum Jumben Omare, wo wir die Jagd angefangen hatten. Wir hatten beschlossen, nach kurzer Rast weiterzumarschieren. Die Träger jedoch schienen aus irgend einem Grunde, wahrscheinlich wegen Bombe, Lust zum Bleiben zu haben. Der Koch stand an der Spitze der ganzen Verschwörung, er zuckte die Achseln und hatte statt um 11 das Essen um 3 Uhr fertig.

Wir spielten die Harmlosen, gaben aber um 4 Uhr, als alle begannen, sich für die Nacht recht hübsch einzurichten, den Befehl zum Weitermarsch. Am Abend erreichten wir Natshiu, ziemlich hoch auf einem Plateau inmitten eines lichten Waldes mit rot blühenden Bäumen gelegen. Winden und Schlinggewächse bildeten ein undurchdringliches Dickicht. Die Nacht war dunkel, der Wind kühl und böig, frisch und wunderbar würzig, weil er von endlosen Weiten und riesenhaften Flächen wehte.

Als Führer für die nächsten Tage hatten wir uns einen Mann des Jumben Omare geben lassen. Ganz sonderbar berührte es uns, daß wir überall auf leere Hütten und verammelte Türen stießen. Von Eingeborenen war an dem ganzen Tage nichts zu sehen. Schließlich trafen wir ein altes Weib, das um Gnade zeterte. Wir brachten aus ihr heraus, daß sie schießen gehört hätten. Die Herren nämlich hatten wilde Tauben erlegt. Daher hätten alle geglaubt, der Aufstand sei von neuem ausgebrochen, überall seien die Leute geflüchtet. Die Kerle mußten furchtbar viel auf dem Kerbholz haben, sonst hätten sie sich nicht so gefürchtet.

Nach achtfündigem Marsch kam uns die Gegend mit einem Male wieder sehr bekannt vor, und mit Freuden konnten wir feststellen, daß wir acht Stunden im Kreise herumgegangen waren. Als wir unseren Führer deshalb befragten, zitterte er an allen Gliedern und sagte, er hätte sich so gefürchtet, daß ihm die Furcht den Kopf verwirrt und er den Weg verloren habe. Er habe dies schon seit langem bemerkt, aber die Furcht sei so groß gewesen, daß er sich nicht getraute, es uns zu sagen. Als er den Grund angeben sollte, weshalb er sich so fürchtete, sagte er nur: „Ich weiß es nicht. Ganz gewiß, ich weiß es nicht.“

Da lohnte ihn mein Mann ab und ließ ihn laufen. Halb mit Versprechungen und halb mit Gewalt griffen jetzt die Boys ein junges Mädchen auf, die die Führung übernahm. Sie führte uns noch zwei Stunden durch Dum- und Borassuspalmen und brachte uns auf eine sehr schöne Schamba eines reichen Suaheli, der uns als Geschenk Zuckerrohr überreichte, das wir meterweise auslutschen konnten. In Kiengere blieben wir über Nacht.

Im dichten Nebel brachen wir auf, der stundenlang vorhielt und uns bis auf die Haut durchnäßte. Doch das waren wir in den letzten Tagen bereits gewöhnt geworden. Die Landschaft veränderte sich zusehends und nahm mehr und mehr den Charakter der Küstenstriche an. Das dichte Pori hörte auf. Von den zahlreichen Hügeln, die wir erklimmen mußten, genoß man einen weiten Ausblick auf die Fläche, auf die Savanne, die im blassen, blauen Dunste schwamm. Je öfter ich mich in die afrikanische Landschaft vertiefe, desto mehr bewundere ich ihre stille Größe. Schon von weitem auf einem mächtig hohen Berge winkte uns unser Tagesziel, der Platz des Akiden Saldallah. Wiederholt hatten wir den Mbenkuru zu überschreiten, ehe wir an den steilen Aufstieg zu dem Platze kamen.

auf. Wir trafen auf Dum- und Borassuspalmen und sahen in der Ferne wellenförmige Hügel, denen wir zustrebten.

Von den Hügeln aus erblickten wir unser Ziel, den märchenhaften Mkoë-See. Mein Mann, der bereits vor zwei Jahren dort gewesen war, hatte ihn mir als ein schönes klares Wasser geschildert, in dem er Flußpferde im Tumbwi (Einbaum) gejagt hatte. Was wir jetzt antrafen, war ein großer Sumpf mit grünem, wogendem Schilf umstanden. An seinen Rändern sickerte gelblich grünes, brackiges Wasser. Hitze und Schweigen brüteten hier gleich Reptilien auf der warmen Mudde. Im Schutz des hohen Schilfes fielen sich grunzende Flußpferde. Unerreichbar waren sie der Kugel durch Schlamm, Modder und Schilf. Sumpfvögel, Reiher, Seeadler zogen darüber ihre Kreise. Dicht am See schlugen wir Lager. Ekke Dünste, die Fieber bringen, stiegen vom Wasser auf. Nachts zogen die weißen Nebelschwaden ins Zelt. Moskitos in dicken Schwärmen quälten uns.

Wir schickten die Träger in Kolonnen vor, um die Savanne abzubrennen. Das Feuer lief bis ins trockene Schilf. Das knackte und brannte in hellem Schein. Die Nebelfrau stieg aus dem See und hing ihre Schleier um unsere Feuer. Die ganze Nacht hindurch grunzten uns die Flußpferde das Schlummerlied. Müde rauschten die Palmen über den Wassern.

Wir nahmen sofort eine verstärkte Dosis Chinin. Von den Trägern wurden verschiedene fieberkrank. So beeilten wir uns, aus dieser verrufenen Gegend herauszukommen, und zogen nach drei Tagen den See entlang zum Ausfluß in den Mbenkuru.

Mein Mann und ich gingen vorweg, um einen guten Lagerplatz zu finden. Wir streiften durch die Savanne, die wir vor uns in Brand steckten. Die ganze Savanne war mit wunderschönen Dum- und Borassuspalmen bestanden. Wir bra-

chen die dürrn Wedel ab, die wir als Brandfackeln benutzten. Vor uns her tanzte die rote Blut des Feuers und riß alles nieder. In unersättlicher Gier stürzte sie sich auf die Gräser und Halme und lief die Stämme der Palmen hinauf. Eine öde, braunschwarze Fläche ließ sie zurück. Ängstlich flatterten die kleinen Webevögel, die ihre zahlreichen Nester an die Rohrhalme kleben. Raubvögel, Reiher, Sumpfvögel wurden aufgeschreckt. Herdenweise flüchteten Kuhantilopen und Wasserböcke, und wütend fauchend schnob in unerwarteter dichter Nähe ein Raubtier, ein Leopard, schemengleich an uns vorbei.

Der Steppenwind machte sich auf und jagte die zuckende Flamme weiter, bis ein einziges rotes Meer vor uns stand. Dichter, schwarzer Rauch schwelte zum Himmel, und wir grausamen Menschen schritten über Ruß und Stoppeln, um ein schönes, gesundes Lager zu finden.

Nach langem Suchen entdeckten wir ein klares, fließendes Wasser. Hell auf dem Grunde leuchtete der Sand. Ein Bote ward zurückgeschickt, um die langsam aufrückende Trägerkolonne zu benachrichtigen.

In der Kühle gingen wir auf Jagd, sahen aber nichts, denn das Feuer hatte das Wild verscheucht. Über die endlos weite, schwarz gebrannte Fläche streifte der Blick. Am Horizont erschien die Gestalt eines Negers wie ein Gespenst. Es war einer der ersten Träger, der dem neuen Lager zustrebte. So groß und schattenhaft, so unirdisch sah er aus in den lang fallenden Sonnenstrahlen.

Bald war das Lager geschlagen. Nichts unterbrach die große Stille wie das Murmeln des Wassers und das Rauschen der Palmen. Mit schwerem Flügelschlag flog im Morgenrauen ein großer Vogel über das Zelt. Ich wachte auf von feinem Fliegen.

Am Unterlauf des Mbenkuru, dort wo das Meerwasser zur Zeit der Flut in den Fluß steigt, gab es herrliches Mangroven Dickicht. Nur schwer war es zu durchqueren, denn tief versank der Fuß in Modder und Schlamm. Den Mangroven wenden koloniale Kreise in neuerer Zeit ihr Interesse zu. Die Rinde eignet sich zu Gerberzwecken, und das Holz soll als Nutzholz gut brauchbar sein.

Am Abend erreichten wir den kleinen Platz Mjunga, der entsetzlich brackisches Wasser hatte. Er liegt schon in der Nähe des Meeres. Die ganze Nacht hindurch hörte ich es rauschen.

Am Morgen sahen wir denn auch nach kurzem Marsche vor uns das blaue Meer bliken. Nach starker Steigung kamen wir auf bebautes Land, zur Plantage Mkoë. Wir fanden einen freundlichen Empfang und blieben zwei Stunden zum Frühschoppen. Sisal, Kautschuk und Baumwolle werden dort gepflanzt. Die Plantagenaussichten scheinen nicht so günstig zu sein wie auf Kikwetu. Das Wasser vom Mbenkuru muß hier 5 km weit einen Berg herauf geschafft werden. Dadurch entstehen außer allen Unbequemlichkeiten große Arbeiternöte. Die Leute weigern sich, nach der schweren Tagesarbeit noch andert- halb Stunden durch Wasserholen zu verlieren.

Wir gingen lange Zeit durch den schönen, berühmten Wald von Ndimba, bis wir spät abends Mshinga erreichten. Das Dorf liegt inmitten von Kokospalmen, dicht am Strande des Indischen Ozeans. Das Meer tobte und brauste. Trotz der Dunkelheit sah man die weißen Wellen auf den Strand laufen.

Dicht am Meere schlugen wir unsere Zelte auf. Aber der Nachtwind, der über das Wasser strich, zerriß uns die Stricke, und wie Fegen wehten und flatterten die Zeltwände. Der Laden eines alten Arabers war noch auf. Der Inhaber öffnete uns die frühere Zollstation, ein uraltes Araberhaus.

Die Bucht von Mshinga war in früherer Zeit berüchtigt, weil von hier aus ein schwunghafter Sklavenhandel hauptsächlich nach Sansibar hin betrieben wurde. Die Regierung verlegte deshalb eine Zollstation dorthin, um die hereinkommenden und ausgehenden Dhaus (Segelboote) besser kontrollieren zu können. Seit die Sklaverei aufgehört hat, hat auch Mshinga an Bedeutung verloren, und die Station ist eingegangen.

Wir dachten es uns anfangs so schön, nach Wochen wieder unter einem Dach zu schlafen. Aber wir waren die Enge des Zimmers nicht gewohnt. Die ganze Nacht lagen wir wach in der dicken, schwülen Luft, trotz weit offener Fenster und Türen, und die Brandung toste, und hart rauschten die Blätter der Kokospalmen.

Schön und kühl brach der Morgen an. Wir gingen an der zerfallenen Moschee hart am Strand entlang und suchten Muscheln in allen Farben und Größen. Als die Flut im Steigen begriffen war, mußten wir uns sehr eilen, um den Meeresarm zu durchwaten, der Ober- und Unter-Mshinga trennt. Mir lag nichts daran, wie schon öfter, bis an den Hals durchnäßt zu werden und es der Sonne zu überlassen, mir die Kleider allmählich auf dem Leibe zu trocknen. Daher nahm ich das Anerbieten eines kräftigen Ngoni an und ließ mich auf seinem Genick reitend hindurchtragen. Im großen und ganzen blieb ich zwar trocken bis auf die Stiefel; aber es ist sehr unangenehm, in so dichte Berührung mit einem Schwarzen zu kommen. Den heißenden Schweißgeruch konnte ich lange Zeit nicht loswerden.

In Unter-Mshinga wohnte ein alter, vornehmer Araber, Bana Hadji, den mein Mann von früher her kannte. Er nahm uns sehr liebenswürdig auf. Im Kasthaus ließ er bunte Matten breiten, auf denen wir sitzen sollten. Im sauberen

Porzellanbecher auf blankem Tablett reichten uns seine Sklaven süße Ziegenmilch, die erste, seit wir in Ostafrika gelandet waren, geröstete Erdnüsse, Tee und Zucker. Mit einer Würde spielte er den Wirt, daß es uns großen Eindruck machte. Meinen Mann schien er sehr gern zu mögen, denn immer wieder versicherte er mir: „Dein Mann ist mein Kind.“ Als Abschiedsgeschenk bekamen wir Madafu, unreife Kokosnüsse, deren Milch ein sehr erfrischendes Getränk bildet; aber der Kern ist noch schwammig und nicht genießbar.

Wir eilten uns, so sehr wir konnten, um am Abend Lindi zu erreichen. Im strömenden Regen kamen wir über die Plantagen Kikwetu und Mitwero, hielten uns nur zu ganz kurzer Begrüßung dort auf und rasteten in Bagna. Unser Kommen erregte große Neugierde. Durch die Gitter des Harems in dem großen Araberhaus sahen die Bibis wohl höchst verwundert auf ihre freie europäische Schwester.

Weiter wanderten wir Lindi zu. Das Meer rauschte und die Brandung donnerte an die Korallenfelsen. In schrägem Lauf eilten die Taschkrebse in ihre Löcher. Das Sonnenlicht spielte in den glänzenden Wedeln der Palmen. Unter Gesang und Triller der Träger marschierte unsere Karawane schwer beladen mit Elfenbein, Gehörnen und Fellen in Lindi ein.

Wir zogen das Lager unter den Palmen dem Aufenthalt im Hotel vor. Gleich vor Lindi wurden die Zelte aufgeschlagen.

Zum Abendschoppen beim Goaneseu, der ein kleines Restaurant neben einer Schneiderwerkstatt unterhielt, kamen wir gerade zurecht und wurden auf das lebenswürdigste im Kreise der Lindi-Europäer bewillkommenet.

Unsere erste Arbeit bestand in Lindi darin, unsere Träger abzulohnen. Das war kein kleines Stück Arbeit. Wenn man hätte den glatten Lohn auszahlen können, dann wäre man bald

fertig gewesen. Aber jeder Träger hatte zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Vorschuß erhalten. Untereinander hatten sie Händel abgeschlossen, die sie zu buchen baten. So ergab sich ein langwieriges Hin und Her. Viele hatten sich wohl ihren Lohn ausgerechnet, aber die Schulden, die sie gemacht hatten, vergessen. Jetzt waren sie bitter enttäuscht. Andere hatten in Lindi Schulden gemacht. Schon lauerten Inder, um mit ihren zarten, gepflegten Händen alles zusammenzuraffen, was die armen Kerle sich in den paar Wochen erarbeitet hatten. Einige Träger waren noch Hörige, die von ihren Herren auf Verdienst geschickt wurden. Schmunzelnd strichen diese den größten Teil ein und der arme Sklave mußte sich mit dem Rest begnügen. Der Küchenjunge gab dem Koch ab. Warum? „Ist er nicht mein Vorgesetzter?“ „Das ist »testuri« (Sitte), das muß so sein.“ All diese alten Testuris umzuwerfen, hätte keinen Zweck gehabt. Nur im stillen wunderte ich mich, daß der Küchenjunge all die Knüffe und Ohrfeigen, die er bekommen, nun auch noch in klingender Münze bezahlen mußte.

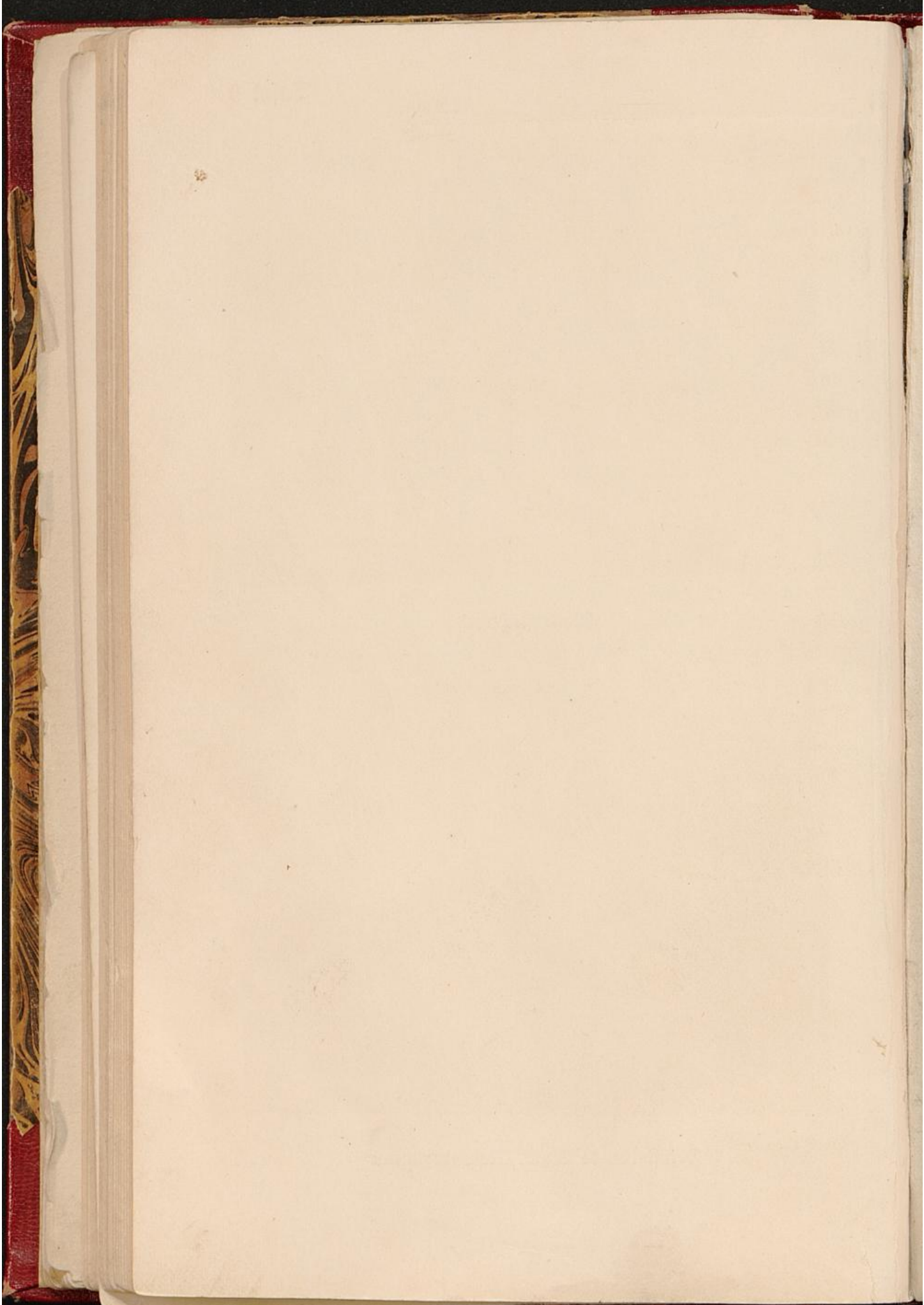
Strahlend mit klimpernden Taschen verschwanden die Leute, sie waren entlassen. Wer Lust hatte, konnte sich für unsere zweite Expedition nach dem Kovuma frisch anwerben lassen. Daß die meisten wiederkommen würden, wußten wir. Fünf ganze Tage sich mit vollem Beutel in Lindi aufhalten zu dürfen, das war für die Leute des Guten zu viel. Es mußte mit allen lieben Freunden und zärtlichen Verwandten Wiedersehen gefeiert werden, man mußte sich frisch einkleiden, um vornehm auftreten zu können. Und dann gab's in Lindi so wunderfeine Bibis mit sechs Scheiteln und kleinen Rattenschwänzchen, mit leuchtenden Rangas und vier großen Papierrollchen in den aufgeweiteten Ohrmuscheln. Geld, viel Geld für alle Freuden hatten sie ja. Wie war das Leben schön! —



Mattenflechterei



Der sterbende Wald, Mafondeplateau



Inzwischen rüsteten wir uns für die neue Safari. Wir verpackten Felle und Hörner und ordneten von frischem all die tausend Sachen und Kleinigkeiten, die zu einem so großen Zug ins Innere gehören.

Wenn uns aus Zufall unser Weg durch das Inder- oder Eingeborenenviertel führte, dann grüßten uns halb verschämt und halb freudig vornehme, blasierte Wasuaheli. Bis an die Knöchel fiel ein langes, weißes Hemd, eine weiße, gestickte Mütze oder Fez mit dicker Seidenquaste zierte den blanken Schädel, und unter dem Arm trugen sie feierlich einen dicken, schwarzen Regenschirm.

Ich war daher ein wenig in Sorge, woher wir unsere Träger nehmen sollten. Am zweiten Tage nach unserer Rückkehr erschienen neue Wangoni aus dem Innern, und am dritten Tage kam einer nach dem andern von den alten Wasuaheli zurück, um sich anwerben zu lassen. „Bana, ich gehe mit Dir, aber gib mir gleich mein Verpflegungsgeld von heute, und dann möchte ich auch Vorschuß haben. Bana, sieh mal“, und dabei schnitt er ein jammervolles Gesicht und zeigte auf die Magengegend, „ich habe Hunger.“

Am vierten Tage hatten wir mehr Träger wie nötig waren, und einen Tag darauf, am 25. August, traten wir die große Kovumasafari an.



Wasser segelten wir südwärts in das Delta der Lukuledi-
 mündung. Vor uns lag die Lepra-Insel Kisiwa, die aber jetzt
 ganz leer ist. Früher war sie die Sammelstelle für die Aus-
 sätzigen des Lindibezirkes, die dorthin auf Lebenszeit verbannt
 wurden. Sie erwies sich als zu klein, um all die Unglücklichen
 aufnehmen zu können. Deshalb wurden diese von da nach einer
 mehr nördlich gelegenen großen Insel deportiert. Aussätzige
 gibt es viele in Ostafrika. Der Jumbo oder Akide eines jeden
 Platzes hat die Verpflichtung, jeden Leprakranken zwecks Iso-
 lierung und Behandlung an die Regierung auszuliefern, um
 auf diese Weise der Verbreitung und Ansteckung vorzubeugen.
 Die Eingeborenen wehren sich mit allen Kräften gegen diese
 Maßregel; sie suchen die Krankheit so lange wie möglich zu
 verheimlichen und verstecken die davon Befallenen.

Und doch sah ich einen traurigen, trostlosen Zug von
 mehreren Hunderten dieser Armen, die stumpf und müde in die
 Verbannung schlichen. Als die beiden Araber-Dhaus sie auf-
 nahmen, um sie zur Lepra-Insel zu bringen, da war es mir,
 als ob mit großen Lettern auf den Segeln geschrieben stand:
 „Ihr, die ihr hier eingeht, laßt jede Hoffnung draußen.“

Blau schimmerten die Ufer des Lukuledi. Dichte Man-
 groven wechselten ab mit dem Dunkelgrün der Palmen und
 anderer Tropenbäume. Die weiten Berge schienen wie mit
 feinen, blauen Pastellfarben gemalt. Ihre Konturen ver-
 schwammen in der blauen, dunstigen Luft. Violette Wolken-
 schatten jagten über das blaue Wasser. Stiller und stiller wurde
 es auf der weiten Fläche. Ein einsamer Reiher strich langsam
 vor uns her. In langen, schrägen Strahlen tauchte die Sonne
 unter. Der Wind flaute ab. Die Segel wurden eingeholt.
 Taktmäßig klangen die Ruderschläge. Kleine, rötliche Wölkchen
 schwammen am westlichen Himmel. Die Ferne war geheimnis-

voll und matt, und das Licht hatte eine fast übernatürliche Weißheit und Durchsichtigkeit. Allmählich löschte es aus. Im Dunkeln glitt die Dhau über das schwarze Wasser, bis der Mond über der kleinen Bucht aufstieg, an deren Ufer wir vor Anker gingen.

Das Lukuledital ist sehr fruchtbar. Weithin ziehen sich die Schamben (Felder) der Eingeborenen. Hauptsächlich werden Mtamahirse und Reis gebaut.

Wir gingen im Sand hügelaufrwärts, bis wir nach Mrwefa kamen. Es ist ein großer Platz, von sehr vielen Indern und Arabern bewohnt. Die Araber haben von ihrer früheren Größe viel eingebüßt, seit die Haupterwerbsquelle, der Sklavenhandel, versiegt ist. Da sie nur zum Genießen, nicht aber zum Arbeiten und Erwerben leben, so sind sie dem finanziellen Niedergang verfallen. Der Haupthandel der ganzen Kolonie liegt in den Händen der wuchernden Inder. Wo immer ein Geschäft zu machen ist, da ist der schlaue Inder zur Stelle. So hat er auch an den großen Karawanenstraßen seine Duka (Laden) aufgeschlagen, um die aus dem Innern kommenden Leute gleich mit allem Nötigen und Unnützen zu versorgen und dabei gehörig auszubeuteln.

In einer langen Straße reiheten sich auch in Mrwefa die Inderdukas. Vor einer jeden glühte ein kleines Lämpchen. Bunter Kafferntand, Kangas (Lendentücher), Kansus (lange, weiße Hemden), Teller, Näpfe, Mehl, Reis, Mtama (Hirse), Tabak gab's zu kaufen. In den Straßen lärmten und handelten unsere Träger um die Wette mit den vielen Eingeborenen und Trägern anderer Karawanen, die hier durchzogen. Wir eilten, um aus dem Bereich der üblen Gerüche und der vielen Menschen zu kommen, und schlugen einen einsamen Weg ein, der zu beiden Seiten mit dichtem Gebüsch bestanden war. Der volle

Mond goß sein Licht über die Landschaft, so daß sie wie Silber glänzte. Von jedem Baum und Strauch floß das Mondlicht und wob silberne Schleier aus den ziehenden, wallenden Nebeln, die vom Flusse aufstiegen.

Schweigend gingen wir an der Spitze der kleinen Karawane, bis uns ein fürchterliches Schreien zurückeilen ließ. Die Boys erzählten ganz entsetzt, aus dem Gebüsch sei ein großes Tier mit grünen, schillernden Augen gesprungen und quer über den Weg gelaufen, um im Dickicht zu verschwinden. Es müsse ganz gewiß ein Löwe gewesen sein. Wohl oder übel glaubten wir den Boys und trösteten sie, trotzdem wir nicht das geringste Verdächtige bemerkt hatten. Einige Stunden später kam ein alter Mann zu uns und bat um die Erlaubnis, im Lager bleiben zu dürfen, der Weg nach Mrweka hinein sei in der letzten Zeit sehr unsicher der Löwen wegen.

Bald waren wir im Lager, das die am Morgen vorausgeschickten Träger eingerichtet hatten. Der gedeckte Tisch und schöner frischer Kaffee erwarteten uns. So gern wir in Lindi waren, die Aussicht auf zwei bis drei Monate der Freiheit, des Ungebundenseins, des romantischen Lagerlebens lag lockend vor uns. Glücklich und dankbar gaben wir uns dem Zauber der afrikanischen Mondnacht hin.

Am frühen Morgen kamen wir durch einen großen, sehr schönen Garten, der einem deutschen Plantagenbesitzer auf Mrweka gehörte. Es war eine große, gut gepflegte Rasenfläche, die in Ostafrika zur größten Seltenheit gehört, mit Büschen und Palmengruppen bestanden. Daneben lag ein Zuckerrohrfeld, und zu unserem Erstaunen trafen wir sogar auf Beete, in denen der Besitzer allerlei Salate und deutsches Gemüse zog. Mitten durch den Garten floß ein Arm des Lukuledi. An seinen Ufern träumten Öl- und Mattenpalmen mit zarten, glänzenden

Wedeln. Wir überschritten den Lukuledi und nahmen die große Barra-barra, die zum Makondeplateau führt. Sie ist sehr begangen. Wamakonde, Wajao, Wangoni, alle bringen ihr Getreide, Mais, Reis, Erdnüsse und sehr viele Hühner zum Verkauf nach Lindi. Die Gegend war zuerst prachtvoll tropisch und üppig. Je weiter wir aber kamen, desto mehr ging sie in lichten, schattenlosen Steppenwald über.

Nach kurzer Mittagsrast in Ruho marschierten wir weiter, bis wir vor Anbruch der Dunkelheit Mshana-Riheru erreichten, wo wir übernachteten.

Vor Tau und Tage brachen wir auf, weil uns der Aufstieg zum Makondeplateau bevorstand. Das war gut; denn der Weg war schlecht und mühselig und so steil, daß uns die Kniee zitterten. Die Leute, die sowieso noch nicht genügend an ihre Lasten gewöhnt waren, stöhnten sehr. Alle Viertelstunde blieben sie seufzend stehen, um auszuruhen. Je höher die Sonne stieg, desto schwüler wurde es, und um so schwieriger gestaltete sich der Aufstieg. Stumpfsinnig, ohne rechts oder links zu schauen, schritten die Träger im Gänsemarsch immer einer hinter dem andern. Ihre müden Füße wirbelten den Staub auf, und ihre Augen starrten das kleine Fleckchen heller Erde an, das in fast immer gleichmäßiger Entfernung vor ihnen her lief, immer bis an die Füße ihres Vordermannes; müde und schwankend zogen ihre langen Schatten ihnen nach.

Wir waren nicht so schlimm daran. Uns drückten keine Lasten. Wir schauten umher und genossen den weiten Ausblick über die blauen Berge.

Bald befanden wir uns auf der Höhe des Plateaus. Die Barra-barra war breit und in vorzüglichem Zustande. Aber merkwürdig ist es, daß auch auf der breitesten Straße die Leute niemals neben-, sondern stets hintereinander gehen.

Am Spätnachmittag kamen wir nach Luagala, wo wir kurze Rast machten, um den Leuten die wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Der Empfang von seiten des Jumben war frostig. Wir bekamen nur das Allernötigste an Wasser, und das noch faulig.

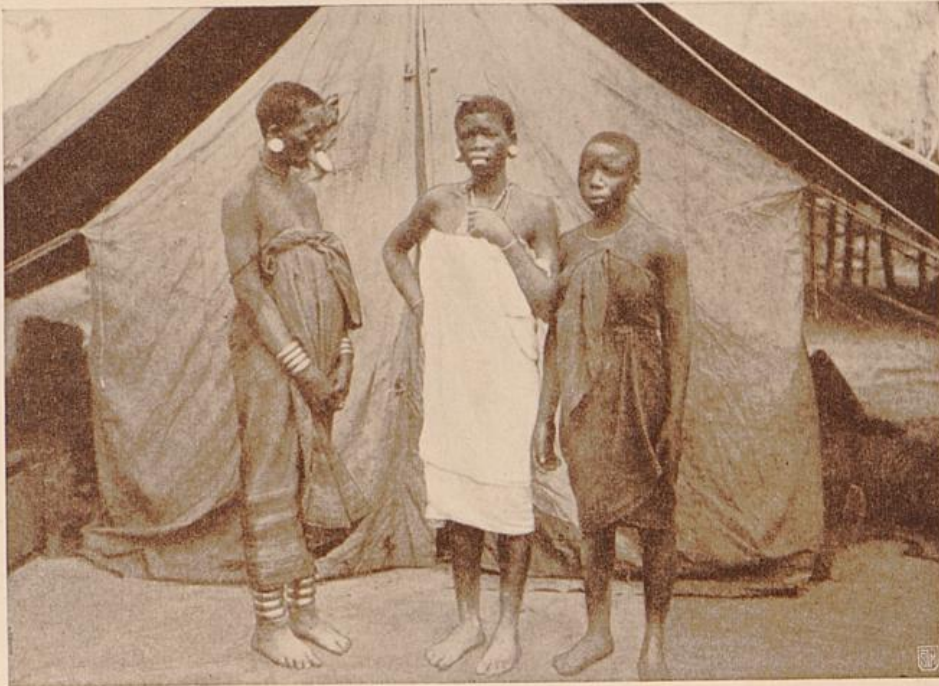
Von den Wamakonde war nichts zu sehen. Unser Führer sagte uns, sie seien vom letzten Aufstand vor vier Jahren noch so verängstigt, daß sie sich nur ungern auf die große Barra-barra getrauen. Sie haben ihre Hütten weit ab von der Karawanenstraße im Pori. Den Zugang zu ihren Wohnplätzen verstecken sie und legen viele Irrwege an, um den Fremden zu hindern, daß er zu ihnen dringt. Sie hatten die große, schöne Heerstraße über das ganze Makondeplateau als Kriegssentschädigung bauen müssen.

Allmählich verdichtete sich das Gestrüpp zu beiden Seiten der Straße. Stundenlang gingen wir durch hohes Dorngebüsch. Wir hörten nichts als unsere eigenen Schritte und das Zirpen von tausend Grillen, das der Wind in zerrissenen Lauten zu uns trug. Als es anfang, Nacht zu werden, fanden wir endlich lebenswürdige Aufnahme beim Jumben Mtumbwa von Mtopua. Die Mehrzahl der Hütten stand verlassen, weil das Wasser viele Stunden weit geholt werden mußte. Da die Trockenzeit ihrem Ende zuing, so war vor Wochen der einzige näher gelegene Brunnen versiegt. Auch wir hatten knapp Wasser, kaum, daß es für alle zum Abkochen reichte; waschen durfte sich schon niemand.

Ein kühler, nebliger Morgen brach an, als wir weiter marschierten. Da wurde der langweilige, gänzlich abwechslungslose Weg erträglich. Gegen 10 Uhr kamen uns Leute entgegen, die uns feierlichst zum Platz Makufwe geleiteten. Am Tage vorher hatte mein Mann einen Boten vorausgeschickt, damit wir genügend Wasser bei unserer Ankunft vorfinden konnten.

Wir ruhten in dem großen Rasthaus und besahen den stillen Platz. Dicht neben dem Rasthaus liegt die Schule, eine Säulenhalle, mit Gras gedeckt, im Schatten von schönen alten Mangobäumen. Leider war gerade Sonntag; die Schulbänke standen daher leer. Unter jedem Platz lag eine Fibel und eine Schiefertafel. An einer Säule hing ein Kalender, darunter ein Stundenplan. Auf der großen, schwarzen Holztafel standen auf Kisuaheli die Aufgaben für den nächsten Tag. Alles war sauber und ordentlich. Quer über den Platz führte eine Allee von Gummibäumen. Zur jetzigen Trockenzeit präsentierten sie sich nicht vorteilhaft. Denn starr und kahl waren die Äste, und nur an deren äußerster Spitze saßen kleine, blaugrüne Kugeln. Der Jumbe belehrte mich, daß es sehr schön und nützlich sei, auf dem Makondeplateau Gummibäume zu pflanzen, da sie ausgezeichnet gedeihen. Kurz vor Beginn der Regenzeit werden sie gezapft. Der aus ihnen gewonnene Kautschuk wird nach Lindi gebracht und dort meist an einen Inder verkauft. Der Erlös aus dem Kautschuk dient dazu, für die Gemeinde die Hüttensteuer zu bezahlen. Die Bäume sind Gemeingut des Platzes.

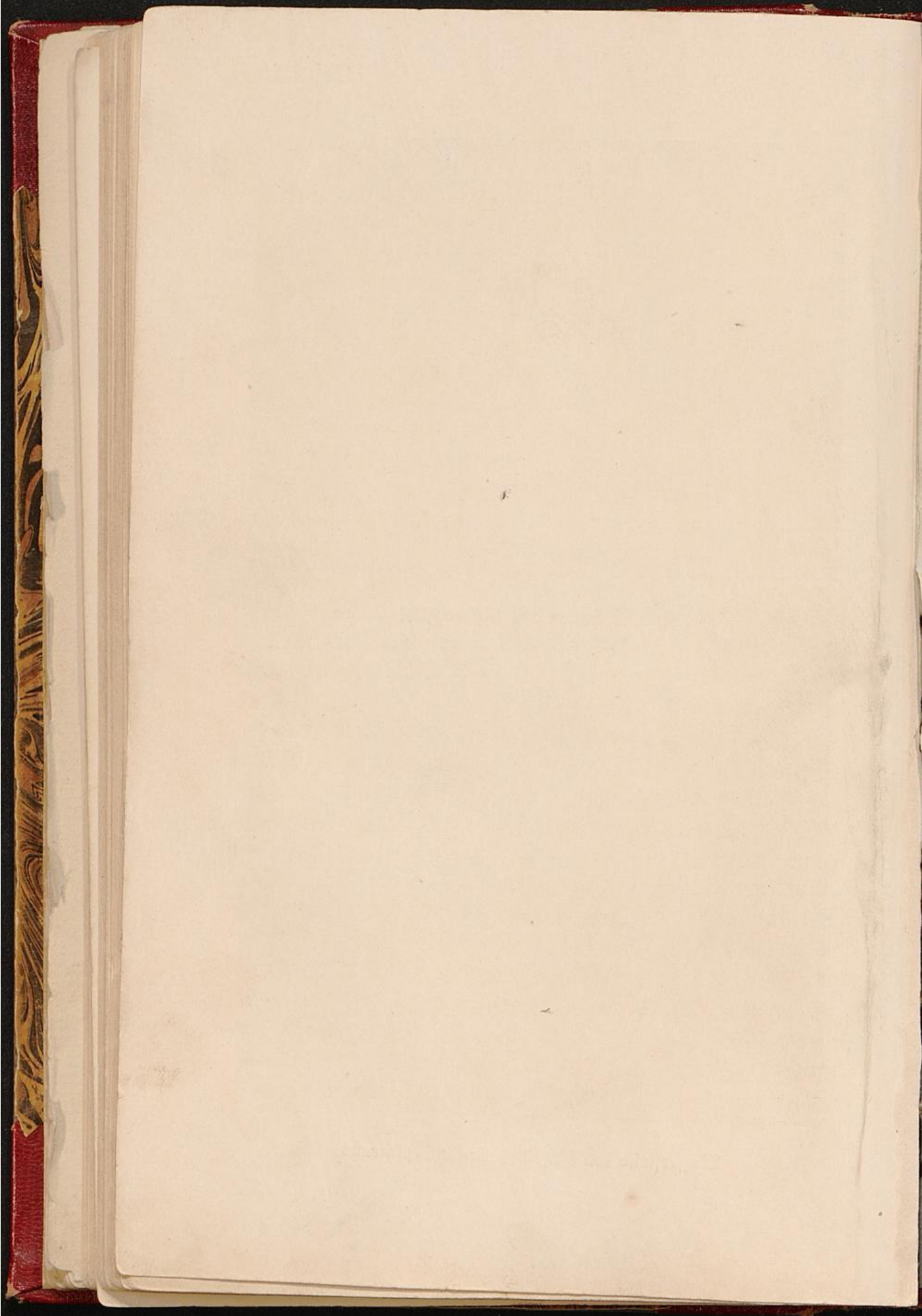
Nach einstündiger Rast marschierten wir auf der entsetzlich öden, heißen Straße weiter. Das Dornestrüpp hatte aufgehört. Wir kamen an alten Schamben (Feldern) vorbei, die ganz von Unkraut und Dornen überwuchert waren. Der Weg, der bis auf einen schmalen Pfad in der Mitte fast ganz verwachsen war, wurde nach einiger Zeit breiter und war sehr schön gehalten. Bei einer plötzlichen Biegung kamen wir auf die große, viereckige Boma von Maûta. Es war Akidenplatz und das letzte Dorf auf dem Makondeplateau. Dicht nebeneinander waren die Pfähle eingerammt und durch Baumstricke verflochten und die doppelten Pfahlreihen noch durch Querbalken gestützt. Durch die Mitte des Bomaplazes führte ein breiter



Makondefrauen mit Lippenpfloch



Wasserstelle am Fuß des Makondeplateaus



Weg, mit Gummibäumen eingefast. Zu beiden Seiten standen die Häuser, mit der Rückseite an die Pfahlverschanzung gelehnt. Außerhalb der Schanzen waren noch zwei dichte Reihen Agaven zum Schutz gepflanzt.

Die deutsche Flagge war gehißt. Der Ukide und sein Karani (Schreiber) kamen uns entgegen. Der Ukide, Leo Matola, ein Neffe des großen Matola, des einflußreichsten Häuptlings aus dem Süden, ist ein widerlich aufgeblasener Geselle. Er trug einen tadellos weißen Kamsu und Sandalen. Auf der Brust hing ein großes Kreuz an schwerer, goldener Kette. Er war also Christ und gehörte zur englischen Mission, die im Südbezirk ihren Hauptsitz in Massassi hat. Der Empfang war mehr wie kühl.

Da mein Mann einen Abstecher in den Makondebusch gemacht hatte, so mußte der Ukide sich wohl oder übel mit mir beschäftigen. Ich erkundigte mich nach Wasser und Essen, das die Leute kaufen sollten. Ich bekam als einzige Antwort: „Ich werde sehen, ob Kost da ist“.

Gegen Abend kamen die Träger und klagten, daß sie Hunger hätten; die Leute von Maûta aber wollten nichts verkaufen. So mußte ich den Ukiden noch einmal zu mir bemühen und ihn fragen, ob denn keine Kost am Plage sei; ich müßte sonst meine Leute auf die Barra-barra schicken, die nach Mikindani führt, um von einer durchreisenden Karawane Kost zu kaufen. Da antwortete er: „Das brauchst Du nicht, wir haben viele Kost hier“. „Warum verkauft Ihr uns denn nichts?“ „Weil Du es gesagt hast, Du bist doch nur eine Bibi (Frau).“ „Aber eine weiße!“ Das sah er ein; er sagte noch: „Wenn Du es denn willst, Bibi, die Kost ist bereit“. Im Umsehen lagen vor meinen Füßen Säcke mit Mehl und Erdnüssen, die ihm von der Bibi auch so gut bezahlt wurden, daß er befriedigt von dannen ging.

Nachdem dieser Zwischenfall erledigt war, ging ich vor die Boma und besah mir die Gegend. Ganz weit, in unsicherer, dunstiger Ferne, von dunklen Bäumen umrahmt, zog sich ein silberner Streifen hin: unser Ziel, der Kovuma. Dahinter lagen blaue Berge, eine Kette hinter der anderen, bis sie fern am Horizont verschwanden. Kleine, weiße Wölkchen mit goldenem Saum segelten am Himmel. In der klaren Luft stand ein winziger Punkt, ein Raubvogel, als würde er mit unsichtbaren Fäden dort festgehalten. Die afrikanische Märchenstimmung hielt mich gefangen. Alles, was mich drückte, was mir Sorgen machte, lag weit hinter mir, und ich stand und schaute in das ferne, blaue Land. Als Kind hatte ich mir immer ausgemalt, wie wohl das Land hinter der untergehenden Sonne sein müsse. Nun mit einem Male wußte ich es.

Im Laufe des Vormittags erst brachen wir auf, da wir ja keine allzu große Reise mehr vor uns hatten. Wir erkundigten uns beim Afiden nach dem besten Wege zum Kovuma. Es gab deren zwei, die Barra-barra, die uns in sechs Stunden zum Kovuma führte, und einen Feldweg, der etwas steiler und unbequemer war, auf dem wir aber den Fluß in vier Stunden erreichen konnten. Wir wählten den letzteren. Eine Zeitlang wand er sich zwischen alten Schamben, durch Dornengestrüpp und Gebüsch, wie wir es in den letzten Tagen gewohnt waren. Dann kamen wir durch einen todwunden Wald. Die Eingeborenen mancher Distrikte haben eine äußerst brutale Art, ein Stück Wald urbar zu machen. Statt, wie wir es tun, die Bäume zu fällen und die Wurzeln auszuheben, schälen sie rings um den Stamm ein etwa meterbreites Stück Rinde ab. Dadurch ist der Baum dem langsamen Tode verfallen. Ganz allmählich muß er vertrocknen und verdorren. Oft wird noch nachgeholfen, indem im Kreise um den Stamm ein Feuer an-

gezündet wird. Etwas Melancholischeres kann man sich gar nicht denken, als solch sterbenden Wald. Etliche Stämme, vom Feuer verzehrt, stehen stumm und schwarz da. Andere scheinen noch aus der frischen Wunde zu bluten, die ihnen die unbarmherzigen Menschen geschlagen. Kraftlos und matt sind sie, schlapp und welk ist ihr ehemals so saftiges Blätterwerk. Kein Vogel singt, kein Affe turnt in ihren Zweigen, keine muntere Antilope äugt durch das fahle Gebüsch. Hoffnungslose Traurigkeit spinnt alle diese franken, todwunden Bäume ein, und es ist, als ob man ganz leise auftreten müßte, um sie in ihrem Sterben nicht zu stören.

Mit einem Male verbreiterte sich der Weg. Dornen, Busch und Wald hörten auf. Es ging steil bergab. Wir waren am Rande des Makondeplateaus angelangt. Eine prachtvolle Fernsicht bot sich uns. Zwei gewaltige Bergrücken dehnten sich vor uns. Dazwischen lag ein entzückendes Tal, bestanden mit Bäumen jeglicher Form und jeglichen Grüns. Die Sonnenstrahlen woben einen goldroten Kranz um die Berge. Wir blickten durch eine goldene Tür in ein blaues Land. Die Erde glänzte wie glühende Bronze mit roten Lichtern. Die Sonnenflammen tanzten bis in das Flußbett. Die kleinen Sandkristalle funkelten wie Diamanten, und die krausen Wellchen glänzten und schienen in ihren Falten mit blitzendem Geschmeide behängt. Ganz unter uns, wie tief, wie blau erschienen die Schatten!

Mühsam kletterten wir in die geheimnisvolle Tiefe. Viele Washenzi, Männer, Frauen, Kinder, begegneten uns. An Stöcken über der Schulter trugen sie braune Kürbisflaschen, mit Wasser gefüllt, das sie am Fuße des Plateaus aus einer Quelle geschöpft hatten. Mehrere mußten mit den schweren Gefäßen bis drei Stunden täglich hin- und zurückgehen. Frauen kamen

des Weges, in bunte Tücher gehüllt, das Kind auf dem Rücken oder auf der Hüfte eingebunden, im wiegenden Schritt. Auf dem Kopfe trugen sie schwere, mit Wasser gefüllte Kalabassen oder dickbäuchige Tongefäße. In Töpfe und Tongefäße waren grüne Zweige gesteckt, um das Herausspritzen des Wassers zu verhüten.

Die Frauen gehörten verschiedenen Stämmen an: Wamuera, Wamakonde, Wajao, Wamatambwe und Wamakua. Fast alle waren durch die Lippenscheibe, den Dogne oder Pelele verschönt, wie ich ihn schon am oberen Mbenturu gesehen hatte. Der Unterschied bestand darin, daß in dieser Gegend der Pelele meist weiß gefärbt und sehr groß war. Die allergrößten Peleles trugen die Weiber der Wamakonde; die, die wir sahen, hatten sicher einen Durchmesser von 6 bis 7 cm. Nur von fern gelang es mir, die Frauen zu photographieren. Nahe herankommen ließen sie mich nicht mit dem Apparat, da sie glaubten, daß ich sie verhexen, krank machen oder ihnen sonst ein Unglück mit dem Kasten bringen würde.

Von weitem scholl uns Lachen und Geschrei entgegen. Wir kamen an die Quelle. Etwa 50 bis 60 Menschen waren dort. Zu Hunderten lagen und standen die Kalabassen mit den Bambusstangen. Etwa ein halbes Duzend großer Wasserlöcher war gegraben, um die sich Leute scharten, die schöpfen wollten. Ihre Schöpflöffel waren kleine, halbierte Kürbisse, die sie auf Stäbe gesteckt hatten und durch Pflöckchen oder Leder vor dem Herabrutschen bewahrten. Andere wieder hielten große Wäsche ab. Die merkwürdigsten Kleidungsstücke trockneten auf den Büschen. Unter Geschrei und Geschwätz hockten die Weiber neben flachen Steinen, auf die sie ihre Tücher zum Waschen schlugen. Ihre Seife war eine wilde, grün und weißfleckige Kürbisart, die schäumt, wenn sie stark gerieben wird. Kinder

aller Größen und jeglichen Alters wälzten sich. Hier wusch ein alter Herr im krausen, weißen Haar seinen Sprößling, dort goß eine stark tätowierte Dame mit prachtvoll großem, weißem Lippenpflock ihrem heulenden Jüngsten eine Kalabasse Wasser über den Kopf. Aus weißem Faserholz hatten andere wieder die berühmten Zahnbürsten hergestellt, mit denen sie gründlich und umständlich ihre Zähne bearbeiten.

Die Quelle sprang aus flachem Felsgestein hervor. Sie war von Palmen, Farren, Binsen und allerhand tropischen Gewächsen in wunderbarer üppigkeit umwuchert. Bananenbüsche mit federnden, mattgrünen Blättern wiegten sich im Winde. Dicke, rotlila Blütenblätter flatterten zur Erde.

Nachdem die Träger ihren Durst gestillt hatten, setzten wir unseren Weg fort. Nach einer Stunde erreichten wir ähnliche Wasserlöcher unter dichten Mangobäumen. Der Pfad war schmal, von Bambus und Schlingpflanzen überwachsen. So schön es für den Augenblick erschien, so langsam und mühselig war die Wanderung, denn der Untergrund war weich und schlüpfrig. Vorsichtig stiegen wir über die vielen kreuz- und querliegenden Stämme und Wurzeln, und da, wo sie nicht so dicht lagen, fuhr manch einer unfreiwillig beschleunigt zu Tal.

Als sich der Bambus lichtetete, sah man zu beiden Seiten hohe Berge mit herbstlich kahlen Bäumen. Weiß leuchteten die Stämme. Die Gipfel der Berge waren aus rötlichem Gestein, tafelförmig übereinander geschoben.

An einer Quelle saß eine Gesellschaft Hundsaffen. Ihr Führer erhob bei unserem Anblick ein mächtiges Geschrei. Mein Mann schoß ihn. Dicht neben ihm blieb ein ganz kleines Affchen ratlos sitzen. Bis aufs Greifen nahe ließ es uns herankommen, um dann wehklagend den nächsten Baum zu erklettern.

Die Vegetation war sehr tropisch. Alles prangte im frischesten Grün, hervorgebracht durch die Nähe des Wassers. Wir kamen durch sumpfige Wiesen und Binsengestrüpp. Hin und wieder sah man die mächtigen Fährten von Elefanten, Flußpferden und Büffeln. Auffallend viele Vögel mit buntem Gefieder flatterten vor uns auf. Aber fast alle hatten mißtönige Stimmen. Mit Namen kannte ich keinen.

Binsen und Sumpf hörten auf. Dafür rauschten Röhricht und Ried, und dann lag vor uns der Kovuma. Da es Trockenzeit war, hatte der Fluß viel von seiner Breite eingebüßt. Eine große Ebene blizenden Sandes trennte uns vom Wasser. Diese mußte überschritten werden. In der Regenzeit, sagte der Führer, sei alles eine einzige große Wasserfläche. Jetzt aber sah man Sand und wieder Sand und darin kleine grüne Inseln von Ried und Schilf. Nun kamen wir zum Wasser. Jenseits lag die portugiesische Kolonie. Wir überlegten: Blieben wir auf deutschem Gebiet und wollten wir unser Lager unter Bäumen aufschlagen, dann waren wir fast eine halbe Stunde vom Wasser entfernt. Wir beschloßen deshalb, den Fluß zu überschreiten und drüben zu lagern. Zum Zweck des Jagens konnten wir ja jederzeit über den Fluß zurück.

Während wir noch standen und überlegten, fauste plötzlich ein Mann an uns vorbei, der sich in die Fluten stürzte. Hinter ihm her liefen etliche Frauen und Kinder. Wir wunderten uns über seine seltsame Eile und hatten keine Ahnung von deren Grund. Unser Führer von Maûta belehrte uns: „Das ist der Jumbo des letzten Dorfes auf deutscher Seite. Der hat Angst vor Euch und geht mitsamt seiner Familie ins Portugiesische.“ Wir schickten Träger hinter ihm her und ließen ihn zurückholen. „Weshalb reißt Du denn aus?“ „Ich fürchte mich vor den Weißen.“ „Weshalb fürchtest Du Dich denn, wir tun Euch

doch nichts?" „Ich weiß es nicht, ich fürchte mich.“ „Nun sei vernünftig und geh nach Haus. Was soll denn aus dem Dorfe werden, wenn der Mann, den die Regierung einsetzt, auf und davon geht.“ „Ja, Bana, Du hast recht.“ Er ging. Nach drei Tagen kamen Leute, um sich bei uns zu erkundigen, ob wir ihren Jumben nicht gesehen hätten. In seinem Dorfe war er nicht wieder erschienen. Mußte der ein schlechtes Gewissen haben!

Das hatte er auch und hatte außerdem allen Grund dazu, die Regierung zu fürchten sowie uns, die er irrtümlich als deren Vertreter ansah. Die Leute erzählten nämlich, er hätte die Giftprobe gemacht. Das ist ein scheußlicher, unmenschlicher Brauch, dem noch verschiedene Stämme im geheimen huldigen sollen. Stirbt in irgend einem Orte ein einflußreicher Mann nach einer länger währenden Krankheit, und hat er vor seinem Tode viel zu leiden, oder liegt die Ursache des Todes nicht klar auf der Hand, so wird angenommen, daß ihn ein geheimer Feind vergiftet hat. Seine Angehörigen quälen ihn, diesen anzugeben, damit sie sich an ihm rächen können. Meist findet sich jemand, der sich dem Schwerkranken in seinen gesunden Tagen mißliebig gemacht hat. Oft ist es eine ganze Familie. Nennt er keinen Namen, dann bleibt es den Verwandten überlassen, den Übeltäter zu suchen, die davon in der ausgiebigsten Weise Gebrauch machen sollen. Gegen die unschuldigen Opfer wird nun die furchtbare Anklage des Giftmordes erhoben. Keine Beteuerung, kein Beweis ihrer Schuldlosigkeit hilft. Sie müssen die Giftprobe machen, „Kula tiapo“ (einen Eid essen). Im Angesicht des ganzen Dorfes werden ihnen vom Mediziner des Platzes Giftkugeln verabreicht, die sie schlucken müssen. Geben sie das Gift von sich (haben sie also einen guten Magen) und erholen sich wieder, dann sind

sie unschuldig. Sterben sie daran, so ereilt sie die verdiente Strafe. Durch Spenden an den Medizinmann soll man übrigens auch die Wirkung des Giftes beeinflussen können.*)

Ribede

Wir gingen also durchs Wasser. Ich zauderte, mich so, wie ich war, in die, wenn auch ungefährlichen Fluten zu stürzen. In den nächsten Wochen blieb uns Zeit und Gelegenheit genug, uns zu Amphibien zu entwickeln. Vorläufig hatte ich nichts dagegen, daß mich zwei Leute ergriffen und auf ihre Schultern setzten. Liebevoll umklammerte ich rechts und links einen fettigen, wolligen Schädel. Ein heißender Schweißgeruch stieg mir in die Nase. Eine weite, grünliche Fläche dehnte sich vor mir, um mich her glucksten und gurgelten die Wellen.

Zuerst kamen die Leute bis an die Hüften ins Wasser. Im Strom reichte es ihnen bis an die Schultern. So ganz ohne Feuchtigkeit ging es für mich also auch nicht ab, wenn ich schon im wesentlichen trocken blieb. Schließlich waren wir am jenseitigen Ufer angelangt. Ein schöner Platz fürs Lager war bald gefunden. Schnaubend und prustend kamen die Träger. Die Zelte wurden aufgeschlagen. Hoch über den Bäumen, so daß man das Lager von weitem sehen konnte, wehte die deutsche Flagge.

Glutrot senkte sich der Sonnenball im Westen. Eine violette Dunstschicht legte sich über die Berge. Mit wehenden Schleiern kam sie gezogen, näher und näher. Sie hingte sich um Büsche und Sträucher und schwebte zwischen den hohen

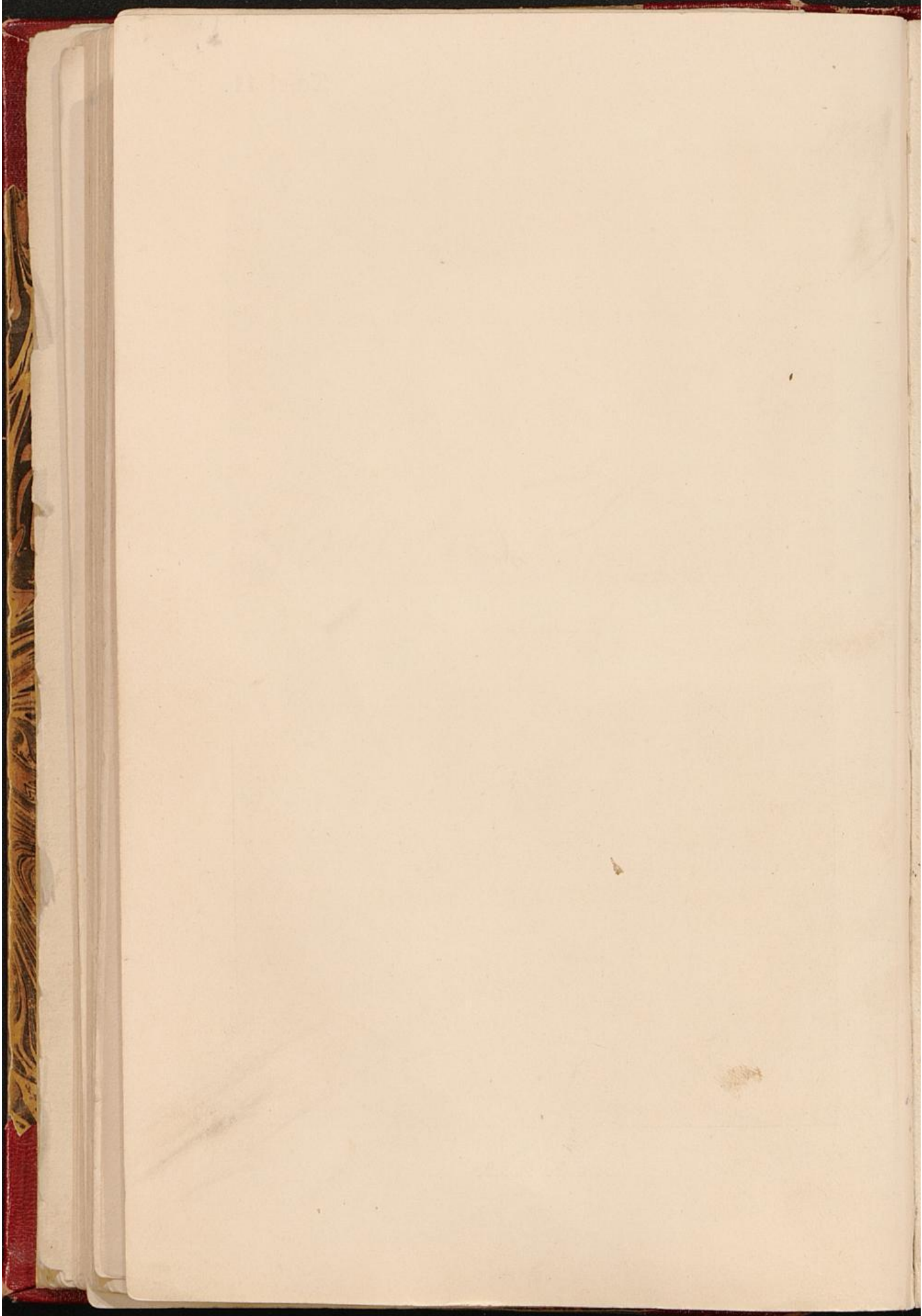
*) Eine bis ins einzelne gehende Beschreibung dieses Gebrauchs habe ich in Dr. Kandts geistvollem Buche: „Caput Nili“ gefunden, das wohl jedem Afrikafenner und -schwärmer lieb ist.



Masfentänzer



Lotossee Redide



Gräsern, so daß sich überall deren Außenlinie verwischte. Dicht lag sie über dem träg fließenden Wasser. Die Sonne verschwand. Hoch und hehr strahlte der große, afrikanische Mond im bläulichen Licht.

Von den langen Märschen über das trockene Matonde-plateau sehr ermüdet, gingen wir bald zur Ruhe. Einmal wachte ich auf. Das war, als der Tau von den Bäumen tropfelte und hart und schwer auf das prall gespannte Sonnendach unseres Zelttes aufschlug.

Wir standen spät auf, weil der Himmel sich bezogen hatte und wir uns in der Zeit versahen. Es war kühl. Die Jagd auf Antilopen wäre an diesem Vormittag zwecklos gewesen. Gegen 10 oder 11 Uhr legt sich das Wild im Pori nieder, um zu schlafen und ist nur sehr schwer auffindbar. Am günstigsten ist der frühe Morgen oder die Zeit kurz vor Sonnenuntergang. Dann kommt es zum Wasser und hält sich äsend eine Weile in dessen Nähe auf. Verfolgt man die von da führenden, frischen Fährten, dann hat man meistens Erfolg.

Ganz untätig wollten wir aber nicht im Lager sitzen. Es war uns gemeldet, daß in der Nähe Flußpferde sein sollten. Wir machten uns mit dem Führer auf und wateten durch den Fluß, der mir stellenweise bis zum Hals ging. Wind und Sonne trockneten uns schnell, denn mit übermäßig vielen und dicken Kleidungsstücken schleppten wir uns nicht. Die Leute hatten gesagt, die Flußpferde seien „karibu sana“ (sehr nahe). Das „karibu“ ist aber genau so dehnbar wie das „bali“ (weit), und das „kule=kule“ (dahinten). Haben sie Hunger auf Fleisch, wie es jetzt gerade der Fall war, wo sie den Flußpferdebraten genießen wollten, dann fand man die Tiere „karibu sana“; paßte es nicht in ihren Kram, dann waren sie „bali sana“ (sehr weit), „kule=kule“ (ganz dahinten).

Munter stampften wir im tiefen Flußsande stromauf. Eine halbe Stunde, noch eine, zwei Stunden. Nun endlich konnten wir uns durch Gebüsch und junge Palmen winden. Da, fast drei gute Stunden waren vergangen, „karibu sana“, hörten wir prusten und schnauben. Vorsichtig lugten wir zwischen dem Geäst der Bäume hindurch auf das Wasser. In beschaulicher Ruhe lagen da zwei große Flußpferde dicht nebeneinander, die mächtigen Köpfe auf eine Sandbank gestreckt. Von drei anderen sah man die Nasenlöcher, die sich atemschöpfend aus dem Wasser hoben. Jetzt dröhnten zwei Schüsse aus den großen Gewehren. Ein Tier sank sofort. Das andere drehte sich wie ein Kreisel im Wasser. Ganz verdukt richtete es sich auf und wunderte sich, daß ihm das Blut aus den Nasenlöchern quoll. Ein dritter Schuß, ein Zappeln und Platschen; es verschwand unter Wasser.

Der große Bulle war sehr scheu. Bald tauchte er hier, bald da auf. Aber auch ihn ereilte sein Schicksal. Nach einer halben Stunde herrschte tiefe Stille. Fünf Kadaver trieben an der Oberfläche.

Es war merkwürdig, sowie die ersten Schüsse gefallen waren, rauschte und knackte es hinter uns in den Büschen. Zehn Washenzi erschienen grinsend, rieben sich die Bäuche, schnalzten mit der Zunge und freuten sich auf das leckere Mahl. Es war, als ob sie aus dem Boden gewachsen seien, so unerwartet standen sie da.

Den Washenzi wurden vier Flußpferde als Beute überlassen. Dafür mußten sie sich verpflichten, die Zähne herauszubereiten und abzuliefern. Das fünfte sollte für die Wangoni bleiben. Am folgenden Tage schickten wir sie hin, alle Zähne und das Fleisch zu holen. Die beiden Herren waren wieder auf Jagd gegangen. Ich nahm meinen Boy mit der Kamera mit

und beschloß, verschiedene gewiß sehr interessante Aufnahmen von den Washenzi bei ihrer Beschäftigung zu machen. Wir beide wateten wieder durchs Wasser. Der Boy trug den Apparat auf dem Kopf, um ihn vor der Nässe zu schützen. Vergnügt gingen wir im Sande weiter und freuten uns der brennenden Sonne, die uns bereits zu trocknen anfing. Da begegneten uns zwei Washenzi. Der eine war sehr vornehm, denn er trug einen Regenschirm. Grundlos erfreut ob unseres Zusammenkommens begrüßten sie mich auf das herzlichste und liefen eine ganze Weile neben mir her. Dann entspann sich folgendes Gespräch: „Du gehst allein; fürchtest Du Dich nicht?“ „Nein.“ „Wir wollen Mtamamehl (Hirsemehl) an Deine Träger verkaufen und Fleisch dafür nehmen.“ „So geht immer am Wasser gerade aus, bis Ihr die Träger seht.“ „Wir wollen tun, wie Du sagst.“ Immer noch bleiben sie mir zur Seite. Tiefes Schweigen. Daraufhin sagt der eine: „Du —“ „Was denn?“ „Das ist ganz gewiß kein Mann.“ „Was soll es denn sonst sein,“ fragte erstaunt der andere. „Nun, eine weiße Frau,“ war die kluge Antwort. „Unsinn, Du bist nicht gescheit. Weiße Frauen kommen nicht her zu uns. Außerdem sehen sie anders aus.“ „Hast Du denn schon mal eine gesehen?“ lautete die verwunderte Frage. „Das nicht,“ kam prompt die Antwort. „Aber man hat mir erzählt, daß sie ganz andere Kleider anhaben. Das ist keine Frau. Hartnäckig kam die Erwiderung: „Und es ist doch eine. So frage doch.“ Da faßte er sich Mut und fragte mich. Ich nahm meinen Hut ab, zeigte ihnen meine langen Haare und sagte zu dem Rechthaberischen: „Recht sprichst Du, das ist doch eine weiße Frau.“ Der andere wich ordentlich zurück, riß Mund und Nase auf und fragte ganz entgeistert: „Ist das auch wirklich wahr? Du bist eine Frau?“ Ich war doch ein wenig gekränkt ob der Verkennung meiner Würde.

Wir kamen zu der Stelle, wo am Tage vorher die Flußpferde geschossen waren. Viele Washenzi hatten sich dort bereits häuslich niedergelassen. Die Flußpferde waren von ihnen ans flache Land gezogen. Als erstes hatte man ihnen die Köpfe abgeschlagen, um die Zähne herauszuholen. Zum größten Teil waren die Tiere bereits abgehäutet und zerteilt. Mannshohe Bambusgerüste und Koste hatten die Leute aufgebaut, an denen sie das in Streifen geschnittene Fleisch dörreten. Anderes lag klumpenweise in frische Palmblätter gebunden. Es war bereits gedunsen und grünlich angelauten. Schon von weitem machte sich daher ein übler Geruch bemerkbar. Aber das störte die Leute durchaus nicht. Auf meine entsetzte Frage: „Wie könnt Ihr nur so stinkiges Fleisch essen?“ antworteten sie ganz vorwurfsvoll: „Aber, Bibi, das stinkt doch nicht, das ist sehr schön“. Und mein Boy, der Bildung besaß, sagte: „Von Eurem Käse sagst Du auch nicht, daß er stinkt!“ Zwischen den Washenzi saßen unzählige Vögel. Graue Reiher, Marabus, Nasgeier, andere Raubvögel und Krähen. Gierig zerrten sie an den weggeworfenen Brocken und zankten sich um die Knochen. Ich zählte allein etwa 30 Marabus. Sorglos und unbekümmert stolzierten sie zwischen all den Leuten, kaum, wenn sie zu aufdringlich wurden, daß sie verjagt werden konnten.

Am Nachmittag bekamen wir Besuch. Mit einem Male entstand eine furchtbare Panik im Lager, die Leute schrien und liefen durcheinander, und unsere mutigen Boys zitterten an allen Gliedern. Es erschien der portugiesische Feldwebel Andrade Neves, Kommandant vom Fort Msimba, begleitet von sechs bewaffneten Askaris. Ihm war gemeldet worden, daß sich Deutsche auf portugiesischem Gebiete aufhielten, die die deutsche Flagge gehißt hätten. Das hatten wir allerdings getan, weil uns die weithin sichtbare Flagge das Lager im dichten Gebüsch

leicht erkennen ließ. Die portugiesischen Washenzi, die aus verschiedenen Gründen mit den Maßnahmen ihrer Regierung nicht einverstanden sind, hatten die Deutschen als Erlöser von dem portugiesischen Joch mit Freuden begrüßt und kurzweg erklärt, am Kovuma wehe die deutsche Flagge, die Deutschen hätten nun auch vom anderen Kovumaufer Besitz ergriffen. Standhaft weigerten sie sich, die fällige, etwas hohe Hüttensteuer an die Portugiesen abzuliefern. Es drohte ein ernstster Konflikt, und der Feldwebel erschien ein wenig zaghaft, was mit diesen rabiaten Deutschen wohl anzufangen sei. Daher folgten ihm auch die bewaffneten Askaris auf dem Fuß und ließen ihn nicht aus den Augen. Kaum hatten wir verstanden, was er wollte — er radebrechte in einem entsetzlichen, von portugiesischen Brocken untermischten Kisuaheli —, als wir auch schon unsere Flagge einholten. Feierlich, mit Hilfe von zwei Dolmetschern, erklärten wir ihm, daß wir keinerlei politische Verwicklungen anstrebten. Wir seien friedliche Jäger, die der schönen Landschaft und des Schattens wegen hier dicht am Wasser lagerten. Es würde uns, da wir deutsche Jagdscheine hätten, nicht einmal in den Sinn kommen, auf portugiesischem Gebiet zu jagen. Wie er wohl gehört hätte, durchschritten wir jeden Tag den Fluß, um es auf deutschem Gebiete zu tun. Der Mann, der erst finster und aufgereggt war (wahrscheinlich hatte er gedacht, er hätte es mit Strauchdieben zu tun), wurde von Minute zu Minute freundlicher. Liebenswürdig setzten wir ihn an unseren zierlich gedeckten Tisch. Kaffee, Kognak, Biskuits und ägyptische Zigaretten ließen wir reichen. Er wurde gesprächig, soweit das bei unserer schwierigen Unterhaltung möglich war. Zum Schluß übermittelte uns sein Dolmetscher eine höchst gastfreundschaftliche Einladung, nach seiner Station Msimba zu kommen und ihn dort zwei, nein vier, nein zehn Tage lang zu besuchen. Es gäbe

bei ihm auch Wild, Elefanten, Büffel, alles dürften wir schießen, und gute Führer hätte er auch für uns. Wir luden ihn ein, bei uns zu übernachten. Er versprach sein Wiederkommen für den folgenden Tag, da er noch seinen Astariposten Kidede, zwei Stunden entfernt, zu inspizieren habe. Mein Mann sagte ihm zu, ihn am folgenden Tage zu begleiten. Porembsky und ich sollten mit dem Lager etwas später nachkommen.

Als der Feldweibel weg war, erschienen auch die letzten der geflüchteten Leute wieder. Etlichen schlotterten noch die Knie in Gedanken an die vorangegangene Aufregung. Die Angst kam hauptsächlich daher, daß Gerüchte von einem bevorstehenden Aufstand der portugiesischen Washenzi ins Lager gedrungen waren. Oft hörte man in den Gesprächen der Träger jetzt das Wort: Vita (Krieg) wiederkehren. Sie lebten in beständiger Furcht vor einem Überfall.

Am folgenden Vormittag wollten wir uns nicht sehr weit vom Lager entfernen, deshalb streiften wir in der Umgegend umher. Wir durchschritten wie tagtäglich den Kovuma, verließen die Landschaft Kidede und wandten uns südlich der Landschaft Nchichira zu. Die Gegend ähnelte einem großen Parke, so wechselten in schönen, regelmäßigen Gruppen die verschiedenen Palmen, große und kleine, hohe und niedrige, mit Mtama-bäumen und anderen Tropenpflanzen. Es ließ sich leicht durch das niedrige Gras gehen. Wir kamen, vom Reiz der Landschaft angelockt, immer weiter vom Lager ab, bis wir plötzlich den Fuß eines mächtig hohen, mit jungen Palmen bestandenen Berges erreichten. Der Weg, den wir uns bahnten, wurde mit einem Male sumpfig; wir arbeiteten uns durch hohe Farnkräuter und Schlinggewächse hindurch und standen vor einem kleinen See.

Tiefe, stille Einsamkeit herrschte. Die Sonnenstrahlen tanzten auf dem wogenden Schilf. Der alte, knorrige Affen-

brothbaum war wie übersät mit blassen, flatterigen Blüten. Auf den hochstämmigen Akazien schimmerten im goldenen Glanz die gelben Blütenköpfschen. Um ihre dornigen Äste rankten sich Winden, groß und bunt wie Schmetterlinge. Im See träumten blaue Lotosblumen auf großen, zartgrünen Blattflächen. Heller Sonnenglanz lag auf dem Wasser. In der klaren, zitternden Luft tanzten Mücken. Flinke Eidechsen mit blanken Augen huschten an den Bäumen entlang. Wo ein Blatt, eine Blüte auf das Wasser sank, da zogen glitzernde Ringe. Ein süßer, modriger Geruch stieg aus dem Wasser auf. Nicht zu rühren wagten wir uns in der großen Stille. Was ist das? Im Wasser entsteht ein Streif wie das Kielwasser eines kleinen Bootes. Kurz davor schwimmt etwas. Ein kleiner, schwarzer Gegenstand. „Mamba“ (ein Krokodil), sagt der Boy neben mir; man sieht nur die Stirn und die Augen. Und am anderen Ende in der prallen Sonne liegen noch zwei, die ich für Wurzeln hielt. Regungs- und bewegungslos starren sie in das gleißende Licht. Ein Schuß. Kopfüber springt das eine ins Wasser. Das andere rollt sich und schlägt wütend mit dem Schwanz. Nun ist es auch verschwunden. Nur das Wasser über ihm bleibt in Bewegung. Jetzt kämpft es da unten in der modrigen Tiefe den Totekampf und gräbt sich ein in Mudde und Schlamm, immer tiefer, um nie mehr an das Licht des Tages, an die Sonne zu kommen. Der Mittagswind spielt in den Bäumen, sie rauschen und nicken und spiegeln sich im Wasser. Er schüttelt den Bunubaum; der schickt seine weißen, flatternden Blüten hinab. Mit dumpfem Ruf schwebt ein Kranich darüber hin. — Am Nachmittage kam der Portugiese. Wir gaben ihm zu Ehren ein gutes, kleines Diner, sogar eine Flasche Sekt war kalt gestellt. Das erste Glas galt unseren beiden Herrschern und den guten Beziehungen unserer Länder.

Porembsky räumte ihm liebenswürdigerweise sein Zelt ein und begnügte sich mit dem kleinen Patrouillenzelt. Vor Tagesgrauen rückten der Portugiese und mein Mann ab. Porembsky und ich gingen auf Jagd, trafen aber trotz vieler Fährten kein Wild. Darum waren wir froh, daß wir auch bald nach Msimba kommen würden, wo ein so gutes Jagdgelände sein sollte. Am Nachmittage blieben wir gemütlich im Lager, ordneten und packten, um gleich bereit zu sein, wenn mein Mann schickte.

In der Nacht, gegen 4 Uhr früh, weckte mich fürchterliches Geschrei. Einige Leute stürzten weinend und klagend ins Zelt, alles schrie und tobte durcheinander. Ganz entsezt fuhr ich auf. „Was ist nur geschehen?“ „Ein Löwe ist quer durchs Lager gelaufen! Nimm schnell Dein Gewehr!“ Ich lief aus dem Zelt und sah das Lager in furchtbarer Verwirrung. Fast alle Träger waren fort. „Vita! Vita!“ (Krieg! Krieg!) tönte es von allen Seiten. „Die portugiesischen Washenzi überfallen uns! — Rettet Euch! Rettet Euch!“ so gellte es durch die Nacht.

Endlich glückte es mir, die große Laterne anzuzünden. Ich hielt sie hoch und leuchtete. Ganz verschüchtert standen vor mir neun fremde Washenzi, die mir einen Brief von meinem Mann brachten, mit der Bitte, nachzukommen. Sie waren die Nacht durch marschiert und tauchten nun plötzlich im Lager auf. Allmählich kamen die Leute zurück und beruhigten sich. Die Zelte wurden abgebrochen, alles rüstete sich zur Weiterreise.

Msimba

Zwei Stunden später marschierten wir tapfer im portugiesischen Gebiet. Es fing an, Tag zu werden. Im Osten flirrte ein schwacher, gelber Schein. Im ungewissen Licht standen Berge und Bäume. Heller und klarer wurde der

Himmel, das Unbegrenzte, Schattenlose verlor sich. Schärfer traten die Gegensätze hervor. Goldige Strahlenbündel flogen über den Himmel. Die Sonne kam.

Nachdem wir mit den Leuten einen tiefen Nebenarm des Kovuma durchschritten hatten, gönnten wir ihnen eine einstündige Rast. Um 1 Uhr erreichten wir den Platz des Jumben Mtutuma, der uns weit entgegentam. Im Rasthaus empfingen uns der Feldwebel und mein Mann. Der Portugiese hatte es sich nicht nehmen lassen, uns hier schon willkommen zu heißen, und war von beispielloser Gastlichkeit. Zweieinhalb gute Marschstunden liegt dies Dorf von Msimba entfernt. Einen Tisch, Stühle, Porzellan, Vorräte hatte er dorthin bringen lassen. Ein leckeres Mahl mit portugiesischen Weinen erwartete uns; ausgezeichneten Kaffee in reizenden, kleinen Mokkatassen und süße Ziegenmilch ließ er uns reichen. Sogar Zigarren, Zigaretten und Schnäpse tischte er auf. So gut und sorgfältig alles bereitet war: es war ein entsetzliches Schauen vor den Eingeborenen. Um das ganze Rasthaus hockten sie und konnten sich gar nicht genug über die vier Weißen wundern. So viele hatten sie noch nie beieinander gesehen. Ein Kerl war so interessiert, daß er sich seinen Topf mit Essen bringen ließ, um nur ja nichts zu veräumen.

Um halb vier Uhr brachen wir auf; wir waren von den ungewohnten Weinen und den überreichen Speisen sehr müde geworden und empfanden das Marschieren als große Anstrengung. Der Feldwebel hatte mir schon bis in unser Lager in Kidede seine Matschila entgegengeschickt. Das war eine Tragbahre aus Mattengeflecht in Form eines Sarges. Sie war durch darüber gebundene Matten dicht verschlossen, um Schatten zu geben. Porembsky und ich benutzten sie nur beim Flußübergang, um nicht naß zu werden. Der brave Portu-

giese war ganz entsezt, als er mich mit marschieren sah. Um ihn nicht zu kränken, kroch ich mit Todesverachtung in das Ding. Es wurde geschlossen. Seine Träger setzten sich in Zotteltrab, und mir verging Hören und Sehen. Endlich hielten sie an. Es ging sehr steil bergauf. Theils aus Menschenfreundlichkeit, theils aus Selbstsucht schwang ich mich heraus, ehe sie wieder ins Laufen kamen. In Strömen lief ihnen der Schweiß herab. Sie hatten sich kleine Graspolster gemacht und trugen den Bambusstab der Matschila auf den Köpfen. Im Laufen löste nach kurzer Zeit immer einer den anderen ab. Was mochten die armen Teufel wohl froh sein, daß sie an mir nur einen guten Zentner zu tragen hatten.

Auf dem Wege angelangt, sah ich mich um. Wir waren dicht am Kovuma entlang gegangen, bergauf, bergab in sehr hügeligem Gebiet. Zu meinen Füßen zog sich der Fluß. An dem gegenüberliegenden Ufer erhoben sich die Inselberge von Massassi, der deutschen Grenzboma.

Meine Träger waren mit mir so sehr gelaufen, daß sie einen großen Vorsprung hatten. Geraume Zeit saß ich auf einem Felsblock, bis ich die anderen den Hügel hinanklimmen sah. Gemeinsam bestiegen wir die letzte Anhöhe. Zu beiden Seiten des Weges türmten sich mächtige Felsblöcke. Wie durch ein gewaltiges Tor schritten wir; da lag vor uns die Boma von Msimba. Sie war aus Lehm erbaut, durch einen großen Wall und tiefen Graben geschützt. Außerdem umgab sie noch eine dicke Mauer von Palisaden, über die Stacheldraht gezogen war. An jeder Ecke stand ein stark befestigter Turm. Vor der Boma auf einem großen, sauberen Plage lagen die Askarihäuser. Raum ward der wachthabende Posten unserer ansichtig, so ging die Flagge hoch. Die Wache trat unter das Gewehr, und stolz zogen wir in Msimba ein.

Beim Näherkommen erkannten wir die Boma als sehr hübsch und praktisch. Sie war ein Bau in Hufeisenform. Im Mittelbau lagen drei geräumige Zimmer; links das Hospital und eine Kornvorratskammer, rechts das Waffenmagazin, die Kammern für die Verpflegung der Feldwebel und eine Werkstatt. Auf dem Hof tummelten sich Ziegen und Hühner. In Bambuskäfigen zwitscherten allerliebste Vögel. Große Bananentrauben hingen unter der Veranda, um nachzureifen. Die einfachen Möbel hatte der Feldwebel selbst gezimmert, und zwar sehr hübsch. Er hatte uns sein Schlafzimmer eingeräumt; Porembsky bekam das Hospital, er selbst schlief im Waffenmagazin. Es berührte mich ganz merkwürdig, daß wir in Zentralafrika plötzlich unter Dach und Fach waren, ein eingerichtetes Zimmer und einen Waschtisch mit Gläsern, frischer, duftender Seife und geplätteten Handtüchern vorfanden. Sogar einen Spiegel gab es. Ich hatte aber durchaus nicht das Bedürfnis, hineinzusehen.

Der gute Kommandant überbot sich an Liebenswürdigkeit und bat händeringend, wir möchten doch recht lange bei ihm bleiben. „Bedenken Sie doch, was das heißt, seit Weihnachten vorigen Jahres sah ich keinen Weißen mehr,“ sagte die brave Seele. Mittlerweile war es allerdings der 6. September geworden. Wir verstanden uns nun auch ganz gut, trotz seines eigenartigen Kisuaheli.

Am folgenden Tage gab er Porembsky einen Führer mit, um Kappantilopen zu jagen. Uns wollte er durchaus zu Flußpferden bringen. Die Leute hätten gesagt, ganz in der Nähe seien welche. „Karibu sana!“ Vorsichtig orientierten wir uns über das „karibu sana“ mit der Frage, was er alles in der letzten Zeit geschossen habe. „O, ich hatte keine Zeit, schon seit Wochen nichts!“ Da sank uns der Mut, wie mochte das

„Karibu sana“ der fleischhungrigen Leute weit sein! Wohlweislich nahm ich reichliche Vorräte und unsere beiden gefüllten Feldflaschen mit. Der Feldweibel wunderte sich und meinte: Ganz gewiß sind wir um die Mittagszeit wieder hier. Mir war aber angesichts unserer prallen Jagdtasche sehr viel tröstlicher zu Mute.

Der Jumbo von Msimba führte uns. Zwei Stunden gingen wir hinter ihm her durch Maisfelder und Schamben. Wir kamen zum Wasser. Ein „tumbwi“ (Einbaum, Kanoe) lag bereit. Spafeshalber meinte ich: „Ich werde mal auf die Uhr sehen, wie lange wir zu den nahen Flußpferden fahren“. Das Tumbwi war eng, wir hockten schief hineingeklemmt. An einer schlecht gestickten Stelle nahm es Wasser. Die Sonne stand schon am Himmel. Die große Wasserfläche blendete. Es war furchtbar heiß auf dem Wasser. „Jumbe, sind wir bald da?“ „Karibu sana!“ Es vergeht eine ganze Weile. „Jumbe, wo sind die Flußpferde?“ „Karibu kabissa!“ (Ganz, ganz nahe). Da waren zwei Stunden Wasserfahrt auch um. Es hieß aussteigen. Nun führte er uns noch etwa 30 bis 40 Minuten durch Sumpf und Schilf. Da hörten wir prusten. Wir waren angelangt. In Abständen von 20 m setzten wir uns an. Vier Flußpferde waren bei unserem Nahen untergetaucht. Ein jeder beobachtete das Wasser vor sich. Ich hatte das Glück, daß das Hauptstück, ein enormer Bulle, im Bereich meines Gewehres erschien. Mit zwei Schuß gehörte er mir. Der Portugiese und mein Mann brachten die anderen drei kleineren Tiere zur Strecke. Schon nach einer halben Stunde rüsteten wir uns zum Nachhauseweg. Zahllose Washenzi waren wie immer erschienen. Sehr vorsichtig, der vielen Krokodile wegen, schleiften sie die Flußpferde an das Land. Voller Bewunderung betrachteten sie mein Gewehr und wollten die „Dana“, das Zauber-

mittel, wissen, durch das ich als Bibi den kolossalen Bullen bezwungen hatte.

Nur sehr ungern begleitete uns der Jumbo, da ihm der Mund wässerte nach dem saftigen Flußpferdfleisch. Wir gingen am Kovuma entlang zurück, da das Tumbwi das Fleisch ins Dorf bringen sollte. Wir nahmen nach Aussage der Leute den kürzesten Weg, auf dem man nun mit einem Male viel schneller nach Msimba kommen sollte. Es war stockdunkel, als wir Msimba erreichten.

Das nannten die Washenzi „karibu sana“, weil sie Fleischhunger hatten. Einen Tag darauf erkundigten wir uns, wo die Zähne blieben. „Aber die Zähne, die können doch noch gar nicht hier sein, bedenke doch, die Stelle, wo Ihr die Flußpferde schosset, ist doch „bali sana“ (sehr weit!) Aber da waren sie auch satt.

Als wir am folgenden Morgen Msimba verlassen wollten, machte uns der Feldwebel die unangenehme Eröffnung, daß unter den Wamatambwe und Wangoni ernstliche Unruhen ausgebrochen seien. Er selbst müsse sich rüsten, in fünf Tagen einen Kriegszug zu unternehmen. Es sei im Kovumagebiet unsicher, er bäte uns daher dringend, in der Boma zu bleiben. Es wäre ihm nicht allein unsert-, sondern auch seinetwillen lieb; denn die Möglichkeit eines Sturmes auf die Boma sei nicht ausgeschlossen, dann könnten wir sie mit unseren guten Gewehren wirksam verteidigen.

Die Aussicht war lockend. Wir widerstanden ihr aber, weil Porembsky als aktiver Offizier sich unter keinen Umständen darauf einlassen durfte, und wir betrachteten auch die zu erntenden Lorbeeren mit skeptischen Augen, so sehr sich der Portugiese auch bemühte, uns Hochachtung vor seinen Waffen beizubringen; es waren Büchsen ganz alter Konstruktion, die höchstens dem, der damit schoß, gefährlich werden konnten.

Wir beschloffen daher, ihn bis zum nächsten Fort zu begleiten, dann über den Rovuma zu gehen und auf deutschem Gebiete der Dinge zu harren, die kommen sollten.

Wie wir allmählich erfuhren, war, wie immer, die Hüttensteuereintreibung die Ursache zu den Unruhen. Die Portugiesen schickten ihre Leute durch das Land: „Kommt zur Boma und bezahlt die Steuern!“ Hohnlachend erwiderten Wangoni, Wamatambwe, Wamakua, Wayao und Wamakonde: „Kommt und holt sie!“ Und die Abgesandten drohten: „Wir nehmen Euch Eure Frauen und sperren sie ein!“ „Kommt und holt sie!“ lautete die Erwiderung. Daraufhin ging eine Askaripatrouille ab und nahm die Mutter sowie den ältesten Sohn des Sultans Madodo, der viel Einfluß über seinen Stamm, die Wamatambwe, hatte, als Geiseln gefangen. Ein Askari wurde dabei erschossen, und man erreichte das Gegenteil. Madodo weigerte sich nach wie vor. Ihm schlossen sich die anderen Völkerschaften an. Die alte Dame Nahaku und ihr Enkel fristeten im Hof der Boma als Gefangene ihr kümmerliches Dasein. Um ihnen den Aufenthalt weniger lieb und teuer zu machen, bekamen sie alle beide einen um den anderen Tag fünfzehn Stockschläge auf beide Hände. Mein Mann hatte diese Grausamkeiten mit erlebt, als er, von dem Schreien und Wimmern erschreckt, hinausging, um nach der Ursache zu forschen. Während meines Aufenthaltes auf Msimba geschah es nicht, wie der Feldwebel betonte, aus Courtoisie gegen die weiße Frau.

Ein, ich möchte fast sagen, mittelalterliches Folterinstrument findet bei den Portugiesen noch Anwendung. Es ist ein dickes Stück Holz in Form einer Bürste. Darin befinden sich kleine, kreisrunde Löcher. Wenn die Verurteilten mit diesem Instrument geschlagen werden, saugt es sich durch den Luftdruck, der in den Löchern entsteht, fest. Beim jedesmaligen sofortigen

hohen Bambusgerüsten trocknete Hirse, und in dicken Büscheln hingen Maiskolben herunter. Oft sah man sie in großen Klumpen in sehr hohen Bäumen. Auf solche Weise schützten die Leute in dieser Gegend ihre Vorräte gegen Ratten, Mäuse und Insekten. Ganz reizend waren die Taubenschläge. Von einem mächtig dicken Baumstamm wird die Rinde abgelöst. Sie wird sorgfältig geschlossen, die beiden Öffnungen werden mit dichten Stäben zugemacht. In die Mitte der Rinde kommt ein viereckiger Einschnitt als Flugloch. Diese Röhre wird entweder auf gabelförmigen Pfählen befestigt oder an einem Aste aufgehängt. Ist eine Röhre zu klein für die Tauben, dann wird noch eine solche Baumrindenröhre darüber gelegt und so weiter. Oft findet man acht bis zehn solcher Röhren übereinander. Abends wird das Flugloch durch einen Holzkloß geschlossen.

Am Mbenkuru fand ich Hühnerställe solcher Art, bei denen die Röhren entsprechend weiter waren. Sie hatten auch kein Flugloch; dafür war das eine Ende unverschlossen. Auf einer schräg angelehnten Stange turnten die Hühner hinein. Abends wurde die Stange weggenommen und die Öffnung verschlossen. Warm und sicher, vor Gefahr, Kälte und Raubzeug geschützt, saßen die Hühner.

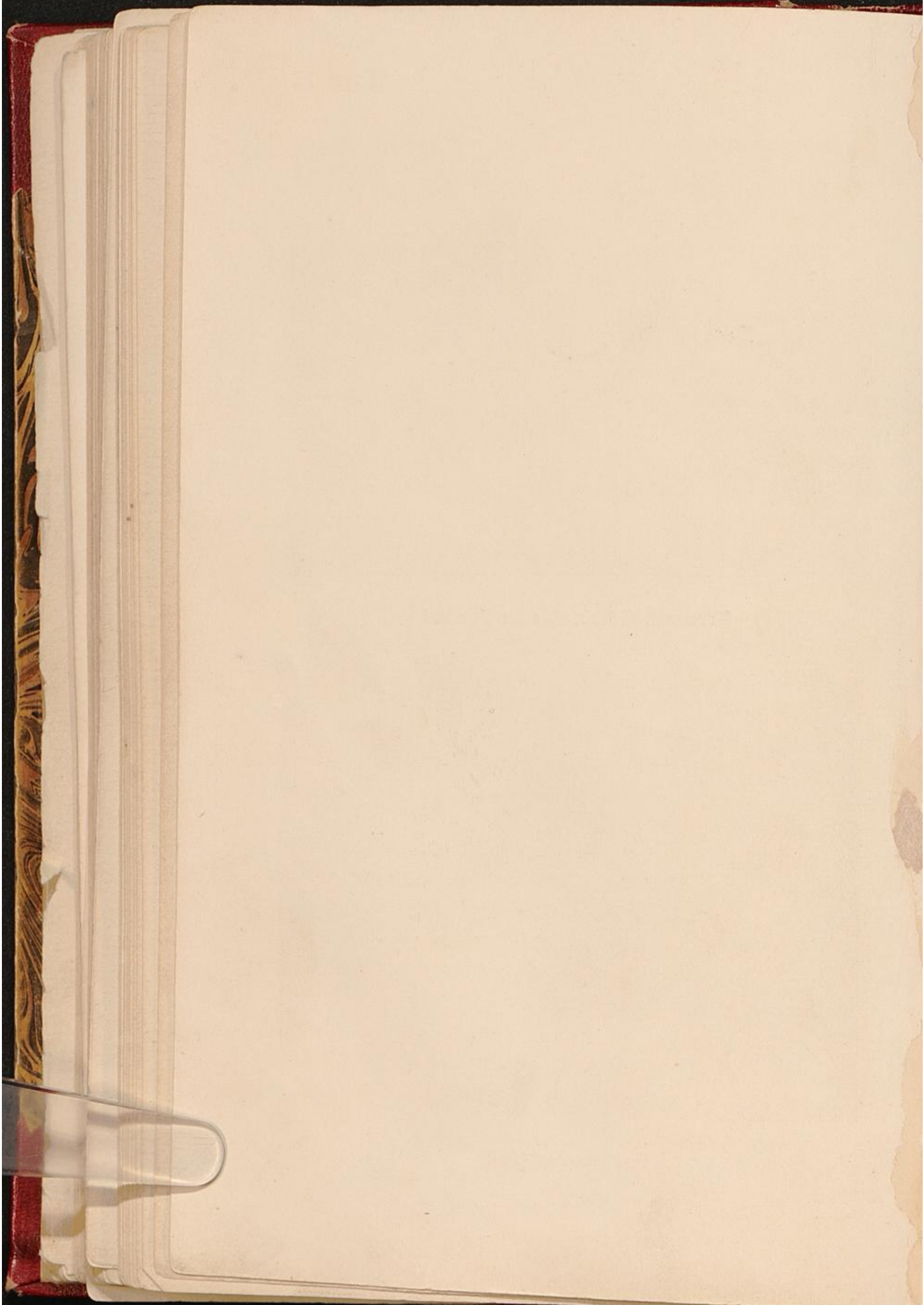
Die Wajaofrauen auf Riparanganga, die wir sahen, waren nicht durch den entsetzlichen Lippenpfloß entstellt. Die Wagonifrauen trugen ein blankes „kipini“ (Sternchen) im Nasenflügel, das ihnen ausgezeichnet stand. Im allgemeinen konnte ich auf dieser Expedition beobachten, daß meist ältere Frauen den Lippenpfloß trugen. Bei den ganz jungen Mädchen fanden sich hin und wieder welche, denen die Lippe nicht durchbohrt war. Matola, ein fortschreitender Häuptling des Südens, meinte, als das Gespräch zufällig darauf kam, daß die Wamuera und Wajao allmählich einsehen lernten, daß dieser Pfloß sie



Frau von Edenbrecher im Tumbwi



Rovuma-Landschaft



durchaus nicht verschöne. Diese barbarische Sitte sei im Zurückgehen begriffen, je weiter der Einfluß der Weißen fortschreite.

Um $\frac{1}{4}$ Uhr erreichten wir unseren Bestimmungsort Matiu. In großer Ferne schräg gegenüber liegt in den Bergen die deutsche Boma von Massassi.

Matiu liegt dicht am Kovuma und ist eine alte Festung. Im Bau ähnelt sie dem Fort von Msimba. Die Boma und die Askariwohnungen machen einen verkommenen Eindruck. Nächstes Jahr soll sie frisch gebaut werden. So, wie sie zur Zeit unseres Besuches war, bildete sie ein höchst lächerliches Bollwerk, das wohl kaum der Regenzeit standhalten konnte. Das einzig Nützliche und Brauchbare waren die großen Mengen von Stacheldraht, mit denen es geradezu verschwenderisch eingezäunt war.

Im Hof der Boma schlugen wir unsere Zelte auf. Es war ein dunkler, regenschwerer Abend, den wir auf Matiu verbrachten. Sumpfvögel schrien, am schlimmsten klangen die marternden Töne der Ibisse. Wie große Schatten huschten Raubvögel und Geier über unsere Häupter. Ein toller Wind machte sich auf. In unablässiger Bewegung war der Stacheldraht. Die Zeltwände flatterten, die Stangen quietschten, die Schnüre des Sonnensegels rissen.

Auf der Baraja war es vor Staub und Sturm nicht auszuhalten. Deshalb aßen wir in einem leeren Zimmer der Boma zu Abend. Unserem Gastfreund gaben wir unsererseits ein kleines Abschiedsdiner, dessen Zusammenstellung mir einige Mühe machte. Lange saßen wir beisammen. Als wir in unsere Zelte gingen, hatte der Wind nachgelassen. Durch das offene Zelt konnte ich den Mond sehen, er hing als großes, schwefelgelbes Horn in den Anabäumen. Eine Hyäne schrie. Ich lag wach und träumte in die Nacht hinaus. Mit einem Male regte sich

etwas und knisterte im alten Strohdach der Boma. Es trappte durch den Hof mit unzähligen kleinen Schritten. Nun sprang es über die Zeltschnüre, jetzt sauste es zwischen Zelt Dach und Sonnensegel. Ich hörte es im Zelt, auf Koffern und Kisten. Auf dem Tische polterte es, etwas fiel um. Es sprang auf mein Moskitonez. Unter dem Kopfkissen krabbelte es. Wo man hinhörte, war Leben und Lärm. Ich machte Licht und sah Scharen und Scharen von Ratten. Ihre Zahl mußte Legion sein. Wo man auch hinsah, wimmelte es. Beim Lichtschein purzelte alles wild durcheinander. Drei, vier sprangen mir vom Tische entgegen. Etliche konnten aus dem Moskitonez nicht schnell genug herausfinden. An den Gewehrfutteralen hingen sie. Nichts war vor ihnen sicher. Kerze und Seife waren angefressen.

Ich stand auf und ging auf den Hof. Das lief und sprang und quiekte und nagte. Da gab es keine Rettung. Aushalten bis zum Morgen und hoffen, daß etwas wenigstens vor ihren Zähnen sicher bleibt. Die Tiere waren in der alten Boma fürchterlich ausgehungert. Nun überfielen sie uns. Den Boys, die in der Nähe der Zelte schliefen, liefen sie über Gesicht und Körper. Zwei von ihnen wurden gebissen. Auf unserem Zelt Dach feierten sie wahre Orgien. Todmüde legte ich mich hin und versuchte, in dem Lärm einzuschlafen. Es glückte aber nicht. Mein Mann schalt und warf, was ihm erreichbar war, unter das Getier, um es zu verscheuchen. Aus der Tiefe von Porembksys Zelt klang Brummen, hin und wieder fiel ein harter Gegenstand. Der Tag graute, als ich zur Ruhe kam. Kurze Zeit darauf fielen mir die ersten Sonnenstrahlen ins Gesicht.

Beim Frühstück sahen wir alle recht übernächtigt aus. Der arme Portugiese hatte die Nacht auf einem Stuhl sitzend mitten im Hofe zugebracht. In dem Zimmer der Boma war er

dermaßen von den Ratten überfallen und zugerichtet worden, daß ihm nur schleunige Flucht übrig blieb.

Er begleitete uns noch ein Stückchen Weges, um sich dann zu verabschieden. Wir hatten aber vorher versprechen müssen, noch einen Tag mit dem Ausbruch des Lagers zu warten, damit er uns Nachricht zukommen lassen konnte, im Falle Gefahr drohte. Der kleine, sehnige Kerl hatte etwas Rührendes in seiner Aufmerksamkeit und Besorgtheit für uns. Porembsty jagte unter Führung eines Askari. Mein Mann und ich trieben uns planlos im Pori herum, bis wir am Saum einer größeren Fläche sechs bis sieben Suallas (Schwarzfersenantilopen) erblickten. Sie hatten uns aber auch schon bemerkt und gingen in langen, graziösen Sprüngen ab. Schemenhaft trafen wir noch ein Gland und einen Wasserbock. Eine anscheinend frische Elefantenfährte erwies sich nachher als schon mehrere Stunden alt.

Während unserer Abwesenheit hatten die Boys mit den Trägern den Umzug des Lagers bewerkstelligt. Wir zogen weiter weg von der Boma, um vor den schrecklichen Ratten sicher zu sein. Unsere Zelte standen unter riesenhaften Affenbrotbäumen, die mit weißen Blüten übersät waren. Ihre großen, dunklen Früchte waren wie Wespenester anzusehen.

Am frühen Morgen schickte uns der treue Portugiese Nachricht. Er bat uns, doch nach Msimba zurückzukehren und uns dort in Sicherheit zu bringen. Außerdem würde unsere Gegenwart ihm helfen, da die Washenzi vor den Deutschen großen Respekt hätten. Nach reiflichem Überlegen blieben wir unserem Entschlusse treu, auf die deutsche Rovumaseite zurückzukehren, dort vorsichtig zu sein und abzuwarten.

Der Rovuma war an dieser Stelle tief, der Übergang beschwerlich. Mich trug auf seinem Stiernacken ein Kerl, der mir

Mit der Verpflegung der Leute, die doch nicht nur von Fleisch leben konnten, hatten wir auch große Not. Wir gingen deshalb nur noch eine knappe Stunde und schlugen dann das Lager auf. Das Jagdgebiet schien hier gut zu sein. Am Wasser hatten wir in der Ferne drei Gnus gesehen, ein Rudel Suallas war vor uns aufgegangen, und Porembsky war in eine Wasserbockherde von 60 bis 70 Stück geraten. Wasservögel gab es auch eine Menge. Fischadler mit weißen Köpfen, Geier, Raubvögel, Perlhühner, Tauben flogen vor uns auf.

Porembsky schoß vier Wasserböcke und einen Buschbock. Mein Mann brachte eine Zwergantilope. Das Terrain war aber schwierig. Die niedrigen Palmen hatten sehr harte Blätter, die durch und durch stachen.

Die Hälfte der Leute hatten wir fortgeschickt, um in der Umgegend ein Dorf zu suchen und Speise zu kaufen. Die anderen klagten, daß sie Hunger hätten.

Unverrichteter Sache kehrten am nächsten Mittag unsere Träger wieder. Kost hatten sie nicht bekommen. Überall waren die Leute aus Angst vor den Weißen ausgerissen. Einen völlig eingeschüchterten Kerl hatten sie aufgegriffen und mitgebracht. Wir beruhigten ihn und redeten ihm gut zu. Als er eine Wasserbockkeule geschenkt erhielt, taute er auf und versprach hoch und teuer, noch am selben Abend Kost zu bringen. Wir gaben ihm noch einmal vor allen Leuten die Versicherung, daß weder ihm noch irgend jemand das geringste geschähe. Das Mehl und die Hirse sollte er auch nicht umsonst bringen, sondern einen besseren Preis bekommen, als die Inder in Lindi und Mikindani zahlen und Fleisch obenein als Geschenk. Das nützte. Aber was die Leute auch brachten, es reichte nicht aus. Da schickte ich zehn Träger nach Luagala zum Akiden Matola und zehn nach Newala, wo sich eine Duka befinden sollte, um Reis, Mehl usw.

zu kaufen. Jetzt erschien ein ganz zwergenhafter Kerl bei uns im Lager von Kipapa und erzählte aufgeregt, er hätte drei Elefanten gesehen. So dicht seien sie an ihm vorbei gegangen, daß er sich geduckt habe, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Mein Mann versprach ihm fürstlichen Lohn, wenn er wahr geredet, aber sollte er gelogen haben, würde er dementsprechend einen anderen Lohn erhalten.

Da wir eingesehen hatten, daß wir, wenn wir Erfolg haben wollten, mit Matolas Gunst rechnen mußten, so schickten wir ihm feierlich Geschenke und Fleisch und baten ihn um einen Führer. Mein Mann zog am frühen Morgen mit wenig Trägern und dem Führer, der die Elefanten gesichtet hatte, los. Ich ging mit Porembsky mit, der eine sehr schöne Strecke tagtäglich hatte.

Es ging uns recht gut, nur aßen wir merkwürdiges Brot. Das Weizenmehl war mit dick geschrotetem Mais vermischt, und irrtümlicherweise hatte der Koch statt Backpulver ein halbes Pfund Natron hinein geschüttet. Der Geschmack dieser gelbbraunen, knüppelharten Brote spottet jeglicher Beschreibung.

Eines Morgens, als wir zufällig etwas später wie gewöhnlich fortgingen, hörten wir auf der portugiesischen Seite schießen. Unserer Leute bemächtigte sich eine große Aufregung. „Dort drüben kämpfen sie! Es ist Krieg! Krieg!“ Damit liefen sie schreiend und gestikulierend durchs Lager.

Am Abend trieb sich allerhand lichtscheues Gesindel in der Nähe des Lagers herum. Ein Mshenzi kam und berichtete vom stattgehabten Gefecht. Die Askaris unter Führung des Portugiesen hatten ein Dorf der Wamatambwe stürmen wollen. Sie wären ungehindert hineingekommen, bis sie am Ausgange des Platzes von einem Hagel von Pfeilen überschüttet worden seien. Die Askaris drängten zurück. Aber der Rückweg war ihnen

durch die Wamakonde abgeschnitten, die den Wamatambwe zu Hilfe kamen. In hastiger Flucht seien die Askaris ausgerissen. Neun Tote ließen sie zurück. Der Unteroffizier und viele Askaris sollten verwundet sein. Auf feindlicher Seite wären zwei Wamakonde gefallen. Gerüchtweise verlautete, die Forts von Matiu und Msimba sollten gestürmt werden.

Unsere Leute kehrten von Luagala zurück und hatten nur Kost für sich selber gekauft. Der Führer der nach dort gesandten Abteilung war ein gewisser Seliman Poscho, den mein Mann vor drei Jahren frei gekauft hatte. Seliman war der schlimmste Gauner und Betrüger, aber von Anfang an mein guter Freund. Er behauptete feck, mich so verstanden zu haben, daß nur ein jeder für sich selber sorgen sollte, und zeigte mir ein ganz kleines Bäckchen, das er sich als einzige Nahrung mitgebracht habe, der arme, kleine Seliman. Ich sagte nun zu den Wangoni, mit denen er immer Streit hatte: „Holt das, was Seliman versteckt hat!“ und schon stoben sie davon. Nach kurzer Zeit schleiften sie im Triumph einen schönen Sack Mohogomehl an. Seliman schüttelte traurig sein wolliges Haupt. „Amri ya Mungu,“ war seine Philosophie, „es ist der Wille des Herrn, daß mir die Bibi nicht glaubt, und daß die Wangoni gleich das Mehl finden.“ Eine Weile ließ ich ihn zappeln, ehe ich ihm das Mehl, das ich ihm abgenommen, bezahlte; derartige Dinge kamen täglich vor, er war aber nicht zu erziehen.

Eine reizende Geschichte erlebten wir noch in Kipapa. Eines Nachmittags erschien ein Mshenzi und brachte in einem Bastkörbchen zwei ganz junge, wilde Hyänenhunde. Er hatte sie zufällig am frühen Morgen gefunden und bot sie zum Kauf an. Ich nahm die wirklich reizenden, kleinen Tiere. Halb sahen sie wie Hunde, halb wie Hyänen aus und hatten übermäßig große, hochstehende Ohren. Das einzig Unangenehme war der

penetrante Raubtiergeruch, den sie nie verlieren. Dieser Geruch ist so stark, daß die Hand, mit der man sie flüchtig gestreichelt, nach öfterem Waschen immer noch danach riecht. Hyänenhunde sind sehr schwer zu bekommen, da sie ähnlich den Wölfen in Rudeln auftreten und sehr gefährlich sein sollen. Sogar der Löwe fürchtet sich vor ihnen; er wird durch sie gejagt und zur Strecke gebracht. Man hat mir gesagt, daß ihr Leittier stets ein außergewöhnlich kräftiges Tier ist, das dem Opfer auf den Fersen folgt und es so jagt, daß ihm das Pack den Weg abschneidet. Ihr Bellen klingt wie heisere Schlittenglocken.

Ich gab den kleinen Tieren kondensierte Milch und geschabtes Wildfleisch, das sie mit großer Gier nahmen. Von den Trägern ließ ich aus Palmrippen einen festen Käfig herstellen. Bis er fertig war, sperrte ich sie in eine leere Kiste.

In der Nacht entstand wieder einmal Lärm im Lager. Ich hörte ein furchtbares Geheul, wußte aber nicht genau, ob es von einer Hyäne kam. Ich rief meinen Boy, und der erzählte mir: „Denke dir, wir schlafen ganz fest, mit einem Male läuft etwas ganz in unserer Nähe vorbei. Wir erschrecken und meinen, es sei ein Löwe. Da läuft es immerzu um die Kiste herum und schnuppert und schreit. Weißt du, was es war? Es war die Mutter von den beiden kleinen Wildhunden, die ihren Kindern bis hierher gefolgt ist, um sie wieder zu holen. Da weinte sie, weil sie nicht zu ihnen konnte. Wir haben sie schließlich mit Steinen vertrieben.“ Hätte ich es geahnt, ich hätte ihr gern ihre Kinder wiedergegeben.

In der nächsten Nacht blieb ich wach, um gleich die beiden Hunde herauszulassen, wenn die Alte wieder kommen sollte. Vergebens. Dafür kam ein Löwe ganz dicht ans Lager.

Die beiden Hyänenhunde entwickelten sich im Laufe der nächsten Zeit ausgezeichnet. Bald wurden sie auf rohe, dann

auf gekochte Fleischnahrung gesetzt. Allmählich gingen wir dann zu einer Mischung von Fleisch und Reis oder Mehl über. Dadurch hofften wir den Raubtiergeruch zu mildern. Es half aber alles nichts. Die Tiere waren sehr lebhaft und wild. Sobald sie los waren, flüchteten sie ins Zelt. Knurrend und fauchend saßen sie unter den Betten und bissen wütend um sich, sobald sie ergriffen wurden. Meinen Mann kannten sie am besten, weil er sie ausschließlich fütterte. Sowie sie seiner ansichtig wurden, liefen sie ihm schon von weitem entgegen und sprangen an ihm in die Höhe. Unter seinem Stuhl blieben sie ruhig liegen, ließen aber niemand heran. Die zahmen Hunde, die wir mit hatten, betrachteten sie als ihresgleichen; auch die größeren Hunde spielten mit ihnen und ließen sich ihre Unarten gutmütig gefallen. Sobald sich ein Träger nahte, fuhren sie ihm in die Beine. Uns haben sie nie etwas getan. Ihr schlimmster Feind war der Safarihahn. Vor dem liefen sie jaulend davon.

Bei jeder längeren Safari sammelt sich nämlich stets ein gewisser Stoß Hühner. In jedem Dorf, durch das man kommt, überreicht der Akide oder Jumbe meist zwei Hühner und mehrere Eier. So lange man kein anderes Fleisch hat, wandert zu jeder Mahlzeit ein Huhn in den Topf, je nachdem als Huhn, als Gulasch, als Kotelette, als Beefsteak bereitet, bald mit, bald ohne Curry. Sowie man auf Safari ein Fleischgericht ernstlich untersucht, entdeckt man Huhn und nochmals Huhn. Anders im Pori. Da wird das Huhn gepflegt, gefüttert und für die mageren Tage aufbewahrt. Man hat ja Auswahl an Wildfleisch. Unser Safarihahn war eine berühmte Persönlichkeit im Lager. Er weckte besser wie die beste Uhr. Krächte er im Dunkeln, dann war es gegen drei. Krächte er zum zweiten Male, dann ging bald die Sonne auf. Wir richteten uns vollständig

nach ihm. Auch die Hühner waren schätzenswert. Sie lieferten uns manches Ei. Nur merkwürdig waren die Stellen, die der besorgte Hahn ihnen für diesen Zweck aussuchte. Ihr Lieblingsplatz war Porembstks Bett. In stummem Groll reichte er mir ein über das andere Mal ein warmes Ei: „Gnädige Frau, das war schon wieder in meinem Bett.“ Wenn wir zu verschwenderisch mit den Eiern waren, dann geschah es wohl auch, daß der Koch erschien. „Bibi, ihr müßt mit dem Essen ein klein wenig warten.“ „Weshalb denn?“ „Das Huhn hat das Ei noch nicht gelegt, das ich für die Sauce oder Suppe brauche.“ Und tröstend fügte er hinzu: „Ich habe es in der Küche angebunden, damit ich das Ei gleich habe. Lange dauert es gewiß nicht mehr.“

Alle Hühner schätzten Porembstks Bett so sehr, daß sie es sich auch als Nachtquartier andauernd aussuchten. Das ewige Gepiepe und Geschüttele und dann gar zu mitternächtiger Stunde das Krähen des stolzen Hahnes trieb unseren guten, liebenswürdigen Porembstky zur Verzweiflung. Ich habe ihn nie so unfreundlich und handgreiflich werden sehen als wie den Safarihühnern gegenüber. Diesen Groll überwand er nie, selbst dann nicht, wenn sie ihm als knusprige Kotelettes gereicht wurden.

Der Safarihahn war auch ein Muster an Mut und Tapferkeit. Er kämpfte mit den Hunden im Kamp, er kämpfte mit jedem neuen Hahn, der unserem Bestand einverleibt wurde, in jedem Dorf, wo wir rasteten, auf Tod und Leben mit seinem Gegner. Mit Gewalt mußten wir ihn fortreißen und einsperren, damit er von dem oft viel kräftigeren Feinde nicht zu Tode gebissen und gehackt wurde.

Der tragbare Hühnerstall mit den vielen Hühnern darin und dem bösen Hahn, der ihnen nun nichts anhaben konnte,

war das ganze Entzücken der wilden Hunde. Lauernd lagen sie davor, jeder auf einer Seite. Streckte ein vorwichtiges Huhn den Kopf aus dem Gitter, schon hatten sie es erfaßt und zogen ihm den Hals lang. Um das Huhn war es dann geschehen.

Außer den wilden Hunden und den Hühnern hatten wir noch etwa ein Duzend Hunde und drei Affen im Lager. Der schönste war der Lindihund Lump. Er vereinigte alle Rassen in sich, die jemals in Lindi gewesen sein mochten. Er war stets bei bestem Appetit, daher wurde er so fett, daß er jedesmal weinte, wenn er merkte, daß das Lager abgebrochen wurde. Er stahl furchtbar mit seiner Freundin Malihumele zusammen, die vom reinsten Stamme der Kaffernhunde war. Die beiden schienen sich jedesmal zu verabreden; während Malihumele ausräumte, stand Lump Schmiere. Der Raub wurde gemeinsam geteilt. Das Paar bildete das Entsetzen des Kochs und der Boys, weil nichts vor ihm sicher war. Die beiden hatten es sehr gut; nicht einmal ein Jagdhieb wurde ihnen verabsolgt, denn der Hund gilt nach dem Koran für ein unreines Tier, und alle guten Islamiten hüten sich, mit ihm in Berührung zu kommen.

Der Affe, eigentlich eine Meerkatze, war sehr zahm. Er lief und schrie hinter mir her wie ein kleines Kind. Sobald er mich erblickte, kam er in langen Sätzen angesprungen und hing mir schreiend am Halse. Wer in meine Nähe trat, wurde furchtbar zugerichtet. Schließlich waren mir seine Zärtlichkeiten so lästig, daß ich froh war, als er mir später in Lindi abhanden kam.

Die anderen beiden Affen, zwei Paviane, waren auch allerliebste. Sie schrien aber nicht hinter mir her und waren weniger leidenschaftlich in ihren Liebesbeweisen. Wir nahmen sie mit bis Daressalam, wo wir sie verschenkten.

wie vorauszusehen war, in den Kovuma. Nach kurzer Zeit, wider Erwarten früh, waren wir in Bangala.

Der Bangala ist ein großer Nebenfluß des Kovuma; er führt aber auch nur in der Regenzeit Wasser. Da, wo er in den Kovuma mündet, stehen an seinen Ufern hohe, alte Anabäume auf einem freien Platz. Rings herum ist Dornestrüpp und dichtes Pori. Er war wie geschaffen zum Lager. Dies hatten auch schon Weiße vor uns gefunden; denn wir trafen noch zerfallene Palmblatt- und Grashütten an, so wie sie die Träger bauen, wenn sie mehrere Tage am selben Ort im Pori bleiben. Unsere Leute räumten alle Überbleibsel des alten Lagers fort, verbrannten sie und säuberten den Platz. Es war so selten schön gerade auf Bangala, daß wir uns entschlossen, längere Zeit dort zu bleiben. Im Schatten der Bäume errichteten wir die Zelte. Die Boys bauten eine geräumige Banda aus Palmblättern, unter der es kühl und angenehm war und unter der wir unsere Mahlzeiten abhielten. Die Küche war in angemessener Entfernung in einem dichten Busch. Für die Hühner und die wilden Hunde wurde je ein lustiger, schattiger Stall gebaut. Die Wasuaheli und die Wangoni, alle errichteten kleine Hütten.

Der schöne, klare Kovuma war dicht in der Nähe. Es wurde geschwommen, geangelt und gefischt. Die Wangoni waren sehr geschickt im Grundangelnlegen; auch mit den Händen Fische im Wasser zu greifen, brachten sie fertig. Den ganzen Tag tönte Lachen und Geschrei aus dem Wasser. Alle hielten große Wäsche. Ihre ganzen Habseligkeiten: Tücher, Käppis, Decken, sogar die Matten, auf denen sie schliefen, wurden einer gründlichen Reinigung unterzogen. Alles blitzte und blinkte vor Sauberkeit. Unsere Leute bekamen etwas Gepflegtes in ihrem Äußeren.

In der Mitte des Lagers brannte allabendlich unser großes Feuer, an dem wir saßen. Zeitweilig wuchs sich der Nachtwind zum Sturm aus. Dann jagte er ganze Funkengarben ins Pori. Er orgelte in den alten Anabäumen und schüttelte sie, daß sie ächzten und stöhnten. Ihre trockenen, klappernden Früchte warf er zu Hunderten herab. Ich konnte stundenlang sitzen und seiner wilden Musik zuhören, während ich die Feuer beobachtete. Mitunter schien er sie ganz auszublafen. Dann wieder fachte er sie an zu neuer Glut, daß ihre Flammen hoch emporschlugen. Dann tauchten sich die dunklen, wirren Laubmassen in liches Gold und schufen seltsame Schattengebilde. Ließ er nach, dann schwamm der Feuerschein wie ein großes, klares Licht auf den dunklen Wassern des Kovuma. Jagte er sie von neuem, so zuckten kleine Flammen hin und her und tanzten und hüpfen über den leise murmelnden Fluten.

Hinter dem dichten Dornestrüpp unseres Lagers dehnte sich eine große, freie Fläche mit einzelnen Dumpalmen und Akazien. Sie waren mit niedrigem, weiß gedörrten Gras bewachsen. Bis jetzt hatten wir mit unseren Raubtierfallen keinen Erfolg gehabt. Auf dieser unheimlichen Fläche mußte es uns aber glücken, Raubzeug zu fangen. Im matten Mondlicht, mit zwei Laternen machten wir uns auf, die Fallen zu stellen.

Ein großes Gressisches Tellereisen wurde in der Mitte der Fläche hingelegt. Mit einem großen Nagel oder mit spitzem Holz wurden ihre Umrisse abgezeichnet. Dann wurden sie als Vertiefung ausgehakt, und die Falle wurde hineingepaßt, so daß sie in gleicher Höhe mit dem Erdboden war. Sie wurde gespannt, die Feder an den Teller gelehnt und gesichert. Unter den Teller legten wir ein großes Stück recht schönes, gedunsenes, grünlich angelaufenes Wildfleisch, unter den Rahmen der Falle kleinere Brocken. Nun zerrieben wir trockenes Gras und deckten

damit die ganze Falle sorgsam zu, damit auch nicht das Geringste von ihr zu sehen war. Den Anker, der an einer Kette die Falle hielt, klemmten wir fest und versteckten ihn unter Gras und Laub. Im weiteren Umkreis wurde auch noch zerriebenes Gras gestreut. Darauf verteilten wir kleine Brocken frischen und alten Fleisches. In größere Entfernungen legten wir hie und da noch ein Stückchen Fleisch, aber nur wenig. Vom Geruch des einen Stückes angelockt, sollte das Tier Brocken für Brocken finden und allmählich zur Falle hingeführt werden.

Es war halb ein Uhr nachts, als wir die Sicherung der Falle lösten und ins Lager zurückkehrten. Das südliche Kreuz war längst verschwunden, die Centauren hingen am Rande des Horizontes. Das erste Mondviertel beschien im fahlen Glanz die Fläche. Groß und gespenstisch standen die Bäume. Ein einzelner, uralter Affenbrotbaum rechte seine fahlen, sperrigen Äste. Mit Gepolter schlug krachend eine seiner dicken, harten Früchte zur Erde. Ein Vogel schwirrte neben uns auf, so daß ich entsetzt zur Seite sprang. Da erschreckte mich wieder die sonderbare Form eines Termitenbaues. Der Nachtwind pffiff über die Fläche. Er versang sich in den Blättern der Dampalmen und verlor sich im Rauschen. Spielend lief das Mondlicht an den schlanken Stämmen auf und nieder. Das Gras wogte und raschelte. Unser Laternenschein huschte über den hart getretenen Weg. Auf leisen Sohlen schritten die Eingeborenen schweigend hinter uns her. Die Wasser des Kovuma glucksten und rauschten, schwarz und drohend stand das Gestrüpp am Rivier. Der Wind jagte die Wolken. Große, schwarze Schatten huschten über die Fläche. Mir wurde ganz heiß. Fest hielt ich mein Gewehr und war froh, als wir zum Kamp kamen.

Aus den Lagern der Leute tönte solch beruhigendes

Schwazen und Schnarchen, vor unserem Zelt brannte ein großes, helles Feuer. Wir tranken noch schnell einen Becher Tee und gingen schlafen.

Ich mochte noch nicht lange gelegen haben, da wachte ich auf. Ein heller, pfeifender Ton drang durch die Luft. Ich ermunterte mich und horchte. Die ganze schaurige Nacht war lebendig mit ihren tausend Stimmen. Es war, als ob die Hölle losgelassen sei. Aus dem Wind war toller Sturm geworden. Die Zeltwände flatterten. Die Stangen ächzten, große Äste fielen von den Bäumen und prasselten auf das Zeltdach und die Erde. Jetzt fuhr ein Windstoß ins Feuer und jagte einen Funkenregen vor sich her. Da duckten sich die Flammen und krochen in die rote Glut. Es wurde mit einem Male dunkel und dann ganz, ganz still. Plötzlich — ein nerven- und markerschütterndes Gebrüll in tiefen, langgezogenen Tönen, gleich darauf wieder, aber heller: ein Löwenpaar, das Beute wittert. Nun ein Schnaufen und Grunzen. Näher und näher kam es. Dann wieder das Gebrüll. Jetzt tiefe Stille. Die Leute regten sich im Lager. Simba, der Löwe ist da. Überall wurden die verglimmenden Feuer neuentfacht. Darum her kauerten verschlafene Gruppen. Wieder das Schnaufen in nächster Nähe. Man meint, die Äste unter den Tritten der beiden knacken zu hören. Jetzt muß es sich gleich entscheiden: entweder sie gehen zum Fluß, um zu trinken, oder sie greifen das Lager an. Wir saßen auf dem Bettrand, das Gewehr in der Hand, und warteten. Winselnd hatten sich die Hunde verkrochen. Eulen, Käuzchen und anderes Getier waren still geworden. Es war, als ob sogar die Grillen mit Zirpen aufgehört hätten. Der König der Tiere sprach. Nur der Nachtwind kehrte sich nicht daran. Der heulte und pfiß.

Was war denn das nur wieder? Vom Fluß herauf



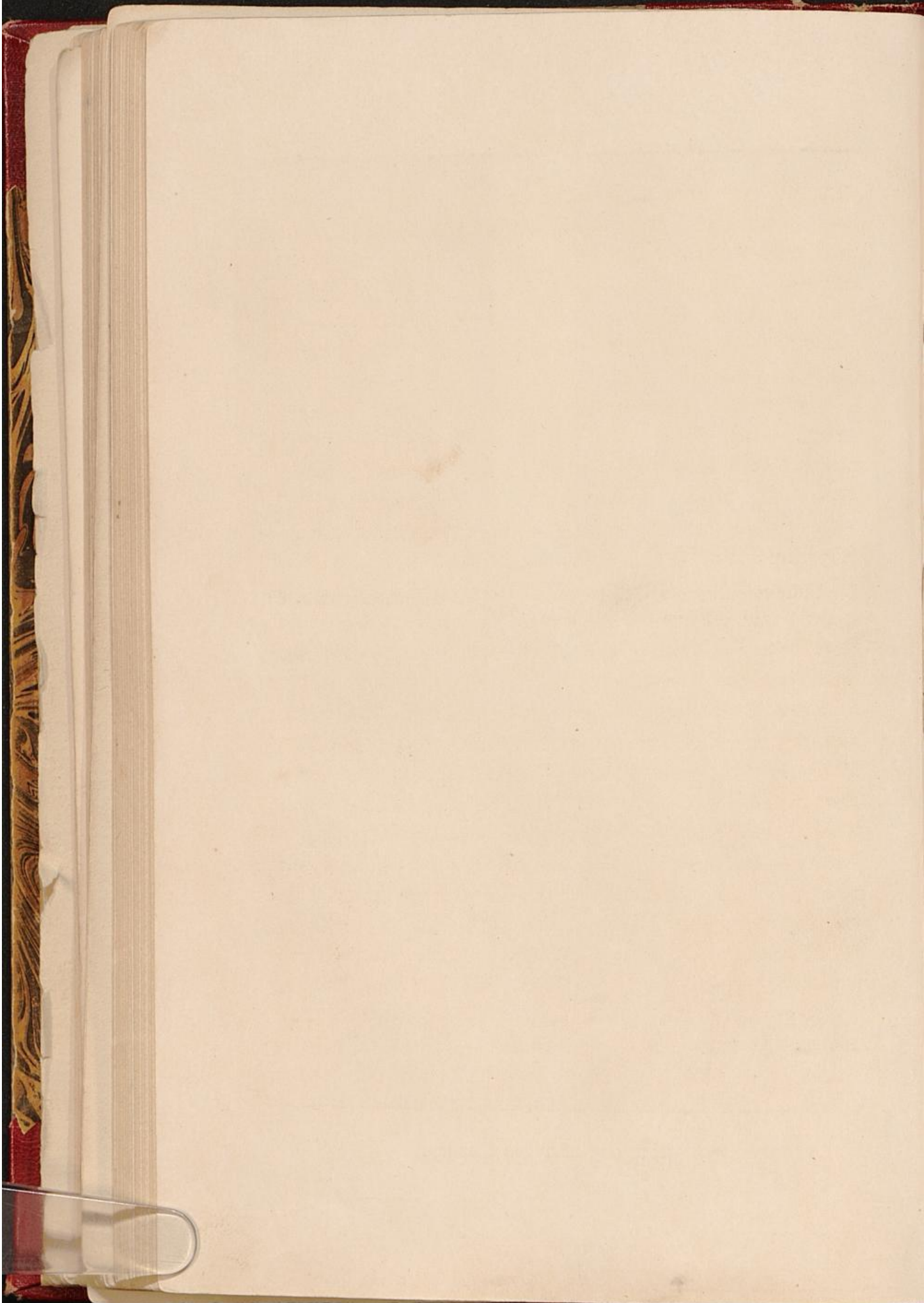
Sultansmutter als Geisel
in Msimba



Mfide Matola und v. E.



übergang über den Rovuma



klang es mit mächtigem Schnaufen und Brummen. Flußpferde kamen an Land, um sich im Flußsand zu wälzen. Und jetzt wieder etwas anderes! Heiseres Gebell wie rostige Schlittenglocken. Wilde Hunde, die einem Opfer nachspüren. Das ist wieder der Löwe. Nun antwortet die Löwin. Jetzt heult es auf, so schrill und gellend: das sind Hyänen, die das Lager umkreisen.

Wir saßen und lauschten, um bereit zu sein, wenn die Gefahr ganz nahe kam. Gott sei Dank, das Löwengebrüll entfernt sich. Aber jetzt klingt es wieder nah von der anderen Seite. Und wir sind so todmüde. Nun ist es weiter weg. Sie müssen auf der Fläche sein. Wenn es doch endlich Ruhe gäbe. Wie hübsch die Flammen des Feuers ins offene Zelt spielen. Ich schlafe ein. Wieder fahre ich auf. Ein geller, langgezogener Schrei. Wieder und wieder. Immerzu. Eine Hyäne muß im Eisen sitzen. Will denn die Nacht mit dem Höllensärm gar kein Ende nehmen?

Als der Tag graute, weckten uns die Leute. Eine Hyäne hätte sich gefangen. Unausgeruht wie wir waren, ohne Frühstück, mit Gewehr und Kamera eilten wir hin. In knapp zwanzig Minuten hatten wir die Stelle erreicht, wo wir die Falle gestellt hatten. Sie war fort. Deutlich sahen wir die Spur, die durch das Schleifen des Ankers entstanden war. Wir gingen ihr nach und fanden sie, in einer dicken Wurzel gefangen. Die Hyäne saß ganz fest im Gewirr von Wurzeln und Ranken. Das arme Tier litt furchtbare Qualen. Die rechte Vorderpfote steckte im Eisen. Es hatte den Knochen zerschlagen. Der Fuß war durch die Blutstauung stark angeschwollen. Verzweiflungsvoll biß die Hyäne hinein. Glasig stierten die Augen.

Die Sonne ging auf, ich versuchte zu photographieren.

Mit Gejohl und Gebrüll wollten sich die Wangoni auf das gequälte Tier stürzen, um es mit Knüppeln tot zu schlagen. Sie sprangen und tanzten vor Freude. Mein Mann gab mir das Gewehr. Mit einem tiefen, beinahe menschlichen Seufzer sank sie vornüber.

Der Fuß wurde aus der Falle geschraubt. Den Kopf nahmen wir als Trophäe mit. Der Kadaver wurde an eine passende Stelle geschleift, um einen Luderplatz für Marabus damit einzurichten.

Nachmittags jagten wir Suallas. Abends stellten wir wieder die drei Fallen. Auch diese Nacht war böse. Die Löwen waren wieder am Lager.

Als wir vom Fallenstellen heimkehrten, kam plötzlich ein Träger zu mir und sagte: „Bibi, wir wundern uns, daß du diesen Koch behältst.“ „Ich habe keinen Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Weshalb sollte ich ihn entlassen?“ „Weil er sehr krank ist.“ „Aber er ist doch munter und guter Dinge und tut seine Arbeit und klagt nie.“ „Und doch ist er krank. Hast du nicht gesehen, daß er immer allein ißt?“ „Und weshalb ißt er allein?“ „Weil er Marasi hat.“

Nun war ich genau so klug wie vorher. Ich hatte keine Ahnung, was Marasi war. Ich schlug im arabischen Wörterverzeichnis nach. Da stand Marasi = Krankheit. Ich rief mir den Mnyampara, den Trägerführer der Wasuaheli, und fragte ihn danach. Er erklärte, Marasi sei die böseste Krankheit, von der man nicht gesunden könne. Alle die Leute, die die Regierung sammelte, um sie mit der Dhau fortzuschicken, hätten Marasi. Nun wußte ich: Ausfaß. Dann fragte ich, wer von den Trägern schon einmal Marasi gesehen hätte. Es meldeten sich sehr viele. Nun ließ ich mir den Koch kommen und sagte ihm, die Leute hätten erzählt, er sei sehr krank. Ohne

Umschweife erwiderte er: „Das bin ich schon manches Jahr, aber es schadet nichts. Ich kann trotzdem arbeiten.“ „Was fehlt dir denn?“ „Das weiß ich nicht.“ „Mach mal dein Hemd auf.“ Er tat es. Mit Entsetzen wichen die Leute zurück. Marasi, Marasi hieß es. Auf Brust und Oberarmen hatte er sonderbare schrumpelige Stellen. Es sah wie Ausschlag aus und doch wieder nicht. Da fragte ihn mein Mann: „Du hast gehört, was die Träger sagen. Hast du den Ausatz?“ Resigniert antwortete er: „Ich weiß nicht. Vielleicht.“ „Dann muß ich dich aber nach Vindi ins Hospital zur Untersuchung schicken. Du kennst doch das Gesetz?“ „Ich kenne es. Amri na Mungu.“ (Der Wille des Herrn.)

Der gute Mpishi wurde also abgelohnt, bekam noch ein Geschenk und wanderte in Begleitung zweier Träger nach Vindi. Zuvor reichte er mir noch zwei herrlich duftende Brote. „Ich habe sie noch schnell gebacken, Bibi, weil du doch von jetzt ab ohne Koch sein mußt.“ Mein Mann konnte sich nicht überwinden, von diesen Broten zu essen. Porembsty und mir schmeckten sie leidlich.

Nach einer Woche fanden sich die Träger, die den Koch begleiteten, wieder bei uns ein. Strahlend meldeten sie: „Bana, den Mpishi konnten wir nicht nach Vindi bringen. Der ist uns ausgekniffen auf Maûta und wahrscheinlich nach Mifindani.“

Als Reservkoch nahm ich meines Mannes alten Boy, den dicken Usman. Er war sehr gelehrig, dafür aber naschhaft und schmutzig. Wir arbeiteten uns indes ganz gut zusammen ein. Ich gab, da wir reichliche Vorräte hatten, ihm und den Boys öfters Tee und Zucker, auch Jam und Butter oder Öl. Schmalz verbot ihre Religion. Grinsend meinte Juma, der Oberboy: „Die Bibi gibt uns so oft einen Backschisch (Geschenk),“ und ich

zurück und gingen mit ihnen auf der großen Barra-barra in westlicher Richtung stromauf. Der Himmel war bedeckt. Es herrschte drückende Schwüle. Wir trafen viele Dumpalmen und Anabäume und kamen dann in lichte Grassteppe. Zahllose Wildfährten kreuzten den Weg. Wir sahen ein Rudel Zebras stehen. Sofort duckten wir uns, während mein Mann versuchte, sich heranzupürschen. Sie ästen ruhig und unbekümmert. Der Wind war gut, und sie konnten uns weder gewittert noch gesehen haben. Mit einem Male gab es einen wüsten Lärm: es rauschte und knackte in den Zweigen der Bäume. Es waren Affen, die die Zebras begleiteten und auf sie aufpaßten. Allen voran war ein uralter Pavian. Hoch aufgerichtet, mit tiefer Baßstimme rief er seine Warnung. Auf und davon galoppierten die Zebras. Hell leuchteten ihre Streifen. Wir hörten ihr Prusten und Schnauben und das Klappern der Hufe auf dem harten Boden. Als letzter ergriff der Alte, immer noch heftig nach uns hinscheltend, die Flucht. Mit großen Sprüngen war er bald an der Spitze der ganzen Gesellschaft und führte sie in Sicherheit. Mein Mann versuchte einen Schuß anzubringen. Lautes Echo schallte von den Bergen, deren Kette sich im blauen Dunst am jenseitigen Ufer hinzieht. Raubvögel und Marabus kreisten in der Luft. Alles blieb still.

Wir setzten unseren Marsch fort und trafen am Wasser die Überreste eines alten Lagers. Es ist eine merkwürdige Eigentümlichkeit der Eingeborenen, daß sie an solchen Stellen nicht vorübergehen können, ohne den Wunsch zu äußern, dort ebenfalls zu rasten. Unser Führer Lukas Matola sagte uns, daß hier im vorigen Jahre ein Offizier gelegen habe. Wir gaben den Bitten der Leute, doch an diesem wunderschönen Platz zu bleiben, nach, ließen aber vorher abbrennen und säubern. Bald

stand das kleine Zelt. Die Matrazen lagen darin auf der Bodendecke. Kopfkissen und Kamelhaardecken waren ausgebreitet. Der Boy besorgte ein einfaches Essen und Kaffee.

Mittlerweile hatte es angefangen zu regnen. Erst fielen einzelne große Tropfen, dann dichter und dichter, platschend auf die starren, großen Palmblätter. Auf dem vorher staubigen Boden bildeten sich große Lachen; die ganze Welt schien in eine große, graue Wasser- und Staubwolke gehüllt. Wir krochen zuerst unter einen dichten Dornbusch, dann ins Zelt, das rings von einem Lehmwall umzogen wurde, um den Boden gegen das hereinströmende Wasser zu schützen.

Als der Regen einigermaßen aufhörte, gingen wir getrennt auf Jagd. Ich war mit meinem Führer und meinem Boy etwa zwanzig Minuten durch dichtes Pori gewandert, als ich an eine kleine Lichtung kam. Die spärlichen Bäume hatten nur selten dichtes Unterholz. Wie graublaue Schatten lagen die dünnen Zweige auf dem Boden. Da regte es sich im Gehölz. Ein Suallabock mit zwei Ricken äugte nach uns hin. Ich schoß. Mit einem Juchzer sprang mein Boy vor und schwang das Messer. Der Bock lag tatsächlich mit Blattschuß. Schnell wurde er geschächtet. Der Führer eilte zum Lager, um einen Träger zu holen, während der Boy und ich weitergingen.

Trotz des Regens war es erdrückend schwül. Heißer Treibhausdunst stieg in Schwaden von den Grasflächen auf. Ein erdiger, fauler Geruch erfüllte die Luft. Kein Windhauch bewegte die Kronen der immergrünen Laubbäume. Auf dem feuchten Boden sahen wir zahllose frische Fährten. Ich griff die einer Herde Zebras auf und verfolgte sie bis Anbruch der Dunkelheit, ohne die Tiere zu Gesicht zu bekommen. Wildschweine traf ich auch, schoß aber vorbei. Dann kehrte ich ins Lager zurück.

Mein Mann hatte unterdessen Gnus vor der Büchse gehabt, ohne jedoch einen Schuß anbringen zu können. Nach der Rückkehr setzten wir uns unter einen großen Anabaum, aßen zu Nacht (Curryfleisch) und gingen früh schlafen.

Unsere Nachtruhe war keine gute. Denn das Zelt war eng und der Boden hart. Kein Wunder, daß die Glieder bald schmerzten. Moskitoneze hatten wir nicht mitgenommen. Unzählige Mücken umschwärmten uns. Ameisen krochen in Scharen herein. Skorpione gab's und Ohrwürmer. Alles zwickte, biß und stach. Ich machte das Zelt zu. Da ließ es sich vor Schwüle nicht aushalten. Also wieder auf damit. Der Nachtwind jagte dürre Blätter hinein, Sand und die kleinen, kugeligen Früchte des Stechgrases. Knackend fielen die Anapillen zur Erde. Hart raschelten die Palmen. Die Wasser des Kovuma schwakten und rauschten. In der Ferne schrieen Flußpferde.

Die Sterne standen noch am Himmel, als wir geweckt wurden. Kühl wehte der Morgenwind und kalt triefte der Tau von den Bäumen. Doch schon, während wir frühstückten, glomm ein schwacher Schein im Osten auf, und die Sterne wurden blasser. Gilig ward das Lager abgebrochen und wir marschierten weiter. Im Morgengrauen stießen wir auf ein Rudel Wasserböcke, hatten aber noch kein Büchsenlicht. Wir zogen weiter westwärts auf der großen Barra-barra.

Die Barra-barra in dieser Gegend war ein von den Washenzi viel begangener Weg. Auch die Eingeborenen von der portugiesischen Seite durchschritten den Fluß und benutzten die deutsche Barra-barra, weil sie sicherer und besser war. Im Portugiesischen wird sehr viel Tabak gepflanzt. Große Tabakkarawanen zogen auf dieser Straße nach der fernen Küste. Wenn wir uns erkundigten, weshalb die Leute gerade diesen

Weg nahmen, berichteten sie stets: „Jenseits ist Krieg. Die Wamatambwe und Wangoni rauben und plündern.“ Einer erzählte: „Meinen Bruder haben sie erschlagen“ — einem andern war der Freund ausgeraubt, einem dritten die Frau gestohlen, die Schamba verwüstet, und so ging es weiter. Oft hatten wir daher nicht immer angenehmen Fremdenbesuch im Lager.

Auf der Barra-barra fanden wir stets viel Fußabdrücke und sehr viel Mamas (Zeichen), namentlich an Kreuzungspunkten und Biegungen. Diese Zeichen waren mit Mehl gemacht oder eingeritzt, sie stellten Ornamente, Kreise oder kindlich plumpe, menschliche Figuren dar. Sie sollen angeblich gemacht werden, um den Schutz der Verstorbenen, die als Geister wandeln, anzurufen. Auch Dank- und Versöhnungsoffer sollen es sein.

Sobald es hell wurde, achteten wir sorgsam auf frische Wildfährten. Nach dem Bericht des Lukas Matola sollten in dieser Gegend Elefanten täglich zum Wasser kommen. Bald hatten wir auch eine ganz frische mittelgroße Fährte gefunden. Wir nahmen sie auf und verfolgten sie mit geringer Mühe bis in die Nähe des Kovuma. Hier führte sie durch Köhricht und Ried und war sehr schwer zu lesen. Wie Spürhunde liefen wir einzeln hier und dorthin. Schließlich fanden wir sie in einem Wildpfade wieder. Da, am Wasser hatten sich die Elefanten getroffen und gemeinsam getrunken. Hier lag ganz frische Losung. Sie war noch warm. Nun wurde die Verfolgung leicht. Vielleicht eine halbe Stunde lang gingen wir von Losung zu Losung. Bald waren wir wieder am Wasser und stapften durch tiefen Sand. Wie Eindücke großer, runder Schüsseln sah die Spur aus. Bald gingen wir am Ufer entlang und quälten uns durchs Ufergestrüpp, durch Büsche und Dornen. Jetzt hatten die Tiere den einen Flußarm durch-

schritten. Das Ufer war abgetreten. Auf der anderen Seite gingen sie weiter. Also hindurch. Hier hatten sie gespielt. Zwei Elefantenmütter mit ihren beiden Babys waren hinzugekommen. Quer und kreuz liefen die Spuren. Ein Kerl wurde auf einen einsamen Baum geschickt, um Ausschau zu halten. Vergebens. Die Spur führte wieder durchs Wasser zurück und am anderen Ufer entlang. Das Schilf, in dem die Fährte sich zeigte, war dicht und ließ deutlich erkennen, daß hier nicht der ständige Wechsel der Tiere war. Mühselig wurde nach welken Blättern und abgetretenen Ranken gesucht. Schritt für Schritt erkämpften wir uns die Spur. Um neun Uhr fanden wir sie auf der großen Barra-barra wieder, von wo aus sie ins Pori führte.

Wir stärkten uns schnell. Die Leute tranken Wasser im Vorrat, denn für die nächsten Stunden unterwegs war keins zu erhoffen. Guten Mutes trabten wir weiter, in der Hoffnung, gegen Mittag auf Elefanten zu stoßen.

Die Sonne brannte heiß. Das angestrengte Suchen ermüdete. Solange die Spur auf dem fahlen Boden führte, war es eine Kleinigkeit, sie zu verfolgen. Dann aber ging's über Steine und Felsgeröll, über Täler und Schluchten, bergauf, bergab. Hin und wieder fanden wir abgeschälte Äste, gebrochene Zweige, geknickte Ranken. Jeder Fund gab frischen Mut. Aber mit der Sonne stieg die Hitze fast ins Unerträgliche. Die saftigen, rindenlosen Äste waren längst ausgedörret. Die Lohjung war getrocknet. Immer schwieriger wurde die Verfolgung. Wir wurden hungrig. Es ging auf Mittag.

Wir kamen über ausgedehnte Grasflächen. Raschelnd schlugen die fahlen Halme an unsere Füße. Bergauf ging es nun. Kleine, struppige Büsche und Bäume, Felsen, hin und wieder ein rötlich leuchtender Termitenhaufen. Weiter. Die

Sonne stand im Zenith. Noch immer war kein Elefant zu sehen. Ein Rudel Suallas sprang dicht vor uns auf. Das Gewehr blieb über der Schulter hängen. Wildschweine grunzten uns dummdreist entgegen. Mochten sie! Mit Getreisch flogen Perlhühner und Wachteln auf. „Fliegt nur, wir haben das schönste Wild auf der Spur, schon sieben Stunden lang.“

Gegen zwei Uhr kamen wir an einen ausgetrockneten Flußlauf, in dem sich zahllose Spuren fanden. Hier hatten sie ihre Mittagsruhe gehalten, hier sich die Elefantenbabys getummelt. Unsere Hoffnung sank. Zwischen elf und zwölf Uhr rasten sie gewöhnlich, jetzt war es über zwei Uhr. Also drei Stunden Vorsprung hatten sie. Nach kurzer Pause setzten wir die Verfolgung fort. Wir kamen zu einem Plateau, dessen Fläche sich unabsehbar vor uns dehnte. In blauer, dunstiger Ferne verschwammen die Berge am Kovuma. Die Füße taten mir weh, ich war sehr müde. Bis vier Uhr gingen wir noch weiter. Jetzt sahen wir mit großer Enttäuschung die Nutzlosigkeit unseres Vorhabens ein. Wahrscheinlich waren die Elefanten längst wieder auf dem Wege zum Wasser. Der Wind war schlecht und sprang oft um. Es war möglich, daß wir nahe herangekommen waren und daß sie uns gewittert hatten. Dann hatten wir sie den ganzen Tag vor uns hergetrieben. Also umkehren! Wir hielten in gerader Richtung auf den Kovuma zu.

Um halb sechs Uhr erreichten wir eine kleine Wasserstelle in den Bergen. Zwei Wamatambweiber hockten daran und hielten mit endloser Geduld eine kleine Kürbischälfte in das schlammige Loch, in dem ich anfangs kein Wasser entdecken konnte. Allmählich sickerte eine trübe Flüssigkeit heraus, und ganz entsetzlich langsam füllte sich der primitive Schöpflöffel. Am Rande des Brunnens standen tönernerne Töpfe, in die die

einzelnen Kellen vorsichtig geleert wurden. Das Wasser, das sich in diesen Töpfen befand, war sicher das Ergebnis der Schöpfarbeit eines halben Tages.

Wir hatten noch einige Leibniz-Kakes bei uns und kalten Tee. Die Leute waren durstig und hungrig. Ihren Durst konnten sie hier an Ort und Stelle löschen. Im Lager gab es nichts für sie zum Essen. So kam es uns sehr gelegen, daß wir die Frauen trafen. In der Nähe lag ihr Dorf, das wir ohne ihre Führung sicher verfehlt hätten. Wir gingen dort hin, um Kost einzukaufen.

Vor den runden Hütten lagen, müßig hingestreckt, die Männer, im Kreis hockten verschiedene Weiber, nackte Kinder spielten und freischten, magere, räudige Kaffernkötter beschnüffelten uns. Wir ließen uns den Karani (Oberaufseher) kommen. Anfangs waren die Leute sehr scheu. Sie trauten sich nicht an uns heran und wollten auch durchaus keine Kost zum Verkauf holen. Die blanken Zehnhellerstücke, die wir ihnen zeigten, verfehlten jedoch ihren Eindruck nicht, einige Mutige entschlossen sich und kamen heran. Als nun gar für einen Kikabu (flache, kleine Schale) zehn Heller bezahlt wurden, da wurden sie schnell zutraulich. Schließlich schleppten sie an Hirse und Maismehl herbei, so viel wir wollten. Der Karani war so freundlich, uns in eigener Person zu führen und auch einen großen Sack Mehl zu tragen. Er versprach noch viel mehr für die nächsten Tage.

Im Dunkeln verließen wir das Dorf, vom Geklaff der Shenzihunde begleitet. Es war fast zehn Uhr, als wir ins Lager kamen. Mit schweren Gliedern, todmüde und bitter enttäuscht von der ergebnislosen Streife, schlief ich ein.

In der Nacht störten mich die Flußpferde, die ganz in der Nähe des Lagers die Ufer abgrasten. Es war dunkel und

trübe, und dicke Wolken jagten über den Mond. Ich kehrte mich nicht weiter an die Flußpferde und ließ sie grunzen und schreien. Nur das Feuer wurde frisch entfacht. Im kleinen Zelt war es ganz gemütlich. Ich lag und dachte und wünschte mir, daß ja keine andere Störung kommen möchte, damit ich mich nur nicht zu rühren brauchte.

Als ich aufwachte, schien mir die Sonne ins Gesicht. Die Leute saßen schwachend am Feuer. Ich habe nie begriffen, wo sie den Stoff zu ihrer Unterhaltung hernehmen. Unausgeseht erzählen sie sich etwas, auf dem Marsche, während der Rast, abends am Feuer bis spät in die Nacht und gleich früh morgens, sowie sie wach sind.

Mein Mann schlief noch. Ich weckte ihn, und wir redeten, was wir unternehmen wollten; denn zur Elefantenjagd war es zu spät. Wir beschloßen, einen Ruhetag einzuschieben und gar nichts zu tun.

Während des Frühstücks, das aus Suallasteaks, Erbsen und Reis bestand, ließen wir uns Lukas, unseren Führer, zum Schauri (Beratung) kommen. Er trieb zur Eile. Auch das kleinere Wild, Gnus, Wasserböcke, Zebras und Suallas, waren längst vom Wasser zurück und ins dicke Pori. Weit mußten wir gehen, wenn wir Jagdbeute haben wollten. Nach der Anstrengung vom Tage vorher fehlte uns die richtige Lust. Da kam mir ein Gedanke. Die Flußpferde hatten doch die Nacht so dicht beim Lager geschrien. Wie wäre es, wenn wir denen einmal auf den Leib rückten. „Ja, Bana,“ meinte Lukas, „wenn du Flußpferde schießen willst, da weiß ich einen guten Platz ganz in der Nähe, er ist nur schwer zu erreichen. Es geht über das Wasser im Tumbwi (Einbaum), wenn du dich nicht scheust, das Wasser ist ein bißchen wild.“

Jetzt galt es, ein Tumbwi zu finden. Wir schickten sofort

einige Träger das Ufer entlang, um fischende Wamatambwe aufzutreiben, die uns in ihren Tumbwis fahren sollten. Eine knappe Stunde verging, bis eins kam. Dem Mshenzi wurde als Belohnung Geld und Flußpferdfleisch versprochen. Er grinste und rieb sich den Bauch: „Ich habe großen Hunger. Flußpferde haben schönes Fleisch. Die Washenzi essen gern Flußpferde. Komm.“ Etwas erstaunt sah er mich an und fragte ganz zaghaft: „Will die weiße Bibi auch mit?“ „Aber natürlich.“ Er machte ein Gesicht, als ob es ihm schwer fiele, mich für ganz richtig zu halten.

Wir nahmen Gewehre, Feldflaschen und Patronengurte und kletterten ins Tumbwi. Sein Schwerpunkt lag nicht ganz normal. Es schaukelte und rollte verdächtig. Außerdem war es undicht. Wir saßen ziemlich unbehaglich hineingeklemmt mit nassen Füßen und wie auf einem nassen Lappen. Ein ekler Fischgeruch stieg vom Tumbwi auf. Massen von Fliegen umschwärmten uns.

Die Reise ging los. Wunderschön war sie. An den grünen Gestaden des Kovuma fuhren wir entlang. Dicht standen die großen, alten Anabäume, rot leuchteten die reifen Schoten. Im salben Grün lag das Schilf, goldene Sonnenlichter fluteten darüber hin. Die zarten, braunen Ähren nickten im gelben Glanz. Blau schimmerte das Wasser. Die Sonne malte zitternde Kringel darauf; um den Bug des Tumbwis gurgelten die Wellen.

Im Wasser lagen Inseln, große und kleine. Manche aus angeschwemmtem Sand waren nur mit niedrigem Gras bewachsen. Andere waren mit Bäumen und Büschen bestanden, mit Schlingpflanzen, Rankengewächsen und Farren. Große Steine lagen im Wasser. Im flimmernden Bogen zogen weiße Wellen darum. Wie tiefe, lauschige Kanäle lagen die einzelnen

Arme des Kovuma zwischen den Inseln. Wir fuhren durch enge Wasserstraßen, wo die Zweige von hüben und drüben hineingriffen und einen einzigen dichten Laubengang bildeten. Hie und da lief das Sonnenlicht spielend auf und ab. Das Wasser lag so kühl, so träumerisch dunkel und so verschwiegen.

Wir kamen auf die weite, schimmernde Fläche, über die die Sonnenstrahlen in tausend Farben sprühten. Die nickenden Uferbäume spiegelten sich. Behende huschten Fische, große und kleine, kugelige und schlanke, über den hellen Sand. Träge kroch ein Leguan am Ufer hin, Wasservögel flogen kreischend auf, Enten tauchten. Wichtig im nachdenklichen Philosophenschritt stolzierte ein Marabu zwischen den Steinen. Aus dem Schilf klang es wie ferne, tiefe Glocken. Das war das Wasser, das in den Halmen auf dem Grunde rauschte. Ein großer, grauer Reiher zog mit schwerem Flügelschlag an uns vorbei.

Das Bild veränderte sich. Bald schien es uns, als seien wir auf einem großen See, der inmitten eines schönen Parkes liegen müsse; dann wieder glaubten wir, wir wären an den grünen Ufern der Havel. Die Wasser glucksten und rauschten, und vom Schilf klang der dumpfe, dunkle Unterton. Mit geschickten Stößen trieben die Fischer das Tumbwi weiter.

Jetzt gab es Stromschnellen. Große Felsblöcke lagen aufgetürmt; mit weißem Gischt schoß das Wasser zwischen ihnen hindurch, pfeilgeschwind trieben wir hinein. Eine einzige Welle erreichte uns, schon waren wir wieder im ruhigen Strom.

Eine halbe Stunde fuhren wir so zwischen den Märcheninseln hindurch. Rot und gelb blühende Büsche tauchten ihre Zweige tief ins Wasser, durch die Luft flatterten weiße Blüten. Jetzt kamen wir an eine große Insel, von der Rauch aufstieg. Wir legten an und stiegen aus. Es rauschte und knackte um uns in den Büschen, und plötzlich waren wir von schwarzen,

nackten Gestalten umgeben. Es waren Fischer des Kovuma, die hier den Fang der vergangenen Nacht zubereiteten. Auf Riedgerüsten räucherten sie kleine Fische. Größere waren zwischen zwei Stöcke gespannt und schmorten am Feuer. Die Fische sahen unseren Barschen und Welsen ähnlich. Einen besonders großen, plumpen, mit langen Bartfäden bezeichneten sie als *Papa ya kwetu* = Haifisch vom Kovuma (*kwetu* heißt eigentlich: von hier, von der Heimat). Wir kauften einige Fische und erzählten, daß wir Flußpferde schießen wollten. Da meinten sie einstimmig: „Flußpferde sind noch schöner als Fische, wir kommen mit.“ Im Umsehen waren wir von sechs bis acht *Tumbwis* umringt, die die *Wamatambwe* aus den verstecktesten Stellen hervorzogen. Es war, als ob ein Stückchen Lederstrumpf sich vor uns aufstäte. Wer nicht Platz im *Tumbwi* hatte, schwamm und watete nebenher. Alle waren mit Messern oder Speeren bewaffnet. Die Art, wie die Leute die Messer tragen, irritierte mich anfangs. Um die bloße Taille haben sie einen Riemen oder eine Schnur befestigt. Unter diese Schnur stecken sie das Messer ohne Scheide auf den Rücken. Es sieht sehr gefährlich aus, und ich wartete zuerst darauf, daß einem Kerl bei irgend einer Gelegenheit das Messer in den Rücken dringen müsse. Es geschah aber nichts dergleichen.

Wir kamen noch durch mehrere Stromschnellen hindurch. Die Gegend wurde wilder und romantischer. Mächtige Felsblöcke lagen aufgetürmt, Steinbänke schoben sich ins Wasser. Einzelne waren glatt gewaschen vom ewigen Wellenschlag, andere unterspült und sahen aus, als ob sie abbrechen müßten. Vorsichtig lavierten unsere Führer zwischen ihnen hindurch, bis wir wieder an ein größeres stilles Wasser kamen. Jetzt hörten wir die Flußpferde. Unser Bootsmann deutete mit der

Hand die Richtung: „Nur noch die schmale Durchfahrt und dann sind wir da!“

Gespannt richteten wir unsere Blicke auf die enge Straße. Mit einem Male rauschte das Wasser dicht vor uns auf: Ein gewaltiger Nacken taucht aus dem Wasser, ein mächtiger Kopf folgt; Geschnauf und Gebrüll. Ein kurzer Aufschrei unseres Führers — das Tumbwi wendet blitzschnell und hält auf das Ufer zu. Es war die höchste Zeit, denn ein großer Flußpferdbulle hatte anscheinend unser Kommen beobachtet und instinktiv versucht, das Tumbwi umzuwerfen. In der Entfernung nur hatte er sich verrechnet und tauchte zu kurz vor uns auf.

Wir warteten eine Weile, bis sich die Gefahr verzogen hatte. Dann schoß das Tumbwi mit einem gewaltigen Stoß pfeilgeschwind vorwärts. Jetzt sahen wir auch schon im Wasser die Flußpferde liegen, reihenweise nebeneinander aufgebaut. Ein besonders großer Bulle steckte seinen breiten Rücken weit aus dem Wasser.

Steinbänke und Klippen schoben sich vom Ufer aus weit ins Wasser vor. Vorsichtig ruderten wir daran entlang, um möglichst ungesehen an die Tiere heranzukommen. Am jenseitigen portugiesischen Ufer stiegen wir aus. Mein Mann setzte sich im Schatten eines überhängenden Baumes auf eine Steinplatte. Gleich darauf donnerte der erste Schuß aus der großen Büchse über die glitzernde Fläche. Nun kam Bewegung in die bisher so friedliche Gesellschaft, schnaubend tauchten alle unter. Der große Bulle blies dicke Strahlen Wassers aus den Nüstern: Watcha — we — we — we — vote! Nehmt euch in acht, ihr — ihr — ihr — alle. Und im vielstimmigen Echo schallte es von den Bergen: Watcha — we — we — we — vote.



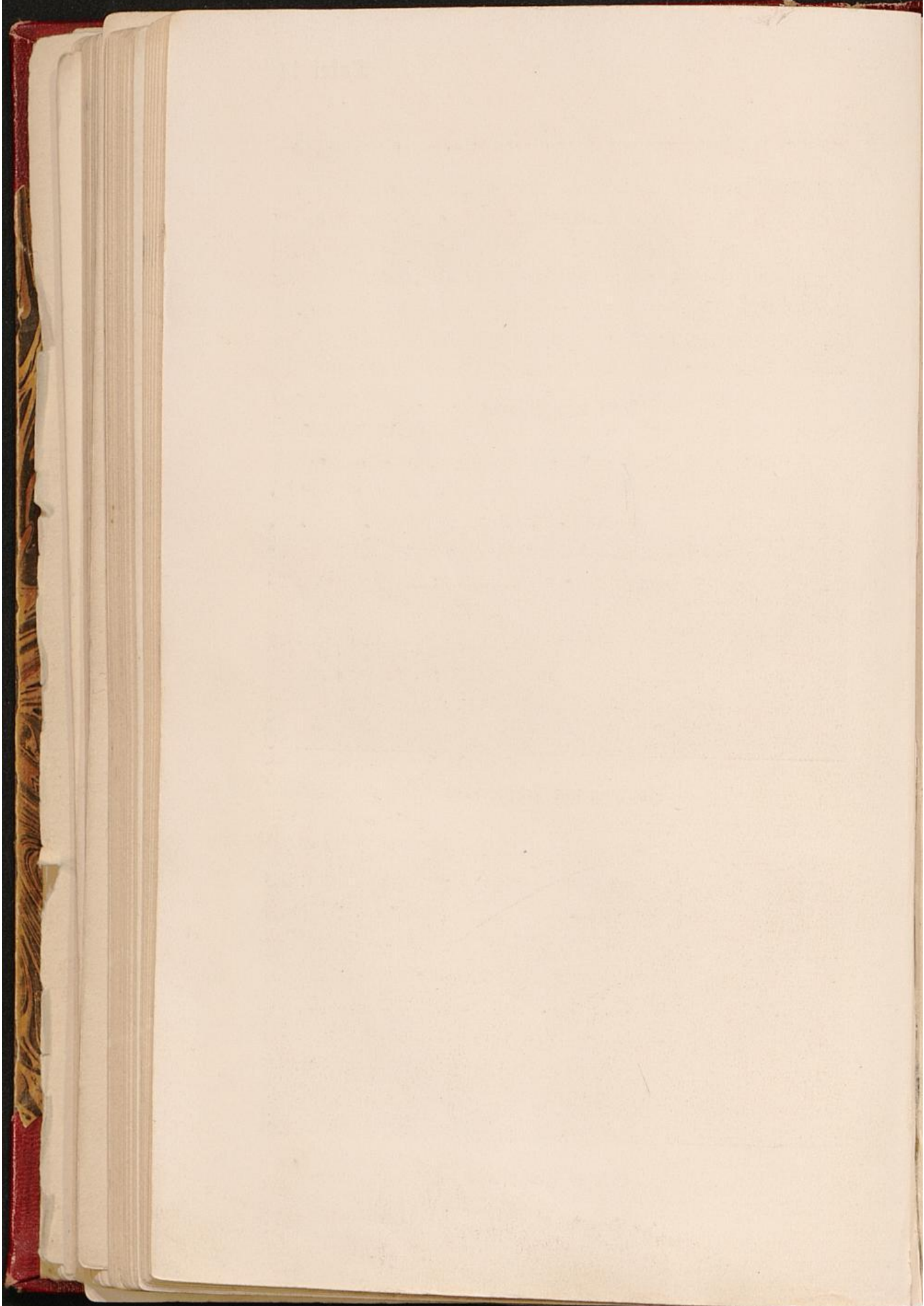
Fort von Msimba



Kovuma mit Flußpferden



Erlegte Flußpferde



Allzu lange hielten es die Flußpferde unter Wasser nicht aus. Jetzt tauchte hier, jetzt dort ein unförmiger Kopf auf. Da hieß es, behend das Ziel fassen und schießen. Manchmal waren sie nur sekundenlang über Wasser. Man sah das breite Maul, die prustenden Nasenlöcher, und schon waren sie wieder verschwunden. Zeigten sie sich länger, so ließ sich ein günstiger Schuß anbringen.

Hin und her schwammen die aufgeregten Tiere unter Wasser. Mitunter konnte man ihr Auftauchen vorherbestimmen, durch eine Menge von Blasen, die sich an der Oberfläche bildeten.

Ich hatte mich von meinem Mann getrennt und war mit meinem Boy weiter am portugiesischen Ufer entlang gegangen. Vorsichtig mußten wir uns unseren Weg suchen. Kriechend und rutschend durch Büsche und Dornen kamen wir bald zu einer Stelle, wo ein schmaler Fels ins Wasser hineinlief. Er teilte die ganze Wasserfläche fast in zwei Hälften. Da hinauf setzte ich mich. Ich nahm die Tiere in der oberen Wasserhälfte aufs Korn, mein Mann die in der unteren.

Es war heiß. Das angestrengte Hinsehen auf das glitzernde, vom Wind leise bewegte Wasser ermüdete. So und so oft kam ich nicht zum Schuß, weil die Tiere so schnell verschwanden. Einige, unter ihnen der große Bulle, waren unter Wasser stromabwärts gegangen. Wir begnügten uns mit dem Rest. Ab und zu konnte man sehen, wie eine Kugel traf. Ein Strahl Blut schoß auf, dann verschwand der Kolosch im Wasser. Nur die erneute Bewegung unterhalb der Wasserfläche gab Kenntnis von seinem Todeskampf.

Manchmal war es minutenlang still, so still und schweigsam, als ob alles Leben gewichen sei. Dann wieder klang das Schnauben und Prusten, sobald sich ein Kopf zeigte, und der Kampf begann von neuem.

Nach zwei Stunden hörten wir auf. Wir bestiegen das Tumbwi und ließen uns ans deutsche Ufer zurückstaken. Dort hatten sich inzwischen, durch die Schüsse angelockt, eine Menge Washenzi versammelt, die alle Fleisch haben wollten. Dicht aneinander gedrängt hockten sie auf dem Sande und schmahten vor Vergnügen beim Gedanken an das viele Fleisch. Sie waren alle fast ganz nackt. Greise, Männer und Kinder trugen, in der Taille steckend, das scharf geschliffene Messer. Allen leuchtete die Gier aus den Augen. Ein wahres Freudengeheul erhob sich, als das erste Flußpferd an die Oberfläche kam. Geschickt ruderten sie mit ihren Tumbwis heran. Im tiefen Wasser wurde das Tier mit einem schnell aus Palmblättern gedrehten Strick hinter dem Tumbwi hergeschleift. Wo es seichter war, schwangen sich drei Kerle ins Wasser und rollten es ans Ufer. Ehe man sichs versah, war es weidgerecht geöffnet und zerlegt.

Wir hatten sieben Flußpferde zur Strecke gebracht; mein Mann vier, ich drei. Flußpferde gehören mit zur afrikanischen Jagd. Wir alle drei, Porembsty, mein Mann und ich, machten uns nicht allzuviel daraus. Diese Art Jagd, die armen Tiere im Wasser zusammenschließen, hat nichts Edles. Es ist mehr ein Morden. Daß sie, wie die Erzählung geht, sehr gefährlich sein und ihren Gegner annehmen sollen, will mir nicht einleuchten. Ich fand eher, daß sie einen harm- und hilflosen Eindruck machen. Sie haben, wenn man sie von nahem besieht, trotz ihrer großen Häßlichkeit etwas sehr Appetitliches. Das Fleisch habe ich nie gekostet.

Die Reise im Tumbwi hatte uns so gut gefallen, daß wir beschlossen, ehe wir ins Lager zurückkehrten, noch eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen. Langsam trieben wir stromab, an lieblichen Inseln vorbei. Plötzlich hörte das tiefe

Wasser auf, wir kamen in ein Gewirr von Felsen. Hier mußte sich der Strom vor Zeiten gewaltfam Durchbruch verschafft haben. Reißend stürzte sich das Wasser von Stein zu Stein. Weißer Gischt sprühte. Kreiselförmig waren die Felsen unterwühlt. Geschickt brachten zwei Fischer das Lumbwi durch die Stromschnellen. An starren Steingebilden glitten wir vorbei. Graue Reiher hockten dort, nachdenkliche Marabus schritten auf und ab. Ein Regiment Pelikane exerzierte. Enten und andere Wasservögel flüchteten schreiend. Unzählige Libellen tanzten auf der glitzernden Fläche. In allen Farben schillerten ihre schlanken Leiber. Ein hoher, rötlicher Bergkegel spiegelte sich im klaren Wasser, und Bäume, Büsche und Schilf tauchten tief hinein. In Ranken hingen Tropengewächse aller Art. Leise murmelnd schlug das Wasser an das Lumbwi. Heiß und flimmernd war die Luft.

Wir kamen an ein dunkelgrünes, tiefes, träumendes Wasser, rings von Felsbänken umgeben. Langsam schwammen zwei Krokodile hindurch. Hinter ihnen schlug das Wasser zusammen wie ein glänzender Schweiß. Hart am jenseitigen Ufer lagen zwei Flußpferde und sonnten sich. Beide sahen uns kommen. Das eine verschwand sofort. Das größere grunzte und wandte sich kriegerisch nach uns hin. Schon hatte es das tödliche Blei aus meines Mannes Gewehr zwischen den Augen. In meinem Manne war von neuem die Jagdlust erwacht. Das zweite Tier sollte auch noch zur Strecke gebracht werden. Wir stiegen aus. Dabei kam das Lumbwi ins Wanken, und wie es geschah, weiß ich nicht, das Elefantengewehr versank vor unseren Augen in die Tiefe. Wir waren außer uns. Fünf Elefanten, fünf Glandantilopen, vierzehn Flußpferde waren bereits damit erlegt, und nun war es verschwunden im unheimlichen Wasser, gerade da, wo die Felsen

so steil abfielen, wo die tückischen Krokodile wohnten. Ich bot sofort zehn Rupies dem, der es wiederbrächte. Die Leute schauten sich verlegen lächelnd an und zuckten mit den Schultern.

Außer uns waren noch Eingeborene mitgekommen. Mit dem längsten Bambusrohr wurde gelotet. Nicht im entferntesten war der Grund zu erreichen. Mittlerweile war es Abend geworden. Das ehemals so schön träumende Wasser lag bleiern und tückisch da, als ob es sagen wollte: „Was ich habe, das halte ich. Die Krokodile helfen mir.“ Zwei Stangen wurden mit Hilfe unserer in Streifen gerissenen Taschentücher aneinander gebunden, und dann suchten wir. Wir kamen schließlich auf den Grund damit, aber die Strömung war gerade an der Stelle sehr stark. Stets wurde der Stock abgetrieben. So suchten wir verzweifelt, bis es Nacht wurde. Der Wind piff und peitschte das Wasser. Am Himmel jagte er dunkle Regenwolken vor sich her, und nur ab und zu schien ein schwefelgelber Mond verdrossen durchs Gewölk.

Entmutigt gaben wir das Suchen auf und kehrten zurück. Den Washenzi wurden zwanzig, dreißig Rupies für das Wiederbringen geboten. Sie versprachen: „Morgen, wenn die Sonne scheint, die das Wasser hell macht, wollen wir's versuchen. Aber weißt du, das Wasser ist tief, sehr tief, Mambas, Krokodile sind darin. Das Gewehr wird fort sein.“

Als wir im Tumbwi saßen, tauchte dicht hinter uns ein Flußpferd auf und folgte uns. Kaum achteten wir darauf. Bei stockdunkler Nacht, in äußerst gedrückter Stimmung erreichten wir das Lager. Wir saßen eine Weile und berat-schlagten. Die einzige Hoffnung war, es mit Tauchen zu versuchen. Zwei unserer Träger erboten sich dazu. Dreißig Rupies mit einem Schlage zu verdienen, das lockte. Weiter

kam uns der Einfall, von den drei Raubtierfallen die Anker zu lösen und nebeneinander an einen Stab zu binden. Damit wollten wir auf dem Grunde entlang schleifen. Noch vor Sonnenaufgang sollte ein Bote ins große Lager entsandt werden, um sie zu holen. Zugleich sollte er Botschaft an Porembsky mitnehmen, daß das ganze Lager nachrücken sollte, weil es auf Marumba noch mehr Wild gab wie auf Bangala.

Unendlich langsam verstrichen die einzelnen Stunden der Nacht. Es war so schwül, und die Moskitos quälten uns. Mit Morgengrauen waren wir auf. Die zwei Träger waren schon fort. Wir wollten ihnen nacheilen, aber kein Tumbwi war zu finden. Das hatten die Washenzi in der Nacht noch zu den erlegten Flußpferden gebracht, weil sie dort beim Fleisch schlafen wollten. Unsere Träger waren schwimmend stromab gegangen. Weiter war nichts zu erfahren. Wir schickten unsere sämtlichen Boys und Träger los, um den Strom nach einem Tumbwi abzusuchen. Unverrichteter Sache kehrten sie zurück. Warten hieß es, warten und Geduld haben. Wir versuchten, uns die Zeit mit Angeln zu vertreiben. Wir getrauten uns nicht, auf Jagd zu gehen, weil wir ja dann die Nachricht von der Erfolglosigkeit des Suchens verpaßt hätten.

So wurde es zehn Uhr. Da kam ein Tumbwi mit singenden Leuten stromauf. Wir hörten es von weitem und sahen uns an. Leise, leise kam die Hoffnung. Der eine sagte zum andern: „Das sind die Washenzi, die sich vollgefuttert haben und nun die Zähne aus den Flußpferdschädeln bringen.“ Gespannt warteten wir. Sie kamen immer näher und schrieten, immer lauter. Unsere beiden Träger waren dabei. Sollten sie das Gewehr herausgefischt haben? Ich wagte zu sagen: „Ich glaube fast, sie haben das Gewehr.“ Nun waren sie durchs Gebüsch verdeckt, sie legten an und kamen ans

Ufer geklettert. Wirklich, der eine trug ein Gewehr. „Aber ganz gewiß, sie tragen ein Gewehr.“ „Das wird so eine alte Schenkenarre sein.“ „Aber es sieht aus, als ob —“ Sie stürzten herbei und schwenkten das Gewehr in der Luft: „Bana, Bana, wir haben es.“

Sie erzählten: Wir bekamen kein Tumbwi. Da schwammen wir von Insel zu Insel, bis wir die Stelle erreichten, wo ihr gestern die Flußpferde geschossen hattet. Da waren viele Washenzi, alle mit dem Fleisch der Flußpferde beschäftigt. Viele Tumbwis hatten sie da. Sie aßen und schmorteten und räucherten Flußpferdfleisch, aber an dein Gewehr dachten sie nicht. Wir erinnerten sie daran, daß sie doch versprochen hätten, mit suchen zu helfen. Da meinten sie, die dreißig Rupies brauchten sie fürs erste nicht. Sie wären satt, pudelsatt und hätten Fleisch, das noch eine ganze Weile ausreichen würde. Wozu also arbeiten und Geld verdienen. Ja, später, da wollten sie mal sehen. Erst mußte das Fleisch aber vollständig verzehrt sein.

Nun brauchten die Träger eine List, denn weder durch Bitten, noch durch Versprechungen waren die Leute zu bewegen, mitzukommen und zu helfen. Sie fingen an, die Washenzi zu bedauern. „O, ihr armen, armen Leute! Ihr wißt ja gar nicht, was euch bevorsteht. Das Gewehr des Weißen liegt im Kovuma und klagt, daß ihr es nicht holt. Die Fische hören sein Klagen und erschrecken und schwimmen fort. Die Fische werden es den Vögeln sagen, und die Vögel erzählen es dem Wild. Euer Land wird arm werden, und ihr werdet hungern müssen. Im Pori wird kein Wild mehr sein, in der Luft kein Vogel, im Kovuma kein Fisch.“

Die Washenzi erschrafen sehr. Im Umsehen waren einige Tumbwis bereit. Alle eilten an die Stelle, wo das

Gewehr lag. Mit einem starken Bambus wurde gesucht. Als die Leute die Büchse endlich auf dem Grunde fühlten, stießen sie den Stab mit großer Gewalt in den Schlamm. Zwei Männer hielten ihn fest. Ein dritter kletterte an dem Stock in die Tiefe, tastete und kam bald mit dem Gewehr wieder. „Bana, da unten war es schrecklich,“ sagte er, sich schüttelnd.

Er bekam 15 Rupies ausgehändigt, fünf erhielt der Jumbo seines Dorfes, denn zwanzig waren ihm bestimmt. Je 5 Rupies bekamen die beiden Träger, die das Suchen veranlaßt hatten.

Wie froh wir waren, das Gewehr wieder zu haben, läßt sich kaum sagen. Wir machten uns sofort ans Säubern, rieben es mit Öl ein und ließen es im Zugwind trocknen. Es war stark gequollen, hatte aber nicht nennenswert gelitten. Mein Mann schoß es neu an; es arbeitete tadellos. Gemütlich aßen wir zu Mittag ein Perlhuhn, das Lukas geschossen hatte, mit Reis und Spargel.

Für den Nachmittag beschloß mein Mann, das wiedergefundene Gewehr noch einmal auf Flußpferde zu probieren. Ein Tumbwi holte uns ab. Wir fuhren zur selben Stelle, wo das Gewehr im Wasser versunken war, und dort schoß er ein Flußpferd. Vor Sonnenuntergang kehrten wir zurück. Auf den Wassern schwamm das Gold der späten Stunde. Der Kovuma war so märchenhaft schön, daß wir uns schwer von seinem Anblick trennen mochten. Mein Mann hatte noch mit den Washenzi gesprochen, während ich mich, ins Schauen vertieft, am Ufer halb im Schilf niedergesetzt hatte. Ein schmaler Wildpfad führte vom Wasser weg ins Dickicht hinter mir. Mit einem Male sprang ein Leopard dicht vor mir auf. Wir erschrafen beide. Schon war er im knackenden Dschungel verschwunden. Mein Boy neben mir war so entsetzt, daß er lange Zeit kein Wort herausbringen konnte.

Die Heimfahrt war wundervoll. Schwarzgrün lag das Wasser. Im Schilf rauschte es geheimnisvoll. Durch die Baumwipfel lief das erste Zittern, das dem Nachtwind vorausgeht. In Gelb und Purpur neigte sich die Sonne am Saume des Horizontes. Lange, feurige Strahlen schoß sie über den Himmel. All die weißen Wolken und Wölkchen waren goldig umsäumt. Die Dämmerung breitete langsam ihren greifbaren, purpurnen Schimmer. Hoch und hehr stand auch schon die blasse Mondscheibe in der durchsichtig klaren Luft. Im milden Licht verschwammen alle Farben und Formen, das Wasser schlug leise und schläfrig murmelnd um den Bug des Tumbwis.

Im Lager erwartete uns der nach dem Hauptkamp entsandte Bote. Er brachte die Anker der Fallen, die ja nun glücklicherweise nicht mehr nötig waren, und einen Brief von Juma, dem Oberboj. Auf Bangala hatte sich am selben Morgen ein Leopard in der Falle gefangen, den Juma dann mit dem Revolver meines Mannes erschöß. Das unglückliche Tier hatte furchtbar in der Falle gewütet. Sämtliche Zähne hatte es sich ausgebissen, alle Krallen waren ausgerissen, in dem wahnsinnigen Bestreben, die Laze aus dem umklammernden Eisen zu lösen. Porembsky hatte inzwischen ein Zebra geschossen und wollte am folgenden Tage mit dem ganzen Lager nachrücken.

Im Lager herrschte Hungersnot. Die Leute hatten keine Kost mehr, und vom Fleisch allein konnten sie sich nicht nähren. Weder für Geld noch für Fleisch und gute Worte war bei den Washenzi Kost einzuhandeln. An zwei oder drei Tumben hatten wir geschrieben und gebeten, uns doch Mais und Hirse zu verkaufen. Alles nützte nichts. Sie schickten Antwort: „Wir bringen keine Kost, wir essen Flußpferdfleisch.“

Das erbitterte die Träger über die Maßen. Sie griffen die Frau und das Kind eines Jumben auf und brachten sie ins Lager, gewissermaßen als Geiseln. Uns fiel es anfangs nicht auf, daß sich da ein weibliches Wesen herumtrieb. Mit einem Male erschien der entsetzte Jumbo mit seinen Leuten und brachte Kost für drei Tage. Er bekam Geld und Fleisch geschenkt und ging immer noch nicht. „Was willst du denn noch?“ „Ich möchte gern meine Frau wiederhaben.“ „Wo ist sie denn?“ „Bei euch im Kamp.“ „Nimm sie doch mit.“ Da trat Juma, der Oberboy, hervor und erklärte: „Merk dir das, wenn unser Bana euch Washenzi in solchen Mengen Flußpferdfleisch gibt, dann könnt ihr wenigstens für einen guten Preis Essen verkaufen, statt euch vor lauter Faulheit nicht aus den Hütten zu rühren.“ Jetzt ward uns klar, was geschehen war. Es war uns nicht recht, daß die Träger sich diesen Übergriff erlaubt hatten, aber verdienen konnte man es ihnen auch nicht weiter.

Als Porembsky mit dem Hauptlager ankam, verleitete ich ihn gleich zu einer Tumbwifahrt, um ihm die Schönheiten der Gegend zu zeigen. Allmählich hörten diese Spazierfahrten aber doch auf, ein reiner Genuß zu sein. Man saß in dem engen, schaukeligen Dinge platt eingepfercht auf dem Boden und konnte sich nicht rühren. Zwischen den Knien das Gewehr, auf dem Schoß die Kamera, so machte man jede Bewegung mit. Außerdem war das Tumbwi undicht. Zu verschiedenen Malen hatte es Lasten von Flußpferdfleisch befördert. Auf dem Boden bildete sich eine braunrote, äußerst übelriechende Lache, die durch das hereindringende Wasser noch verschlimmert wurde. Ein entsetzlich fischiger Geruch, gemischt mit dem von faulem Fleisch, machte sich bemerkbar. Nur starkes Zigarettenrauchen half einigermaßen. Die

Feuchtigkeit durchdrang unsere Kleider, so daß wir durch und durch naß waren; und wenn wir auch das Tumbwi verließen, der Geruch wandelte mit uns. Unsere Boys hatten viel zu tun, uns täglich vom Kopf bis zum Fuß frische Sachen zu liefern.

Wir hatten im Tumbwi den Anker der kleinsten Falle mitgenommen, mit Fleisch umwickelt. Damit wollten wir versuchen, ein Krokodil zu fangen. An ein großes Tau gebunden, wurde er ins Wasser geschleudert.

Am nächsten Tag ward Lukas zum Nachsehen hingeschickt. Das Fleisch war sauber abgefressen, der Anker war selbst für ein Krokodil zum Verschlucken zu groß.

In den folgenden Tagen jagte mein Mann im Pori, und ich begleitete Porembsky nach dem roten Regelberg zu den Flußpferden.

Auf Marumba bekamen wir zufällig einen Weißen zu sehen. Der Polizeiwachtmeister B. besuchte uns auf dem Durchmarsch nach Saffaware. Er brachte uns verschiedene unangenehme Nachrichten. Auf dem Makondeplateau sollte es unruhig sein. Einige Jumben waren ins Portugiesische hinübergeflüchtet. Ein einziger hatte versucht, der Regierung eine Entschuldigung für sein Ausreißen zu geben: „Dies Jahr ist ein schlechtes, trockenes Jahr. Ich habe mit meinen Leuten nichts zu essen und gehe ins Portugiesische. In zwei Jahren wenn die Zeiten besser sind, komme ich wieder.“

Auf Newala, auch einer Grenzstation deutscherseits in der Nähe des Kovuma, hatte man einen Makonde der Aufwiegelung zum Aufruhr überführt. Als das Schauri zu Ende war und er gefragt wurde, ob er noch etwas zu sagen habe, antwortete er: „Hongo bado kufa“ (Hongo ist noch nicht tot). Hongo war der Haupträdelsführer des Mahji-Mahji-Auf-

Es war am Sonntag, den 3. Oktober. Ich war im Lager geblieben, um die Post für Vindi abzufertigen, die wir am Nachmittag mit zwei Trägern fortschicken wollten. Porembsty und mein Mann gingen beide vor sechs Uhr fort, mit der Absicht, Büffel zu jagen. Eine halbe Stunde darauf schickte mein Mann eine Sualla. Um neun Uhr kam er selbst. Das Gesicht blutüberströmt, totenblaß, Hemd und Hose zerfetzt, schwer auf zwei Träger gestützt. Bei seinem Anblick verstummten die eben noch so geschwägigen Kerle. „Was ist nur geschehen?“ fragte ich ihn. „Ich bin unter einen Büffel geraten.“ Er erzählte:

„Nachdem ich die Sualla geschossen, kam ich sehr bald auf frische Büffelspuren, die vom Wasser ins Pori führten. Ich nahm sie auf und verfolgte sie durchs Pori über eine kleine Lichtung bis in die Savanne. Schon nach einer Stunde traf ich eine Herde von 15 bis 18 Stück. Die Tiere standen im dichten Buschwald versteckt. Das Terrain war unübersichtlich. Ich kam zu Schuß, als sich die Herde in Bewegung setzte. Ich hörte keinen Kugelschlag, bemerkte auch keinerlei außergewöhnliche Bewegung an den Tieren. In der Meinung, vorbeigeschossen zu haben, verfolgte ich die Herde. Sie hatte von mir Wind bekommen. Deutlich sah ich an den Fährten, daß sie in Galopp abgegangen war.

„Plötzlich bemerkte ich, daß sich eine Spur von den andern trennte. Ich fand Losung mit Schweiß untermischt. Dieser einzelnen Fährte folgte ich in lichtetes, rohrähnliches Savannengras. Da sahen wir den verwundeten Büffel auf etwa zwanzig Schritt vor uns stehen. Im selben Augenblick hatte er uns aber auch bemerkt, wendete und verschwand. Keine Minute dauerte es, da kam er, durchs hohe Gras gedeckt, auf mich zu und griff mich an. Es ging alles so schnell, daß mir

keine Zeit zum Schießen blieb. Ich sprang zur Seite, stolperte, fiel und verlor dabei mein Gewehr. Da kam auch schon der Büffel mit gesenktem Kopf auf mich los und brachte mir mit den Hörnern einen Stoß vor den Kopf bei. Das Blut lief mir aus der Scheitelwunde in die Augen, so daß ich für den Augenblick am Sehen gehindert war. Ich fühlte, daß ich in die Luft geworfen wurde und auf das feiste Büffelgenick fiel. Von da kam ich unsanft zur Erde, aber auf den Rücken zu liegen. Ehe der Büffel erneut zustoßen konnte, hatte ich ihn an den Hörnern gepackt und hielt mich krampfhaft daran fest. Mit den derben Nagelschuhen trat ich, so stark ich konnte, nach der Brust des Büffels. So rang ich sekundenlang Auge in Auge mit dem rasenden Tier, dessen heißer Atem mich anschnob.

„So laut ich konnte, rief ich meinen Leuten zu: »Schießt, so schießt doch!« Sie waren aber alle fortgelaufen, auch der Boy mit dem zweiten Gewehr. Nur Jumanne, der Mnyampara der Wanyamwezi, ein alter Askari, hatte die Geistesgegenwart, hinter dem Boy herzuspringen, ihm die Büchse zu entreißen und zu schießen. Der Schuß traf hoch Blatt. Daraufhin ließ der Büffel von mir ab und wandte sich seinem neuen Verfolger zu. Mir schien alles blau und grün vor den Augen zu schwimmen, da nahm ich mich zusammen, kroch hinter dem Büffel vorbei nach der Stelle, wo mein Gewehr lag, und eröffnete nun in der Aufregung ein tüchtiges Schnellfeuer auf die wütende Bestie. Nicht lange dauerte es, so stürzte sie tot nieder. Wäre mir der Mnyampara nicht beiggesprungen in der höchsten Not, ich wäre verloren gewesen. Ich brauchte eine lange Weile, um mich zu erholen, dann schleppte ich mich zum Lager.“

Bei näherer Untersuchung fand ich, daß mein Mann nur

die eine Schädelwunde hatte. Es war aber keine Stelle am Körper, die nicht durch Stoß, Schlag oder Huftritte in Mitleidenschaft gezogen war. Seine Nerven hatten auch einen Schock erlitten. In der Nacht fieberte er; aber nach drei Tagen war er so weit, daß er wenigstens im Umkreis des Lagers wieder kleine Streifjagden unternehmen konnte.

Nachdem ich meinen Mann versorgt hatte, ergriff ich meine Kamera, um den niederträchtigen Büffel im Bilde zu verewigen. Auf kurzem Wege in direkter Richtung führten mich die Leute hin. Ich sah ihn; es war ein kleines, junges Tier mit kurzem Gehörn. Nur so ließ es sich erklären, daß sich mein Mann an ihm festhalten konnte, ohne im selben Augenblick abgeschüttelt und zertrampelt zu werden. Wäre es ein ausgewachsenes Tier gewesen, er wäre wohl nicht mit dem Leben davongekommen.

Porembsky bekam an diesem Tage keinen Büffel zu sehen. Trotz eifrigster Verfolgung der Fährte schienen die Tiere einen zu großen Vorsprung zu haben. Dafür hatte er einen Wasserbock angeschossen, den er wegen der anbrechenden Dunkelheit nicht weiter verfolgen konnte. Auf dem Rückweg zum Lager sah er auf der Barra-barra einen Leoparden, der aber schleunigst verschwand.

Am anderen Morgen kamen Träger, die Brennholz suchten; sie erzählten, daß sie dicht an der Barra-barra auf einem Wildpfade zum Wasser einen verendeten Wasserbock gefunden hätten. Der Bock hatte einen Keulenschuß, war aber, nach Halswunden zu schließen, von einem Leoparden geschlagen und angefressen worden. Rings herum waren Leoparden Spuren, auch Zeichen eines kurzen Kampfes. Sofort entschlossen wir uns, dicht beim Wasserbock unsere Fallen auf-

zustellen. Gewiß würde der Leopard in der folgenden Nacht zu seinem Opfer zurückkehren.

An dem Nachmittage versuchte mein Mann, auf Jagd zu gehen. Er fühlte sich aber noch angegriffen und rastete in einem kleinen ausgetrockneten Flußlauf. Während er still darsaß, kam ein Buschbock langsam und vorsichtig dahergefrohen. Er äugte zu den sitzenden Gestalten, die sich vollständig regungslos verhielten. Vorsichtig näherte er sich. Mein Mann ergriff das Gewehr und schoß ihn im Sizen. Da sagten die Leute: „Siehst du, Bana, Mungu (Gott) schickt dir das Wild, das du schießen sollst. Er führt es zu dir hin, andere Spuren darfst du heute nicht aufnehmen. Es ist amri ya Mungu, der Wille des Herrn, daß du heute nur auf diesen Buschbock schießt.“ Sie waren nicht zu bewegen, weiter mitzukommen, da sie, noch nervös von dem Büffelunglück, weiteres Unheil fürchteten. Trotzdem wurde es dunkel, ehe mein Mann ins Lager zurückkam.

Porembsky blieb überhaupt im Lager, da er sich den Arm verletzt hatte. Er brachte dicht am Wasser einen Marabu mit prachtvollen Federn zur Strecke. Wir saßen bei anbrechender Nacht am Feuer und warteten auf meinen Mann. Da kam ein Träger, der Kost eingekauft hatte, angestürzt und meldete, daß in einer Falle ein Leopard säße. Es war ein dunkler, stürmischer Abend. Mit drei Laternen, von denen die eine sofort ausging, eilten wir an die Stelle, von allen Leuten begleitet. Sie waren sehr aufgeregt, machten sich große Grasfackeln und steckten das Gras in Brand, um besser sehen zu können. Auf einer Grasfläche stand die Falle. Schon von weitem hörten wir das Rasseln der Ankerkette und das Fauchen des Raubtieres. Auch die zweite Laterne hielt dem Sturm nicht stand und ging aus. Die Grasfackeln erloschen.

Das Fauchen kam näher. Mühsam machten wir Feuer. Da sahen wir den Leopard. In dem ungewissen Flackerlicht konnten wir das Ziel nur schlecht ins Auge fassen. Die Bestie gebärdete sich wie toll. In grenzenloser Angst und Wut riß sie mit Riesenkräften den Anker aus dem Erdreich und sprang seitlich ab. Da stand sie fauchend und dumpf grollend still. Zwei Schuß: sie stürzt, richtet sich sofort wieder auf. Noch ein Schuß: sie liegt.

Im Schein der hochgehaltenen Grasfackeln besahen wir den Leopard. Er saß sehr knapp im Eisen und hatte sich nur mit der Spitze des einen Vorderfußes gefangen. Raum eine halbe Stunde mochte vergangen sein, seit er in die Falle geriet, und doch hatte er sich schon sämtliche Zähne ausgebissen und mehrere Krallen verlegt.

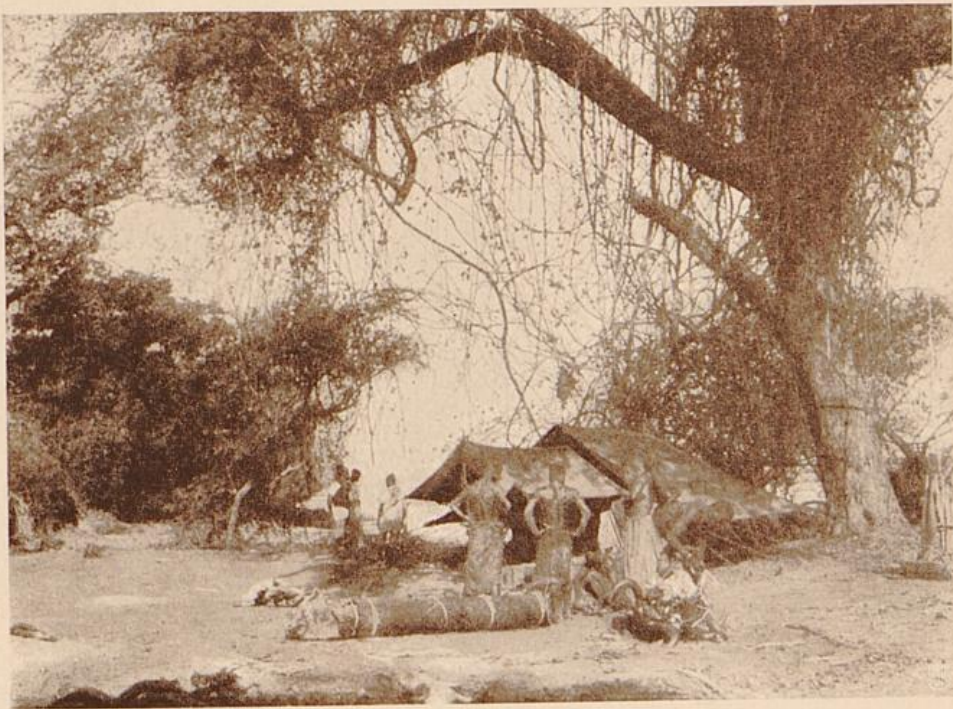
Am nächsten Tage hatten wir die große Enttäuschung, in zwei Fallen zwei Nasgeier zu sehen.

Unser Freund, der Karani des einsamen Dorfes, in dem man uns so freundlich Kost verkauft, besuchte uns auf der Durchreise. Er war in Nöten. Er erzählte, daß ihm ein anderer seine Frau gestohlen hätte. Da sei er mit seinen Leuten in dessen Dorf gezogen und hätte ihm die Frau mit Gewalt wieder weggenommen. Nun trieb er sie auf der Barra-barra gebunden vor sich her. Er bat uns um Fleisch, weil er sich nach den schlimmen Tagen stärken müsse.

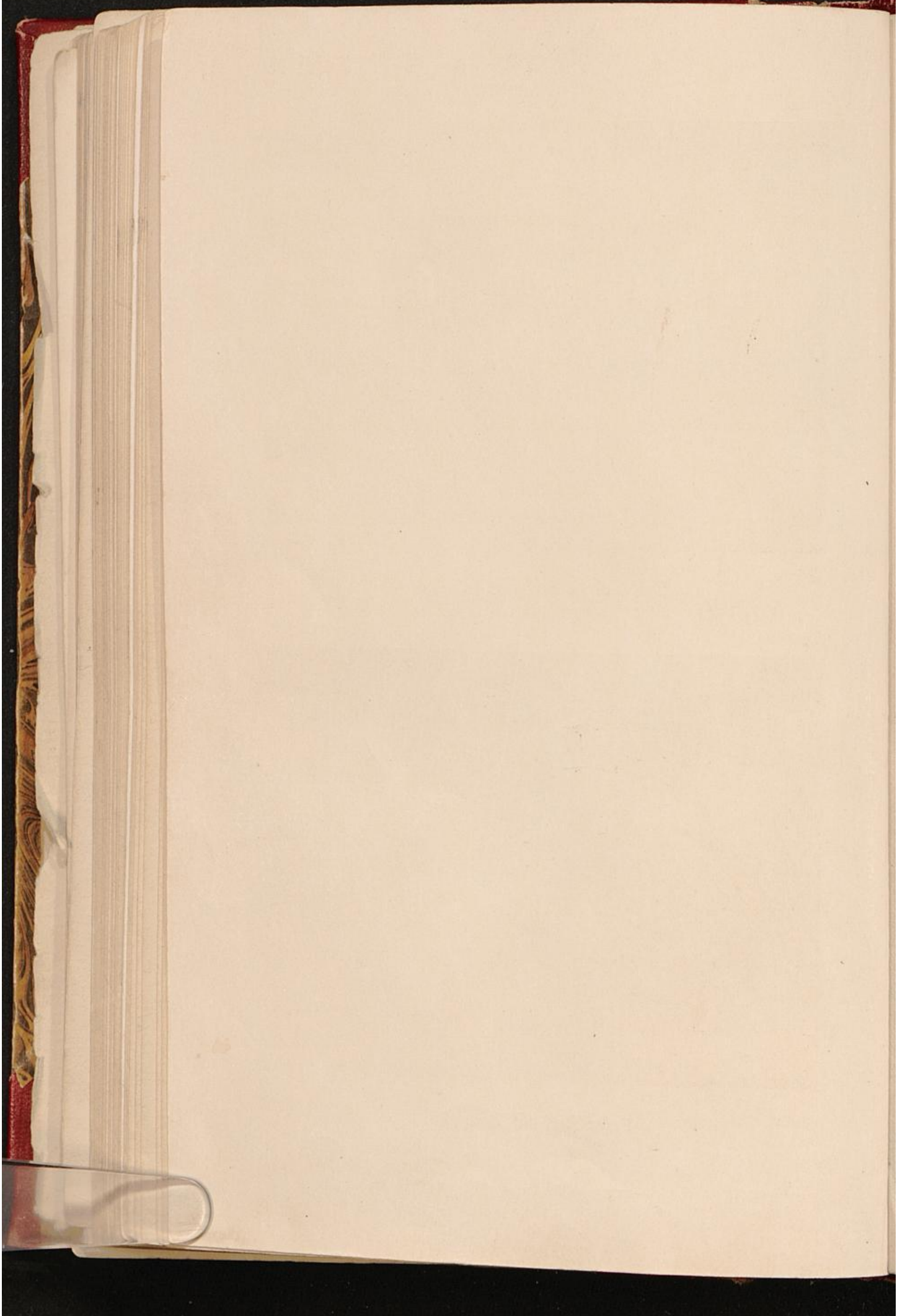
Am Abend war wieder Höllenlärm bei den Fallen. Es war Hyänengeheul, das wie das Lachen eines Wahnsinnigen klang. Wir eilten wieder mit Grasbränden hin und hörten schon von weitem, wie der Anker über die Fläche schleifte. Wir machten uns ein großes Flackerfeuer und erkannten, daß zwei Hyänen gefangen waren. Die eine saß in der Falle, die dicht beim Kadaver des vom Leopard geschlagenen



Lumbwi in Bangala anlegend



Unser Zelt am Bangala



Wasserbockes aufgestellt war. Die andere hatte sich schon mitsamt der Falle weiter weggeschleppt und stimmte in der Dunkelheit ihr schauriges Geheul an. Sie hatte sich, wie wir nachher sahen, mit der äußersten Spitze des Hinterfußes gefangen. Der Teller der Falle war von ihren Zähnen ganz verbogen.

Den nächsten Tag hatten wir die Freude, daß Porembsky den heiß ersehnten Büffel zur Strecke brachte. Er wußte, daß er ihn schwer krank geschossen hatte; seiner Meinung nach mußte es ein Blattschuß sein. Gewarnt durch meinen Mann ließ er ihn in Frieden, nachdem er sich von der allgemeinen Fährte abge sondert hatte. Nach zwei Stunden nahm er die Schweißspur wieder auf und kam zu dem verendeten Büffel. Es war ein großes, schönes Exemplar.

Zu seinem Leidwesen mußte er einen ganzen Vormittag opfern, um den bereits angegangenen Büffelschädel zu präparieren. Mit vielem Gestöhn und großem Geschick machte er sich an die unangenehme Arbeit, unterstützt von den Wangoni. Schon um die Mittagszeit standen wir bewundernd vor seinem Werk.

Am fünften Tage nach seinem Unfall ging mein Mann wieder auf Jagd. Der Geist des Pori hatte ein Einsehen und bescherte ihm eine schöne, alte Büffelkuh. Porembsky brachte noch zwei Büffel zur Strecke. Tagtäglich aßen wir Büffelbouillon mit Mark auf gerösteten Brotschnitten; auch die Büffel filets waren ein sehr geschätzter Braten. Unsere Tafel war überhaupt recht abwechslungsreich, nur daß wir Kartoffeln entbehren mußten.

In den Fallen fingen wir noch verschiedentlich Hyänen, auch Zibetkazen. Eine hatte uns allerdings nur ihre Pfote hinterlassen. Auch Löwen Spuren zeigten sich im Umkreis der Eisen,

aber der Herr der Wildnis tat uns leider nicht den Gefallen, hineinzugehen.

Beim Fallenstellen waren wir sehr vorsichtig. Erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit wurde die Sicherung entfernt. Auch waren Zeichen in den Weg gemalt, Stangen mit Lappen in die Nähe gestellt, um unberufen Vorübergehende zu warnen. Quer über die Barra-barra in nicht allzu großer Entfernung vom Lager hatten wir einen Löwenwechsel entdeckt. Dahin wurde eine Falle gestellt, fünf Schritte vom Wege ab im Pori. Zeichen und Lappen wurden auch angebracht. Zu beiden Seiten war dichtes Gebüsch. Als wir eines abends von der Jagd kamen, saßen zwölf Wanao im Kreise um ein Lagerfeuer. Einer von ihnen war trotz aller Zeichen und Warnungen in die Falle geraten. Sein fürchterliches Geschrei wurde von unsern Trägern gehört. Sie schlossen die Falle auf und befreiten ihn aus seiner schmerzhaften Lage. Nun wartete er im Lager auf mich, um Medizin für das verletzte Bein zu bekommen. Ich untersuchte es sofort. Vier Zähne der Falle hatten das Bein durchlöchert. Soweit ich fühlen konnte, war der Knochen nicht durchschlagen. Die Wunde wurde desinfiziert und verbunden, er erhielt als Schlafrunk eine kleine Morphiumgabe. Die Leute kamen wie all die Karawanen in dieser Gegend aus dem Portugiesischen, um ihren selbstgebauten Tabak nach Mikindani zum Verkauf zu tragen. Der Sicherheit halber gingen sie auf deutscher Seite. Sie berichteten, daß hart an der Barra-barra die Aufständischen saßen und auf jede vorbeiziehende Karawane schossen. Wer von ihren Pfeilen verwundet sei, würde erschlagen und beraubt. Keiner getraute sich deshalb mehr, die Straße zu benutzen. Auch des Nachts nicht. Sie waren froh, wenn sie ungesehen

und ungehindert auf die deutsche Seite hinüberkommen konnten.

Nachdem wir dies erfahren, erkundigten wir uns, wie es möglich gewesen sei, daß einer von ihnen in die Falle hätte geraten können; denn es sei doch noch hell gewesen, als sie an der Falle vorbeikamen. „Gewiß war es das,“ antwortete der Sprecher, „wir sahen sie auch am Wege. Einer von uns sagte: »Ein Weißer muß hier in der Nähe sein. Sieh mal, da liegt etwas, das wohl eine Falle sein könnte. Und hier ist der Anker, und da geht die Kette hindurch.« Da sagte der andere: »Ei, das muß ich mir doch mal ansehen.« Dabei trat er mitten auf die Falle und saß fest.“

Am anderen Morgen besah ich mir meinen Patienten, der sehr gut geschlafen hatte. Eine große Portion Büffel-
fleisch schmeckte ihm ausgezeichnet. Ich verband ihm seine Wunde frisch und erkundigte mich nach seinen Wünschen. Er behauptete, die Medizin hätte so gut geholfen, daß er mit seinen anderen Kameraden weiter ziehen könne. Ich gab ihm noch etwas Verbandzeug mit. Bald darauf trottete er mit seiner Tabaklast auf dem Kopf und einem Büffelblatt als Extralast seelenruhig mit den anderen von dannen.

Eine sehr hübsche Beobachtung konnten wir hier eines Tages machen, nämlich wie verschiedene Tiergattungen zusammen leben. Wir sahen in der Luft eine große Menge Nasgeier und Marabus kreisen. Als wir in der Richtung durch das Pori gingen, kamen wir an eine Stelle, wo auf hohen Bäumen unheimlich viele dieser Vögel saßen. Wir suchten genau nach und fanden einen Wasserbock, der einem Leoparden zum Opfer gefallen war. Der Leopard hegt sein Opfer, springt es an und bricht ihm das Genick. Dann reißt er ihm den Leib auf, zerrt den Bauchinhalt, Magen, Ein-

geweide, heraus und schleift diesen ein Stück weg. Er wird von den Hyänen gefressen. Sie sind, wie die Eingeborenen sagen, die Boys der Leoparden, die ihnen die Brocken, die sie nicht mögen, zuwerfen. An das Wild selbst läßt der Leopard kein anderes Tier mit heran. Er behält es vollständig für sich. Er fängt stets mit seiner Mahlzeit am Genick des Tieres an und frißt sich allmählich weiter. Ist er satt, so geht er weg, bleibt aber in der Nähe, um seine Beute zu beobachten. Meist sucht er sich einen passenden Baum aus, auf dem er sich zur Ruhe legt. Oft nimmt er auch sein Opfer mit hinauf und legt es in der Gabelung fest. Am Mbenkuru sahen wir einmal eine Kuhantilope im Baum, ein anderes Mal ein Wildschwein. Nur wie ein Schatten sauste der Leopard an uns vorbei. Hätten wir nicht seine Spuren gesehen, wir hätten ihn nicht als solchen erkannt. — Läßt der Leopard sein Opfer an der Erde, so soll es vorkommen, daß er vom Baum herunterspringt und die angreift, die es wagen, ihm seinen Besitz streitig zu machen. Er soll dann ganz besonders kampflustig und gefährlich sein. —

Allmählich war es fast Mitte Oktober geworden, und wir mußten daran denken, langsam den Rückmarsch nach Lindi anzutreten. Die Aussicht, in absehbarer Zeit wieder an der Küste zu sein, versetzte die Leute in helles Entzücken. Sie baten daraufhin um die Erlaubnis, eine Freudenngoma tanzen zu dürfen. Die Musik, die zu solchen Tänzen gehört, wirkt entschieden ein wenig zerrend auf unsere europäischen Nerven. Das Hauptinstrument bildet die Ngomatrommel. Stundenlang wird abwechselnd mit Fingern und Handflächen, je nach der Melodie, die der Künstler hervorzubringen beabsichtigt, darauf herumgeschlagen. Als Begleitinstrumente wirkten das Klavier mit den sieben Zinken, ein altes Mehltin, das mit

einem Stock bearbeitet wurde, und eine Mundharmonika. Von letzterer hörte man nichts. Man sah nur, wie ihr Besitzer sie mit furchtbar aufgeblasenen Backen und ernsthaftem Gesicht vor dem Munde eilig hin und her rieb. Dazu wurde gesungen und im Kreise herum getrampelt. Hin und wieder sprang einer der Tanzenden in die Mitte des Kreises und chassierte dort unter fanatischem Gebrüll und Händeklatschen auf und ab. Von sechs bis elf Uhr hörten wir die Ngoma. Dann aber baten wir doch die Tanzenden, sich und uns Ruhe zu gönnen.

Mit großer Sorgfalt ließen wir die Lasten schnüren. Alles Unnötige wurde zurückgelassen, jede Last einer genauen Prüfung unterzogen. Es gab unter den Trägern genug Drückeberger, die sich eine geringe Last zurechtbündelten, unter deren Gewicht sie dann anscheinend zusammenbrachen. Die übelriechenden Gehörne und Felle wurden zusammengepackt und an das Ende der Karawane dirigiert. Die an sich sehr geschätzten Decken der Flußpferde hatten wir bis auf wenige Stücke den Washenzi überlassen. Wir begnügten uns mit einigen der besten Streifen, aus denen die geschickten Wanyamwezi die berühmten Nilpferdpeitschen herstellten. Die knapp handbreiten Streifen werden im frischen Zustande an einen Baum gehängt und mit einem dicken Stein am unteren Ende beschwert, damit sie sich tüchtig recken und nicht krumm werden. So müssen sie trocknen. Dann werden sie einigermaßen rundlich geschnitten. Schließlich hilft eine Flasche mit weitem Hals den Peitschen die rechte Form zu geben. Der Flasche wird der Boden abgeschlagen, und durch den Flaschenhals die Peitsche allmählich hindurchgezwängt. Alle etwa noch vorhandenen Unebenheiten, die sich mit dem Messer nicht ausgleichen lassen, werden durch Schaben mit einem Glasscherben beseitigt.

Wind von uns. Er springt ab. Leicht wie auf Gummi schnellst er durch die Luft. Reizend sieht es aus. In großen, graziösen Sähen folgen die Ricken.

Nun ist wieder alles still. Die Hitze brüdet im Pori. Ein Pfefferfresser mit großem Höckerschnabel fliegt vor uns her. Wir kriechen weiter und kommen an grüne Bäume in einem schattigen, ausgetrockneten Flußbett. Vorsicht! Hier könnten wir die Büffel treffen. Noch einmal werden die Gewehre geprüft. Leise, ganz leise schleichen wir näher. Nichts. Zahllose Fährten, alte und frische, führen durcheinander. Hier haben sie auch geschlafen. Deutlich sieht man die Vertiefungen, die die plumpen Körper geschaffen. Dort hat die junge Gesellschaft gespielt und getollt.

Jetzt führt die geschlossene Fährte ab in der Richtung des Wassers. In die Spur hat aber der Wind Grashalme hineingeweht. Der Einschnitt des Spalthufes ist nicht immer deutlich. Bald merken wir, daß wir auf der alten Fährte vom Abend vorher sind. Also zurück bis dahin, wo wir zuerst ins Flußbett kamen. Nun haben wir auch die richtige Spur. Jenseits des Riviers wurde das Pori lichter, übersichtlicher, aber allmählich verdichtete es sich wieder und erschwerte das Suchen. Der Führer mußte vorsichtig die Zweige auseinanderbrechen, damit wir uns durch die Dornen hindurchwinden konnten. Keine zwei Schritt weit konnten wir sehen. Mit einem Male erklang vor uns ein kurzer, brüllender Ton; wir duckten uns. Dicht vor uns hatten die Büffel gelegen. Im grauen Unterholz waren sie nicht zu erkennen gewesen. Jetzt erhob sich die Herde und stand, geführt von einem großen Bullen. Ich konnte ein mächtiges Horn sehen. Mein Mann war dermaßen in einem Gewirr von Zweigen, daß er sich, ohne Lärm zu erregen, nicht zu rühren vermochte. Behutsam machte er sich

los und zog vor sich die Zweige leise und langsam weg, um zu Schuß kommen zu können. Ein Knacken und Stampfen. Es war, als ob die ganze Herde auf uns zuliefe. Ich war schon darauf gefaßt, daß wir alle über den Haufen gerannt würden. Plötzlich machte sie eine Biegung, das Knacken entfernte sich. Die Büffel gingen ab. Mit brutaler Kraft stürmten sie nach vorwärts. All die vielen Zweige, Ranken und Dornen waren ihnen nicht das geringste Hindernis. Wir konnten nur langsam und vorsichtig folgen. Nach einer halben Stunde bekamen wir die Keule des letzten fliehenden Büffels zu sehen. Da ließen wir sie und kehrten auf die Barra-barra zurück. Zweieinhalb Stunden hatte uns die nutzlose Jagd gekostet.

In der Mittagssonne glänzte der Berg, an dessen Abhang wir im Kovuma die Flußpferde geschossen hatten. Durch Ried und Gestrüpp arbeiteten wir uns zum Wasser hindurch und trafen die Washenzi in angestrengtester Arbeit beim Zerlegen der am Tage vorher von Porembsky geschossenen Flußpferde.

In der Mitte des hier sehr breiten Stromes sahen sicher dreißig Flußpferde aus dem Wasser heraus. Hin und wieder blies eines einen feinen Wasserstrahl aus den Nüstern. Die Tiere wußten ganz genau, daß ihnen von den Washenzi keinerlei Gefahr drohte. Kaum erblickten sie uns, da tauchten sie wie auf Kommando blitzschnell unter.

Wir ließen uns im Tumbwi stromab bringen bis zum alten Lager von Marumba, wo die Träger bereits angelangt waren. Hier rasteten wir und warteten auf Porembsky. Als er um drei Uhr noch nicht da war, schlugen wir die Zelte auf, in der Meinung, er habe ein großes Wild auf der Spur und könne nicht gut nach Bangala mehr kommen.

Es wurde dunkle Nacht. Wir zündeten ein riesiges Signalfeuer an und gaben Schüsse ab, weil wir fürchteten, daß Po-

rembsty, der nur von seinem Boy begleitet war, sich verirrt haben könnte. Endlich erschien er, todmüde und außer sich. Er war vor uns auf Marumba gewesen. In der Meinung, wir seien bereits durchmarschiert, eilte er, nach Bangala zu kommen. Dort wartete er vergebens und ging dann auf der Barra-barra zurück, bis ihm der lichte Feuerschein zeigte, wo wir zu finden waren.

Auf dem Rückmarsch zum Bangala fiel uns zum ersten Male auf, daß der afrikanische Frühling nahte. Die hohen, prächtigen Mtamabäume waren übersät von hellgrünen, nach Heliotrop duftenden Blüten. An jedem Zweig und Zweiglein des wunderlichen Gesellen, des Affenbrotbaumes, hing ein großer, flatternder, weißer Stern, eine Orchidee ähnlich. Der Kameldorn mit seinen kleinen, gelben Köpschen stand wie mit Gold übergossen. Andere Sträucher waren dicht besetzt mit kleinen, roten Bürsten. Das ganze Pori rüstete sich. Die Regenzeit kam, tagtäglich ballten sich am Himmel große dunkle Wolken zusammen, heiß und staubig wehte der Abendwind. Wenn wir beim Feuer oder bei der Laterne saßen, dann war die Luft lebendig von allerhand kriechendem und fliegendem Gewürm. Geflügelte Ameisen, Motten, Mücken, Spinnen, Nachtfalter, Grashüpfer, alles strebte zum Licht, um sich nur ja die langen, festen Beine, die kleinen, zierlichen Flügel zu verbrennen.

Am Bangala hatten die beiden Herren noch recht gute jagdliche Erfolge. Wasserböcke, Suallas, Buschböcke, Zwergantilopen und auch drei Zebras wurden von ihnen zur Strecke gebracht.

Am schönen Bangala leerten wir unsere letzte Flasche Sekt. Dort hörten wir auch von erneuten Unruhen. Selbst unsere Leute fühlten sich nicht so ganz sicher und baten Posten ausstellen zu dürfen. Diese Vorsicht erwies sich aber als unnötig.

Einmal bekamen wir dort auch Besuch. Eines Mittags legte ein von zwei Washenzi gesteuertes Tumbwi an. Ihm entstieg ein Weißer mit einer Binde über den Augen, dem man sofort den Engländer ansah. Er machte einen äußerst matten, schwerkranken Eindruck. Er gab uns seine Visitenkarte, es war ein Elefantenjäger. Er hatte ganz Afrika bereist, hatte in Uganda und hauptsächlich am Kongo Elefanten gejagt. Er erzählte, seine letzte Strecke habe 95 Stück betragen. Nach Abzug aller Unkosten, eingerechnet die Reise von England und dorthin zurück, habe er an dem Elfenbein der erlegten Tiere 30 000 Mark verdient. Vom Kongo schwärmte er. Dort seien Herden von 1000 Stück und darüber. Wenn sie ankämen, dann dröhne der Dschungel. Aber sie anzugreifen, hüte sich jeder Jäger, da sie zu gefährlich seien.

Er habe vom wildreichen Kovuma gehört und sei daher vor vier Wochen von Ibo aus, angelockt durch die günstigen portugiesischen Jagdbedingungen, gekommen, um Elefanten zu jagen. Er war bitter enttäuscht. Er fand nur wenig und kleine Spuren. Vor zwei Wochen wurde er schwer fieberkrank, und als er aus den Delirien erwachte, waren seine sämtlichen Boys, Koch und Träger verschwunden. Ein einziger Washenzi trieb sich in der Nähe herum, in der Absicht, bei passender Gelegenheit weiter zu stehlen. Bei dem erkundigte er sich nach seinen Leuten. Dieser sagte ihm, er habe im Fieber auf einen Boy geschossen; da hätten alle Angst bekommen und seien weggelaufen. Daraufhin bat er um Wasser. Der Washenzi sagte: „Gewiß, das kannst du bekommen, aber erst bezahle.“ „Bring mir Holz zum Feuermachen.“ „Erst bezahle.“ „Mach mir Tee.“ „Erst bezahle.“ Dann seien andere gekommen und hätten Zucker und Seife verlangt. Er hätte sich ihrer gar nicht erwehren können.

Bei seiner großen Schwäche stellte sich noch eine schlimme Augenentzündung ein; tagelang konnte er nicht sehen. Er tastete sich mühsam nach einer Kiste und fischte dort aufs Geratewohl irgendeine Konserve heraus. Der Zufall wollte es, daß er fortwährend Sardinen und Korinthenkuchen essen mußte.

Als es ihm besser ging, bat er die Eingeborenen, ihm doch ein Tumbwi zu verschaffen, damit er stromab nach irgendeiner portugiesischen Boma kommen könne. Sie vertrösteten ihn immer von einem Tag zum andern. Ihre Zudringlichkeiten, Betteleien und Frechheiten überstiegen längst das Maß seiner Geduld. Vor zwei Nachmittagen konnte er sich nicht mehr beherrschen. Er richtete den Revolver auf einen der Kerle, die ihn wieder in seiner Hilflosigkeit ausplündern wollten, und drohte, ihn zu erschießen, wenn nicht bis zum Abend ein Tumbwi mit Führern da sei. Die anderen Kerle liefen weg. Er setzte sich ins Zelt, die Waffe auf die unglückliche, in der Zeltecke kauende Gestalt gerichtet: „Rührst du dich, so schieß ich dich über den Haufen! Meine Augen sehen zwar schlecht, doch immerhin gut genug, um dich nicht zu verfehlen!“

Am Abend war das Tumbwi da. Er behielt die Kerle bei sich. Die ganze Nacht schlief er nicht, sondern paßte auf sie auf. Am anderen Tage fuhr er zu uns.

Von uns waren ihm die unglaublichsten Geschichten von den Eingeborenen erzählt worden. Wir hätten ohne Erlaubnis im Portugiesischen gejagt, wir seien in Msimba gefangen gesetzt, mit Bedeckung über die Grenze gebracht usw.

Er wollte bei uns Rat und Begleitung nach Massassi haben. Massassi ist englische Missionsstation und hat auch einen englischen Arzt. Träger und einen Boy konnten wir ihm schlecht abgeben. Es hätte sich wohl auch keiner ungezwungen

dazu verstanden, die gute sichere Stelle gegen die bei dem etwas dunkel scheinenden Herrn einzutauschen. Massassi zu erreichen schien unsicher. Denn wir hatten wiederholt die Nachricht bekommen, daß in Massassi und Umgegend die schwarzen Pocken ausgebrochen und alle Wege dorthin polizeilich gesperrt seien. (Bei unserer Rückkehr in Lindi erfuhren wir, daß dies alles Lügen und Erfindungen der Eingeborenen waren.) Wir glaubten fest an diese Kunde, denn ein Leutnant mit mehreren hundert Askaris und deren großem Troß an Weibern und Kindern hatte auch nicht den näheren Weg nach Lindi über Massassi eingeschlagen, sondern war nach Maûta marschiert, um von da aus Lindi zu erreichen.

Wir behielten den Engländer zu Tisch bei uns. Er war vollständig ausgehungert. Wir boten ihm zum Mitnehmen von unseren Vorräten an und rieten ihm, mit seinem Tumbwi nach Matiu und weiter nach Msimba zu fahren, wenn er sich uns nicht nach Lindi anschließen wolle. Dies Anerbieten hielten wir für Menschenpflicht. Wir sagten ihm, daß wir in fünf bis sechs Tagen aufzubrechen gedächten. Angeblich dauerte es ihm zu lange; offenbar hatte er auch keine große Lust, nach Lindi zu gelangen. Er entschloß sich daher zur Fahrt nach Msimba. Es war eine recht traurige Gestalt, die da auf dem blauen Wasser in den goldenen Nachmittag hineinfuhr.

Porembsty und ich warteten, bis der Engländer außer Sicht war, dann fuhren auch wir im Tumbwi, weil in einem Nebenarm des Kovuma vier besonders große Flußpferde sein sollten. Die Washenzi, die in der Nähe wohnten, hatten darum gebeten. Schon am Nachmittag vorher hatten wir versucht, dorthin zu gelangen; es war aber zu weit und zu spät, so daß wir umkehren mußten. Nun nahmen wir den Plan sehr zur Freude der Washenzi wieder auf. Durch die vielen Tumbwi-

fahrten hatten wir schließlich ein gewisses Geschick bekommen, es uns in den engen Dingern so bequem wie möglich einzurichten. Wir saßen auch längst nicht mehr auf dem blanken Boden, sondern polsterten uns Sitze aus Gras und Laub, über die wir ein Fell breiteten. Auf diese Weise blieben wir bis auf die Spritzer verhältnismäßig trocken.

Die Fahrt stromab ging sehr schnell. Das Wasser war breit und tief. Das Ufer bestand zum Teil aus hohen, steilen, rötlichen Sandbänken, auf denen Wildgänse, Schnepfen und Reiher spazierten. Rauschende Palmen spiegelten sich im Wasser, dazu ein efeuartiges Schlinggewächs, das alles mit dichter Hecke umspann, wie in Dornröschens Schloß. An langgestreckten Inseln, Schilf und Klippen kamen wir vorbei. Die Wellen liefen hier so eilig um das Tumbwi, als wollten sie es antreiben zu schnellerer Fahrt. Von den Inseln stiegen kräuselnde Rauchwölkchen in die Luft. Sie kamen von Fischerfeuern, an denen der Fang des Tages zubereitet wurde. Am flachen Strande hingen feine Netze zum Trocknen ausgespannt. In Stäbe eingeklemmt trockneten halbierte Fische, die einen üblen Geruch verbreiteten.

Nach anderthalb Stunden kamen wir zu der Stelle, wo die Flußpferde waren. Da lag auch ein großes, starkes Tier, den dicken Kopf mit dem breiten Nacken weit aus dem Wasser herausgestreckt, und glockte uns argwöhnisch an. Wir stiegen aus, da Porembsky im Tumbwi durch die fortgesetzt schaukelnde Bewegung zu schlecht zielen konnte. Regungslos verharrte das Riboko. Ein Schuß. Ganz langsam sank der massige Kopf ins Wasser, und gurgelnde, glucksende Töne wurden vernehmbar. Weiße Luftbläschen stiegen auf. Die Wasser schlossen sich zu spiegelblanker, glitzernder Fläche.

Jetzt tauchte ein anderer Kopf auf, der aber blitzschnell

wieder verschwand. Drei, viermal setzte Porembsky an, um zu Schuß zu kommen. Nun war es totenstill. Nur Reiher kreisten in der Luft mit langsamem, gleitenden Flügelschlag, und Ibisse ließen ihre mißtönigen Schreie hören. Wir warteten sechs, acht, zehn Minuten. Nichts regte sich. Da ging Porembsky weiter stromab, in der Meinung, die Tiere seien vielleicht nach dorthin unter Wasser geflohen.

Ich saß, das Gewehr im Schoß, wartend auf einem Stein und genoß die große Einsamkeit. Ein schwarz-weißes Storchpaar mit gelben Höckerschnäbeln wanderte gravitatisch am anderen Ufer. Im klaren Wasser vor mir schwamm eine dicke Schildkröte. Neugierig steckte sie den Kopf heraus, der so klein war, als ob er gar nicht zu ihr gehören könnte. Quer durch das Wasser ruderte ein Krokodil. Wie ein dunkler Streif schimmerte sein langer, geschmeidiger Körper. Schräge, lange Sonnenstrahlen schossen ins Wasser und ließen es aufglühen. Der Wind kam und kräuselte die ebene Fläche zu blizenden kleinen Wellchen. Da, mir gegenüber, steigen Blasen auf. Kreise bilden sich. Nur leise, ganz leise, heben sich ein paar gewaltige Nasenlöcher aus dem Wasser, die sofort wieder untertauchen. Das war ein altes, gewitztes Flußpferd, das in der Atemtechnik erfahren, vorsichtig Luft holte. Es blieb an derselben Stelle. Wieder und wieder tauchte es empor. Ich rührte mich nicht. Es wurde sorgloser. Ohne den geringsten Lärm, ohne Schnauben und Prusten stieg der rosa schwärzliche Kopf herauf. Ich zielte und schoß. Die Kugel sang über das Wasser. Im vielfachen Echo brach sich ihr Schall. Ich war ordentlich froh, daß ich das Tier nicht getroffen hatte.

Nun kam wieder eine endlose Pause. Meine Schildkröte erschien auch wieder. Fische sprangen nach den dicht über dem Wasser tanzenden Mücken. In großen Schwärmen zogen sie

däher. Goldig leuchteten ihre Flossen. Ein dicker Wels schlug vergnügt mit dem Schwanz, daß es klatschte. Dann Stille. Wieder erschien der Ribokokopf. Diesmal traf ich. Die Wasphenzi, die im tiefsten Schweigen hinter mir saßen, rieben sich die Bäuche und grinsten.

Borembsky kam zurück. Ein Flußpferd war noch da, das wollte er gern haben. Ich legte das Gewehr in den Schoß und sah zu. Das Wasser flimmerte und flirrte, daß die Augen weh taten. Borembsky schoß noch zweimal. Da überschlug es sich und sank unter.

Es war Zeit zum Heimweg. Der Sonnenschein ward zum Glühen. Der Abendwind machte sich auf. Feuerrote, lila, blaue Wellen tanzten vor uns her. Das Stromaufstaken kostete viele Mühe, denn der Strom war reißend. Nur langsam kamen wir weiter. Der Sonnenball sank und sank; die Nacht schickte ihre violetten Schatten. Wie Blei sah das Wasser aus. Der Wind rührte es auf, daß es hoch ausspritzte und sich ein Schwall von Wellen über uns ergoß. Es dauerte nicht lange, so waren wir gänzlich durchnäßt. Bald kam die Dunkelheit. Schwarz und drohend lagen die Ufer mit dem wehenden Schilf und den rauschenden Bäumen. Um uns tobte und brauste der Wind. Auf einer Sandbank saßen wir eine Weile fest. Unser Führer kletterte aus dem Tumbwi und machte es wieder flott. Der Einbaum holte stark über, das Wasser klatschte an seine inneren Wände. Wir saßen eingeklemmt und mußten still halten. Ich versuchte, mit den Händen zu schöpfen, es nützte aber nichts. Der Himmel war schwarz und bewölkt. Ab und zu kam Frau Venus hervor; blaß und verträumt sah sie aus. Einen ganz schwachen, zitternden Schein warf sie über die Wasser.

Endlich erblickten wir über dem Ufer einen hellen Feuer-
schein. Nun noch durch ein paar Stromschnellen zwischen

Schilf und Klippen hindurch, dann winkten die gastlichen Lichter des Lagers. Wie große Leuchtkäfer tanzten sie im Sturmwind auf und ab, und warfen Märchenglanz über die alten, ehrwürdigen Bäume.

Wir waren müde, naß und hungrig; um so wohler fühlten wir uns, als wir nach dem Umziehen die strahlende Wärme des großen Feuers genossen, und man uns allerhand Genüsse der afrikanischen Tafel auftrug.

Beim Morgengrauen weckte uns großer Lärm. Wir erschrafen sehr, denn dem Geschrei nach zu urteilen, mußte ein Mshenzi in eine der aufgestellten Fallen geraten sein. Dann hörten wir deutlicher vom anderen Ufer schallen: „Gondo-Gondo“ (Auf kiyao: der Löwe). Immer kläglicher klang es: „Gondo-Gondo.“ Mein Mann schickte sich an, herüber zu fahren, als ein Tumbwi von drüben anlegte. Die Fischer erzählten uns, ein Löwe hätte einen Mshenzi geholt, der in der Nähe des Wassers geschlafen hatte. Da kam Hilfe zu spät.

Immer näher rückte die Zeit unseres Ausbruches. Einige unserer Vorräte drohten bedenklich auf die Reige zu gehen; besonders auch Mehl und Milch. Asman, mein neuer Koch, machte mir Vorwürfe: „Bibi, du vergiftst, daß du im Pori bist; jeden Tag kommst du und sagst: Asman back Brot. Wo soll denn das Mehl herkommen? Eßt zwei Tage lang Brot und zwei Tage keins. Brot muß es nicht jeden Tag geben, es ist ein Leckerbissen. Ich werde von jetzt ab das Brot vor den Banas verschließen, denn so geht es nicht weiter. Milch gibt es von jetzt ab auch einen um den andern Tag. So ist es Sitte im Pori.“ Wir schränkten uns ein, aber ganz so schlimm, wie Asman drohte, brauchten wir nicht zu sparen.

Am 18. Oktober schnürten wir unsere Felle und Gehörne und packten die Sachen für den endgültigen Rückmarsch nach



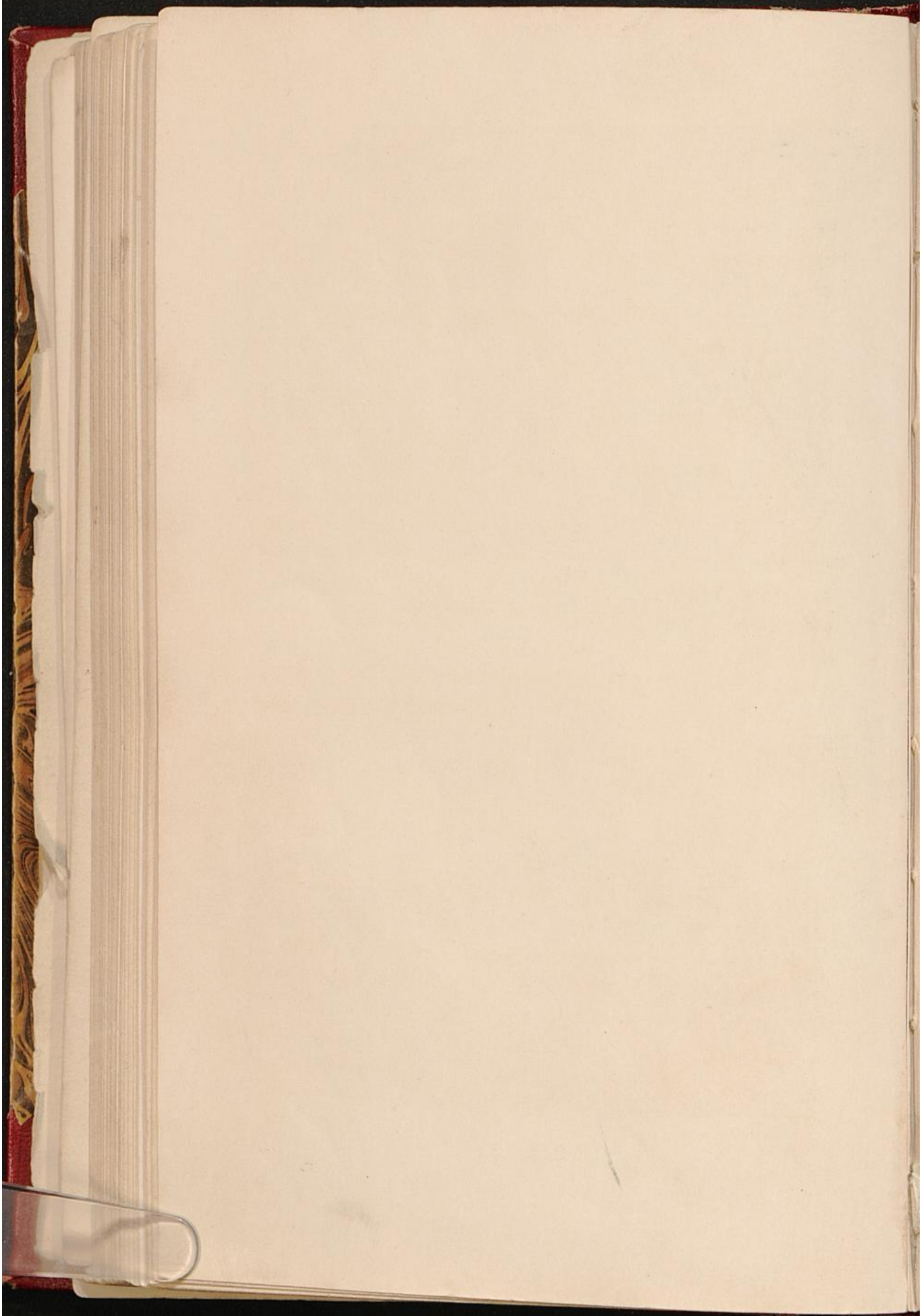
v. P.

v. C.

Kaffeestunde unter Luftwurzeln



Quisfenfelde



Lindi. Um 2 Uhr früh rüsteten wir, kurz vor 3 Uhr war die Karawane marschbereit. Wir mußten zu so zeitiger Stunde aufbrechen, da wir einen langen, wasserlosen Marsch vor uns hatten.

Wir nahmen Abschied von dem schönen Fluß, an dem wir so viele glückliche Stunden verlebt hatten. Wenn ich jetzt nach einem Jahr zurückdenke: über dem Kovuma liegt ein eigener, zauberhafter Reiz. Nirgends empfand ich so die große Einsamkeit, als wenn ich an seinen rauschenden Wassern saß. Dann war es, als ob alles Schwere von mir abfiel. Ich lernte das Vergessen. Ich vergaß all die Bitternisse und Nöte meines Lebens; ich vergaß meiner Seele ureigenste Wünsche. Wie schön war der Fluß im dämmernden Morgen, wenn auf seinen Wassern noch die Schatten der Nacht lagen, und die ersten goldenen Sonnenstrahlen die hohen Berge trafen. Wie weiße Schleier wogten die Frühnebel von ihm auf und schwebten als flatternde Bänder ins hohe Ufergebüsch. Hinter ihnen her tanzte der Sonnenschein. Der besetzte sie mit Diamanten und Perlen. Der Morgenwind kam und jagte ihnen ihr Geschmeide wieder ab und schüttelte es lachend und sprühend in die lichte Flut.

Wenn es Mittag wurde, krochen die Wasser so müde und schläfrig daher. Im leisen Gemurmel schlugen die Wellen an die hohen Ufer und sangen ein süßes, heimliches Lied. Die hohen, stolzen Palmen nickten dazu mit den glänzend grünen Köpfen und der alte Bunubaum warf ihnen seine weißen, flatternden Blüten in den Schoß. Heiß und flimmernd stand die Sonne darüber. Mit ihrem unerfättlichen sengenden Munde trank sie alle Frische und alles Leben. Da schlossen sich all die kleinen Wellchen zur großen, bleiernen Fläche, denn auch ihr Gefährte, der Wind, war schlafen gegangen. Lang-

Quatala ist ein großes Dorf, dem man die Gepflegtheit und Wohlhabenheit schon von weitem ansieht. In der Mitte steht das große, saubere Rasthaus. Matola war von unserem Kommen benachrichtigt und hatte viel Wasser heranschleppen lassen. Man bemerkte den Einfluß der englischen Mission. Es sah auf Quatala anders aus, als in den Dörfern, wo die Leute Mohammedaner waren. Fast alle Häuser hatten kleine Fenster. Die Frauen waren sehr sauber in ihre Kangas (Tücher) gekleidet, auch die meisten Kinder trugen Tücher, einige sogar Kleidchen nach dem bekannten Missionschnitt, ausgeschnittene Hänger mit Puffärmeln, die den kleinen, schwarzen Dingen allerliebste standen. Alle Dorfbewohner, groß und klein, trugen Kreuzifixe an Sammetbändern.

Matolas Besitztum war ein stattliches Gehöft. Unter dem großen, tief herabhängenden Dache befand sich die Barasa, auf der Matola im Lehnstuhl sitzend, Hof hielt. Ihm zur Seite stand ein schöner Tisch mit Tintenfaß, Aktenpapier und Kalender. Daran nahm der Karani (Sekretär) die Protokolle auf. Alle Schauris, das ganze Leben dieses großen Fürsten des Südens, spielte sich hier ab.

Voller Interesse besah ich ihn mir genauer. War doch am Rovuma kein Tag vergangen, daß nicht sein Name genannt wurde. Er gehört dem vornehmen Stamme der Wayao an, ist groß und schlank gewachsen und macht einen durchaus sympathischen Eindruck. Er sieht klug aus und scheint zu wissen, was er will. Er trug ein Lendentuch mit bunter Kante und Fransen, eine Khafijacke und ein weißes, gesticktes Käppchen. Der Empfang, den er uns bereitete, war sehr lebenswürdig. Als Gastgeschenk bekamen wir eine große, flache Schale mit Eiern, weit über ein Schock, und zweimal täglich einen halben Eimer frischer Milch, für uns damals ein

sehr hoher Genuß. Matola ist sehr reich, davon legen seine großen Kornspeicher und Vorrathshäuser Zeugnis ab. Am morgendlich konnten wir die stattliche Herde Groß- und Kleinvieh beobachten, die aus dem Platz herausgetrieben wurde.

Um den ganzen Platz führen große Alleen von Gummibäumen, die, wie Matola selber sagt, gute Erträge liefern. Matola ist auch ein großer Jäger. Er jagt nicht allein auf den Drei-Rupien-Schein, der den Eingeborenen das Schießen auf jedes Wild mit Vorderladern erlaubt. Er hält sich etwa ein Duzend Jäger, denen er den Jagdschein bezahlt. Diese gehen gemeinschaftlich für ihn auf Jagd. Wenn der Elefant, wie es nur den Eingeborenen möglich ist, aus allernächster Nähe aus zwölf Donnerbüchsen eins aufgebrannt bekommt, dann muß er ja fallen. Manchmal schleppt sich das wunde Tier tage- und wochenlang weiter. Ebenso lange bleiben die Jäger geduldig auf seiner Spur und beunruhigen ihn. Schließlich muß er ihr Opfer werden.

Die Jäger von Matola sahen zum Erschrecken aus. Sie waren fast ganz nackt. Um Hals, Arme, Schenkel trugen sie unzählige Amulette, die ihnen auf der Jagd helfen sollten. Sogar die Kolben ihrer Gewehre waren mit Perlschnüren, Zähnen wilder Tiere und Krallen behangen. Wie sie die Kolben fest einziehen und wie sie abdrücken konnten, war uns ein Rätsel. Die Leute erzählten, sie wären im Besitz einer Daua (Medizin, Zaubermittel), einer Salbe. Wenn sie sich damit einrieben, könnten sie dicht an den Elefanten herankommen, ohne daß er sie witterte. Wir versuchten, für sehr viel Geld und gute Worte von diesen Amuletten einzuhandeln. Es gelang nicht. Die ständige Antwort lautete: „Was wir brauchen, gibt uns Matola. Behaltet euer Geld.“

Es sollen auch ganz hübsche Summen aus dem Erlös

des Elfenbeins herauskommen, das Matola nach Lindi schickt. Noch viel mehr wandert ins Portugiesische, und unter dem anscheinend so fest gestampften Boden seines Hauses sollen auch noch reiche Schätze liegen.

Unseren Leuten ging es sehr gut. Sie atmeten auf nach dem langen, einsamen Aufenthalt im Pori. Das war ein Erzählen, ein Lachen und Schäkern. Manch zarte Bande wurden hier geknüpft.

Die Wanao brachten reichlich Mais, Hirse und Mohogomehl an. Das Poscho (Verpflegungsgeld), das die Leute im Pori beim besten Willen nicht ausgeben konnten, war zur fabelhaften Summe angewachsen. In jedem kleinen Trägerlager häuften sich die Bündelchen mit Mehl; hie und da gackerte ein Huhn, und Juma, der Allerweltsboy, war sogar stundenlang stolzer Besitzer einer kleinen Ziege, die aber bald im Kochtopf endete.

Auf Luatala hatten wir auch Gelegenheit, unsere kleine Sammlung von Schnitzereien der Wamakonde zu vergrößern. Die Eingeborenen schnitzen Tanzmasken aus Holz, die meist Negerphysiognomien tragen, oft Gesichter ihnen besonders bekannter Europäer und zur Unyagoseier (Beschneidungsfeier) auch Satansrazen mit langen Ohren und Wildköpfe darstellen. Besonders kunstvoll sind die kleinen Tabaksdosen mit weiblichen Köpfen, einer Ratte und dergleichen, die sehr hübsch die Geschicklichkeit der Leute bezeugen. Praktisch sind die niedrigen Hocker, bei denen die Beine nicht angeleimt, sondern aus dem Holzfloß herausgearbeitet sind. Das merkwürdigste aber waren kleinere, nur bis zu einem Meter hohe Holzpuppen. Was sie vorstellen sollten, ist mir nicht ganz klar geworden. Es können Götzen oder auch Ahnen, deren Andenken man auf diese Weise ehrte, gewesen sein. Den Formen nach

waren es meist weibliche Figuren. Als Augen hatten sie öfters bunte kleine Topfscherben, oft auch Zinnstreifen eingesetzt. Bei manchen ward der Nabel durch ein Stückchen blankes Spiegelglas gekennzeichnet. Da, wie bei vielen Negerstämmen, auch bei den Bayao und Wamakonde der Mutter die größte Ehrfurcht bezeugt wird, so könnten diese Puppen sehr gut als eine Art Ahnenfetischismus aufgefaßt werden.

Für den Abend hatte Matola uns zu Gefallen eine große Ngoma (Tanzfest) angesetzt. Zuvor bekamen wir noch Besuch von einem eingeborenen Pater, in weißer Soutane mit schwarzer Schärpe, der sich sehr würdevoll bewegte und gemessen sprach. Am Abend ging es hoch her. Verschiedene Arten des Tanzes wurden uns vorgeführt, aber in ihre feinen Unterschiede und Mysterien bin ich nicht eingedrungen. Erst tanzten die Männer allein, dann die Frauen; dann bildete sich ein gemischter Kreis, sie sangen, wanden und drehten sich und klatschten in die Hände. Ab und zu löste sich jemand aus dem Kreise, sprang unter wildem Geschrei in die Mitte, gestikuliert und tobte und wurde von einer anderen Person abgelöst, die es genau so machte. Den berühmten Stelzentanz bekamen wir nicht zu sehen. Er soll nur bei Unyagoferien (Beschneidungsfeiern) stattfinden, sagte uns Matola. Stelzläufer sahen wir viele; sogar kleine Knaben übten sich in dem Sport. Der besten einer war Lukas Matola, der älteste Sohn unseres biedereren Kovumaführers. Lukas bewies rührende Anhänglichkeit; er war aber durchaus nicht so sympathisch wie sein Bruder, der große Matola, sondern hatte etwas Scheinheiliges.

Trotzdem die Bayao auf Luatala Christen waren, hatten sie doch alle mehrere Frauen. Lukas, der Gemütsmensch, bekannte ganz harmlos: „Ich bin Christ; ich bete viel. Ich lese

jeden Abend Andachten. Ich habe zwei Frauen. Eine von früher, die ist schon ein bißchen alt, aber sie arbeitet sehr fleißig. Und dann diese hier.“ Strahlend schob er ein junges, dralles Ding nach uns hin. Seinen Kindern war er ein zärtlicher, besorgter Vater. — Sein Bruder Matola hatte mehrere Frauen und eine große Menge Kinder. Da er aber zu seinen Kindern der Sitte seines Stammes gemäß alle seine Verwandten mit hinzu zählte, so erschien die Zahl überwältigend.

Nach einem herzlichen Abschied von Matola und Lukas, der uns noch ein gutes Stück Weges geleitete, setzten wir unseren Marsch fort. Durch eine Allee schöner, weißblühender Bäume sahen wir noch im Morgenschimmer die Kirche liegen mit dem Häuschen des schwarzen Paters. Dann marschierten wir lange auf der eintönigen Barra-barra. Das einzig Interessante, was uns begegnete, war der älteste Sohn von Matola im Sportjacket auf dem Rade. Vor uns gingen etliche noch ziemlich kulturlose Wangoni. Vor Schreck über das Rad hätten sie beinahe ihre Last fallen lassen. Ganz entgeistert, mit entsetzten Augen, starrten sie nach uns hin, was wir wohl zu dieser Erscheinung sagen würden. Erst als sie sahen, daß wir den furchtbaren Anblick mit Fassung ertrugen, beruhigten sie sich.

Wir rasteten in einem kleinen Dorfe der englischen Mission, das an Kirche mit Glocke und gefensternten Häusern zu erkennen war. Der Jumbe, der uns empfing, machte uns auf ein kleines idiotisches Mädchen aufmerksam, das ganz mit Asche beschmiert, tagaus, tagein in der Asche hoßte und nicht fortzubringen war. Es war ein Waisenkind, für das das Dorf sorgte. Er war sehr liebevoll mit dem armen Geschöpf. Als er sah, daß es ein schmutziges Näschen hatte, bückte er sich und putzte es ihm mit einem Stöckchen, das er aufhob.



Rasthaus bei Matola



Jambo bana!

Allzulange konnten wir uns aber bei den freundlichen Pombeleuten nicht aufhalten. Wir mußten weiter ziehen, um vor Sonnenuntergang unsern Bestimmungsort Mkululu zu erreichen. Der Marsch von Luatala bis Mkululu war ein Gewaltmarsch, am Fuß des Makondeplateaus entlang. Wir brauchten aber unsere Träger nicht im geringsten anzutreiben. Sie selber drängten zum Weiterziehen. Die Bombe war ja noch nicht gut, auch bekamen sie keine ab. Naß und durchkältet, wie sie waren, setzten sie sich in Geschwindigkeit und liefen sich warm. Schneller, wie wir gedacht, kamen wir nach Mkululu, einem kleinen Dorf unter Mangobäumen.

Der Regen hatte aufgehört. Die Sonne schien wieder, wenngleich sie sich eilte, am Rande des Horizontes unterzutauchen. Auf Mkululu gab es Scharen wilder Tauben. Kaum hatten mein Mann und Porembsty sie erspäht, so nahmen sie das Schrotgewehr und gingen auf Jagd, alle Müdigkeit war vergessen. Ich besaßte mich mit meinen Hausfrauenpflichten und kümmerte mich um das Essen. Brot mußte gebacken werden. Auch bereitete ich gern einige kalte Speisen vor, damit wir während der kurzen Mittagsrasten gut frühstücken konnten. Sehr beliebt war kalter Reispudding. Als ich meine Arbeiten erledigt hatte, besah ich mir die wunderschönen Mangobäume näher. Zu meiner Freude entdeckte ich schon leidlich große Früchte daran, die gerade im unreifen Zustand ein wohlgeschmeckendes, erquickendes Kompott geben. Ich bat beim Jumben um die Erlaubnis, einige pflücken zu dürfen. Das Mus war bald zerrührt. Die erlegten Tauben wanderten sofort in die Bratpfanne und eine Stunde später vereinte uns drei eine gemütliche Mahlzeit am sauber gedeckten Tisch. Ganz erstaunt blinzelte ein helles Mondviertel zu uns durch die Mangos.

Nachts regnete es. Im Dunkel brachen wir auf und blieben über Mittag auf Mwiti. In Mwiti stand ein sehr schönes Haus. Es war eine Art Sommerpalast des Atiden Nakaam, dessen Gebiet wir durchreisten. Die Ansichten der Leute sind verschieden, wer mehr Einfluß haben soll, Matola oder Nakaam. Nakaam war nicht da. Das Haus, in das wir hineingingen, stand leer. Prachtvoll geschnitzt war die Haustür. Sie soll auch Nakaam so gefallen haben, daß er dem Fundi, der das Meisterstück lieferte, eine Frau schenkte.

In Mwiti fanden wir noch in der Nähe von Nakaams Hause ein imposantes Häuptlingsgrab, in dem ein ehemals gewaltiger Fürst der Wayao schlummern soll.

Am Spätnachmittag empfing uns auf Chiwata der Karani als Stellvertreter des abwesenden Nakaam. Das Dorf war fast ganz leer. Alle Leute waren auf ihre Schamben hinausgezogen. Nakaams Haus überragte auch hier alle anderen. Seine Frau schickte als Begrüßungsgabe einen großen Topf Ziegenmilch. Das Dorf war von einer dichten Hecke umgeben, die Straßen mit Kapot-(Baumwoll-)bäumen eingefast, die in der Regelmäßigkeit ihrer Verzweigung einen äußerst langweiligen Eindruck machten. Der Karani führte uns an ein leeres, kleines Gebäude, das er stolz als „Office“ bezeichnete und bat uns, es uns da gemütlich zu machen. Anfangs wollte uns das kleine, schmutzige Office voll Eidechsen und anderen Gewürms nicht so recht einleuchten, und wir zogen ihm das lustige Rasthaus vor. Bald aber wurden wir anderen Sinnes. Chiwata ist sehr hoch gelegen. Allabendlich umtobt den Platz ein fürchterlicher Orkan, dem unsere Zelte kaum stand zu halten vermochten. Im Rasthaus wurden wir mit samt unseren Stühlen beinahe umgeweht. Dichte Wolken Staub, Asche und Grashalme wirbelten herein; im Umsehen

war unser so sauber hergerichteter Eßtisch verdorben. Jetzt fingen wir an, den freundlichen Karani und sein Office zu preisen. Nachdem der Koch mit Mühe und Not Feuer gemacht hatte, blies es ihm der Wirbelwind immer wieder aus. Endlich fand sich für die „Küche“ ein Unterkommen in einer Hütte, und nun gelang es den vereinten Bemühungen von Koch und Küchenjungen, eine einigermaßen staubfreie Mahlzeit herzustellen.

Durch den Wind war es sehr kalt auf Chiwata. Unsere Träger saßen frierend und klappernd bei einander; immer wieder wurden die Feuer entfacht und bis spät in die Nacht dauerte die Unterhaltung, weil sie vor Kälte nicht schlafen konnten. Uns erging es nicht viel besser. Gegen die Kälte hätte man sich schützen können, aber der Wind war fürchterlich. Er riß am Sonnensegel, an den Zeltwänden und den Stricken. Alle Augenblicke lockerten sie sich, daß das Zelt zusammenzustürzen drohte. Blieb es offen, dann jagte er dicke Staubwolken hinein. Machten wir es zu, so war es ungewohnt drückend und stickig. Erst gegen Morgen ließ der Sturm nach. So kam es, daß wir sehr spät aufbrachen. Als wir uns beim Karani über den Wind beklagten, tröstete er uns, das wäre immer so, das würde man gewohnt. Nun konnten wir uns auch erklären, warum der ganze Platz solch ruppig zerzausten Eindruck machte. Bäume, Büsche, Häuser, Dächer, alles sah so sehr ungepflegt und mitgenommen aus.

Auf der Mission der weißen Väter in Ndanda ❖❖❖❖

Wir bekamen vom Karani einen Führer, der uns auf einem sehr kurzen Wege zur Missionsstation Ndanda des Benediktinerordens bringen sollte. Der steinige, schlechte Weg

fiel steil bergab, so daß wir mehr rutschten wie gingen. Meine Safaristiefel erhielten hier den Rest, und voller Trauer mußte ich konstatieren, daß ich zum Teil auf Strümpfen wanderte, was durchaus nicht angenehm war. Aus der Tiefe meines Koffers holte ich ein anderes Paar, das aber in fast gleicher Verfassung war.

Wir gedachten einen Tag in Ndanda zu bleiben. Ehe wir in sichtbare Nähe der Gebäude kamen, machten wir alle große Toilette. Ein jeder von uns verschwand hinter einem Baum und kam verschönt und unheimlich repräsentationsfähig wieder hervor. Porembsky prangte in einer funkel-nagelneuen, nur ein wenig zerknitterten Khakijacke; mein Mann hatte einen Stehkragen hervorgeholt und ich trug seit vielen Wochen zum ersten Mal wieder ein Kleid. Als es mir mein Boy zugeknöpft hatte, blieb er bewundernd vor mir stehen und meinte: „Ich hatte ganz vergessen, daß du so schön aussiehst, Bibi.“ Wir machten einen durchaus salonfähigen Eindruck, als wir in Ndanda einmarschierten.

Die Missionsstation Ndanda besteht noch nicht lange. Die Hauptstationen am Lukulediflusse waren früher Lukuledi und Nyangao. Beide Stationen wurden im Aufstand 1906 zerstört. Als der Aufstand beendet war, wurde Lukuledi wieder aufgebaut. Da Nyangao wenig Wasser hatte, gab es der Orden preis. Statt dessen wurde, auch am Lukuledi gelegen, eine neue Station, Ndanda, errichtet. Breite, saubere Straßen führten hin. Zutraulich grüßten uns die Eingeborenen, die alle ein Kreuzifix auf der Brust trugen. Kleine Kinder kamen angelaufen und streckten uns die zweifelhaft sauberen Händchen zum Gruße hin. Wir begaben uns zuerst zu dem Wohnhause der Paters, bei denen wir einen überaus freundlichen Empfang hatten. Ich machte gleich darauf Besuch im

Schwesternhause, wo mir auch mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit begegnet wurde. Wir lernten den ganzen, großen Betrieb kennen. Wir sahen die Schule, die verschiedenen Werkstätten, das Hospital und den schönen, von den Schwestern gepflegten Garten. Mit unsäglicher Sorgfalt und Mühe wurde gepflanzt, berieselt und gearbeitet. Große Schutzdächer erhoben sich, um die zarten Pflänzchen vor Sonnenbrand zu bewahren. Es gab schönen Kohl, Salat, Mohrrüben, Petersilie, Tomaten Ananas, Rüben; auch Kokos- und Dattelpalmen waren angepflanzt. Im Hofe, neben den Schlafräumen der Mädchen, befand sich die aus Bambus erbaute Küche. Die Nonnen versorgten von hier aus vollständig den Haushalt der Pater mit. Sie verstanden es ausgezeichnet, die Produkte des Landes zu verwerten. Aus Mohogowurzeln gab es prachtvolle „Bratkartoffeln“ und „Kartoffelpuffer“; auch das Brot aus afrikanischen Getreiden schmeckte vorzüglich. Die Kirchenlichter wurden aus Wachs hergestellt, das die Washenzi brachten. Sodawasser, als Erfrischungsgetränk, wurde auch bereitet. Es gab viele und schöne Hühner; Ziegen und Kühe fehlten ganz. Die Zimmer, sowohl im Schwestern- wie im Bruderhaus, waren denkbar einfach. Sogar die Frau Priorin hatte kein europäisches Bett, sondern schlief auf einer einfachen Kitanda, wie sie die Eingeborenen herstellen.

Am Sonntag nahmen wir am Gottesdienst teil. Es machte mir tiefen Eindruck, als ich all die großen und kleinen schwarzen Kinder andachtsvoll knien sah. Der blasse Pater Prior, der soeben erst von schwerem Fieber erstanden war, erteilte die Absolution. Dieselbe Monstranz, die einst unter den Trümmern von Nyangao gelegen hatte, ward segnend der betenden Menge entgegen gehalten. Schwarze Chorknaben amtierten zu Enden des Altars. Lateinische Gebete schollen

und dicke Weihrauchwolken durchzogen den stimmungsvollen kleinen Raum.

Wir ließen einen kleinen Negerknaben, den mein Mann aus der Sklaverei losgekauft hatte, in der Obhut der gütigen Paters und verabschiedeten uns am Sonntagnachmittag, um einige Stunden weiter hinter Mititimu Lager zu schlagen.

In der Nacht wachte ich plötzlich auf durch tolles Jucken und Brennen und Beißen. Es war so intensiv, daß ich voller Entsetzen das Moskitonez zurückriß, aufsprang und Licht zu machen versuchte. Es gelang mir mit knapper Mühe, und je mehr ich mich bewegte, desto ärger wurde das Brennen. Es kribbelte über den ganzen Körper, auf dem Kopf, in den Ohren, zwischen den Fingern, den Zehen, unter den Nägeln. Ich schüttelte mich vor Widerwillen und Entsetzen, und als ich mich besah, war ich übersät mit schwarzen Ameisen, unseren berühmten ostafrikanischen Siasu, den Raubameisen. Diese angenehmen, fleischfressenden Tierchen gehen hauptsächlich nur an Lebewesen. Sie ziehen in oft einen Kilometer langen Schwärmen. Was ihnen in den Weg kommt, wird aufgefressen. Ab und zu hatte mich wohl mal eine einzelne gebissen, dann wurden sofort Gamaschen und Strümpfe ausgezogen und das winzige Ungetier ergriffen. Jetzt aber saß ich voll vom Kopf bis zum Fuß. Der Schwarm war über Nacht gezogen, gerade in der Richtung auf das Zelt zu, ins Zelt hinein, an meinem Bett in die Höhe, und über mich hinweg. Die Bodendecke des Zeltes wimmelte von dem Getier. Immer mehr und mehr krochen heran. Ich weckte meinen Mann und bat flehentlich er solle mir doch helfen. Er war aber todmüde, verstand nicht einmal, was ich sagte und drehte sich herum. Da raffte ich meine ganze Energie

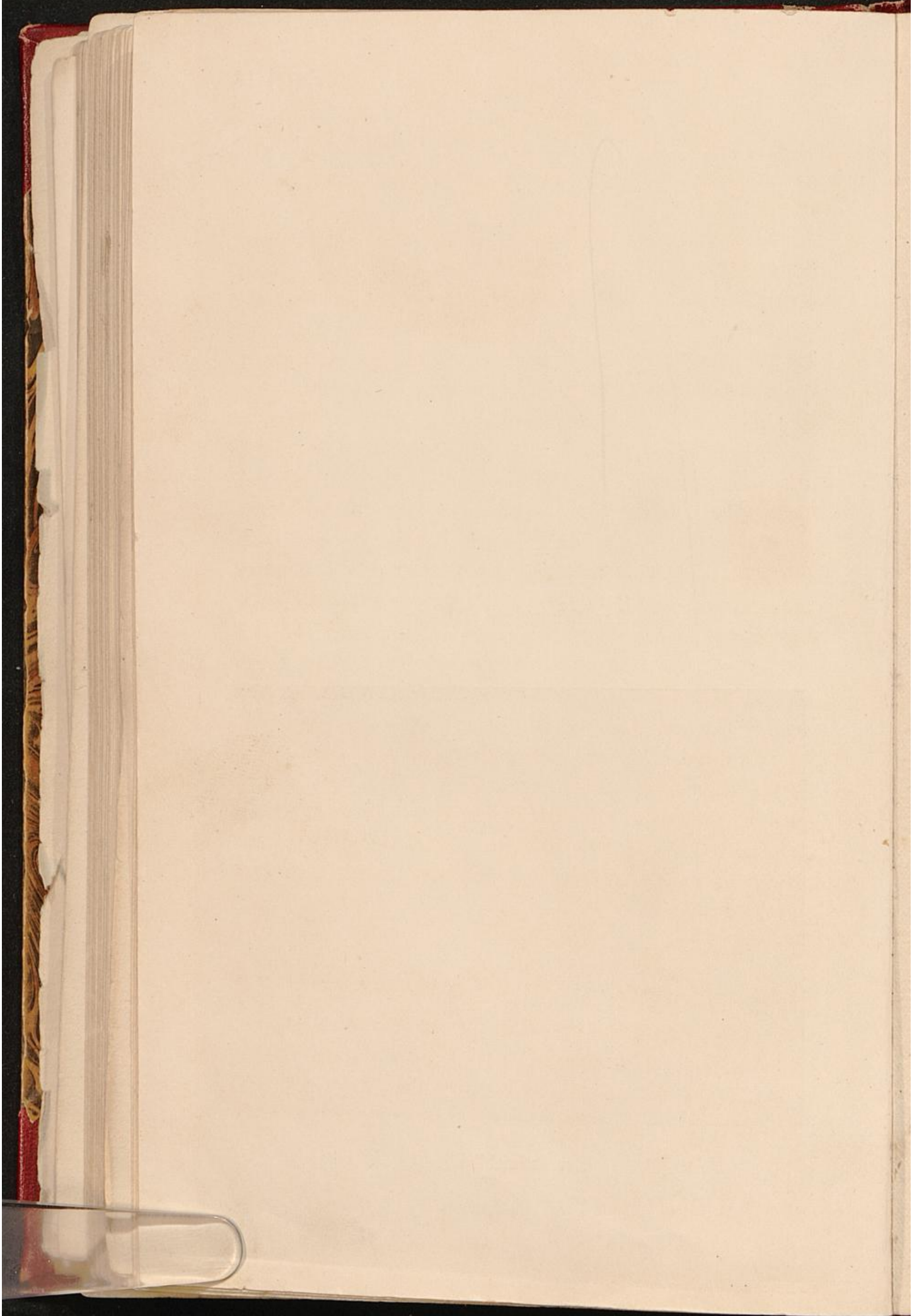
zusammen, rief ihm zu: „Ich wünsche dir, daß dich die Ameisen auch auffressen“, und im Nachtgewand und mit bloßen Füßen lief ich aus dem Zelt, immer weiter, bis ich nicht mehr konnte und atemschöpfend stehen blieb. Zu meinem Pech war ich aber gerade in der Richtung gelaufen, in der der Schwarm der Siasu gekommen war. Statt daß es weniger wurden, die ich mir abzuschütteln versuchte, krochen mir immer noch mehr an. Da fing ich bitterlich an zu weinen. Im Lager waren die Träger gleichfalls schon munter geworden. Man lief und schrie, von den niederträchtigen Tieren gepeinigt. Einer der Träger, der stets viel Aufmerksamkeit für mich zeigte, hatte mich gesehen und kam angelaufen: „Aber Bibi, was machst du hier so allein? Hast du auch Siasu?“ „Ja,“ sagte ich ganz kläglich, „hilf mir doch.“ Schon hob er mich hoch und trug mich laufend weit ab an ein kleines Shenzifeuer. Sein weißes Tuch gab er mir um und riß mir mein Nachthemd vom Körper, das er sofort in die Flammen warf. Noch drei oder vier Träger kamen hinzu und befreiten mich langsam von dem Getier. Die Ameisen hatten sich mit ihren Zangen so fest gebissen, daß der Kopf beim Losmachen stecken blieb und weiter schmerzte. Nach kurzer Zeit war ich aber erlöst bis auf die Tiere, die noch in den Höpfen saßen. Ich machte sie auf und hielt sie dicht über das Feuer. Und die gutmütigen Kerle zerrten und wühlten mit ihren ungeschickten Fingern in meinen langen Haaren bis auch der letzte der Quälgeister entfernt war. Ein wenig matt, aber sonst wieder beruhigt, saß ich in dem Trägertuch am Feuer. Mit einem Male hörte ich aus der Entfernung, in der Richtung unseres Zeltes, ein Wetzern und Schelten, und die hohe Gestalt meines Mannes sprang heraus. Er rief und brüllte nach den Boys: „Siasu! Siasu! so helfst mir doch!“ Beim Schein eines anderen



Rapobäume auf Chiwata



Der Lukuledibach



Feuers wurde er von den Tieren befreit. Da konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren.

Hoch oben auf der Flaggenspitze über dem Zelt saß mein kleiner Affe und schrie erbärmlich, auch ihn hatten die Siasu überfallen, und die Hunde jaulten und heulten vor Schmerz.

Feuer und Wasser sind die einzigen Mittel gegen die Siasu. Sieht man einen Schwarm anziehen, dann muß man Feuerbrände über den Weg legen; sofort ändern die Tiere ihre Richtung. Ist man überfallen und gibt es Wasser in der Nähe, so soll man sich hineinstürzen oder in Schlamm und Mudde rollen, sonst bleibt nichts weiter übrig, als daß man die Ameisen geduldig eine nach der anderen vom Körper abliest.

Porembskys Zelt stand weiter entfernt, er blieb vollständig verschont. Wir hatten den Abmarsch vom Mititimu auf vier Uhr früh festgesetzt; er konnte erst gegen zehn Uhr vormittags erfolgen, weil das ganze Zelt mit den Betten erst mit Grasbränden ausgefegt und ausgeräuchert werden mußte. Es gab keinen Koffer, keine Kiste, keinen Gegenstand, der nicht von Siasu überflutet war.

Das war der letzte Gruß, den mir die Wildnis gab. Meine Erinnerung an die große Einsamkeit ist dadurch nicht getrübt; meine Liebe zu dem weiten schönen Land ist dieselbe geblieben; denn wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten und kleine Unannehmlichkeiten und Strapazen nimmt man gern mit in Kauf.

Heimkehr

Einen Tag später erreichten wir die vollständig zerstörte Missionsstation Nyangao, und am Abend kamen wir in menschlichere Gegenden, in das schöne Plantagengebiet, das

im Hinterland von Vindi liegt. Die große Kautschukplantage Mtamahof gehört einem guten Bekannten meines Mannes. Wir blieben zwei Tage als seine Gäste. Nach den Monaten des Lagerlebens und der Wildnis, empfanden wir es als unerhörten Luxus, in dem wunderhübschen Hause mit der „Riemerschmidtschen Einrichtung“ so gastfrei und lebenswürdig aufgenommen zu werden. Am folgenden Tage übernachteten wir in Madhani, dem letzten größeren Dorf im Lukuledital, das vor Vindi liegt, und am 27. Oktober vormittags zog unsere Karawane gesund und froh in Vindi ein.

Unserer vielen Gehörn- und Felllasten wegen, die keine angenehme Beigabe waren, zogen wir ein halb verfallenes altes Araberhaus dem Hotel des Griechen vor. In seinem Hofe schlugen wir bis zu unserer Abreise unsere Zelte auf und packten unsere Habseligkeiten. Dankbaren Herzens schieden wir von dem uns lieb gewordenen Vindi und von seinen gastfreundlichen zuvorkommenden Bewohnern.

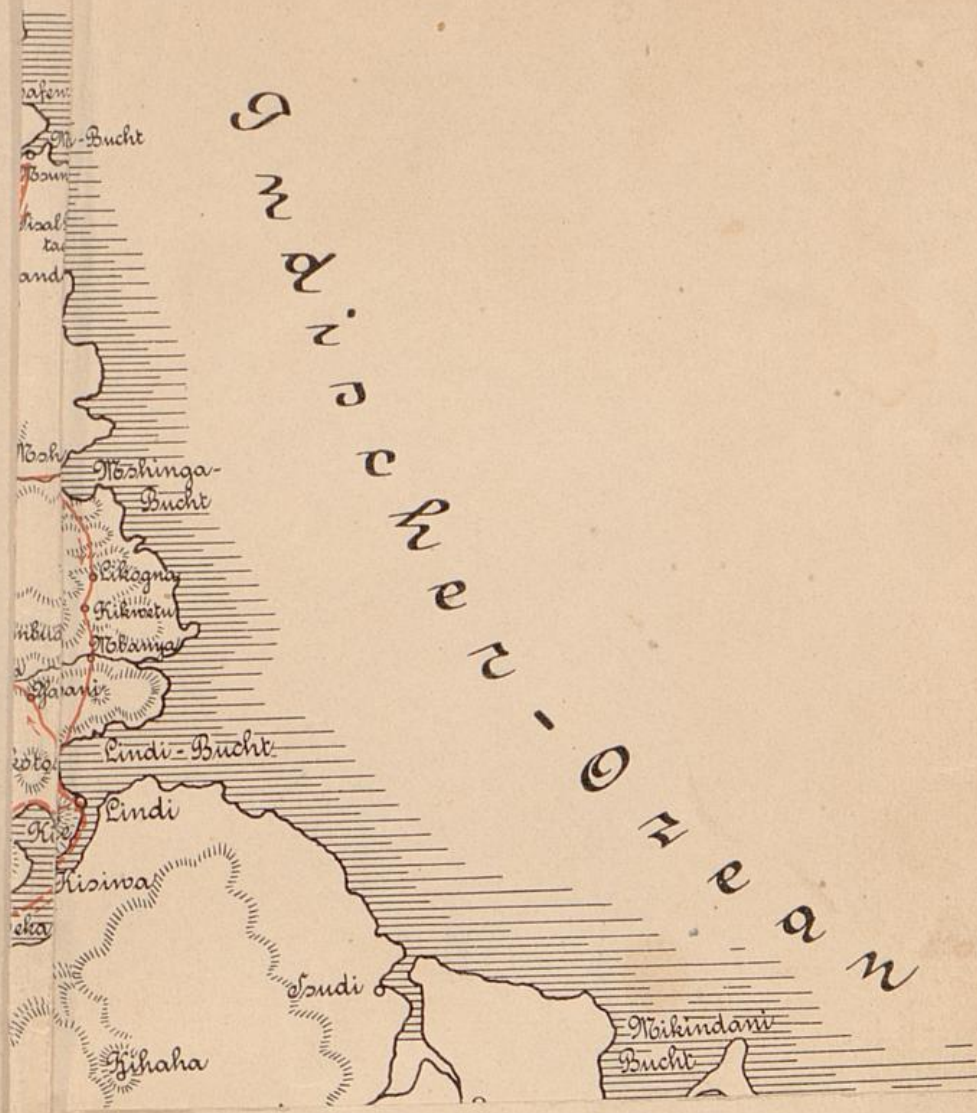
Wir fuhren über Kilwa nach Daressalam, unternahmen von dort aus verschiedene Ausflüge, kamen nach Sansibar, der „Perle des indischen Ozeans“ und nach Tanga. Wir sahen die herrlichen Usambaraberge, die botanische Versuchsstation von Umani, und kehrten Anfang Dezember 1899 an Bord des „Admiral“ der Ostafrikalinie nach Deutschland zurück.

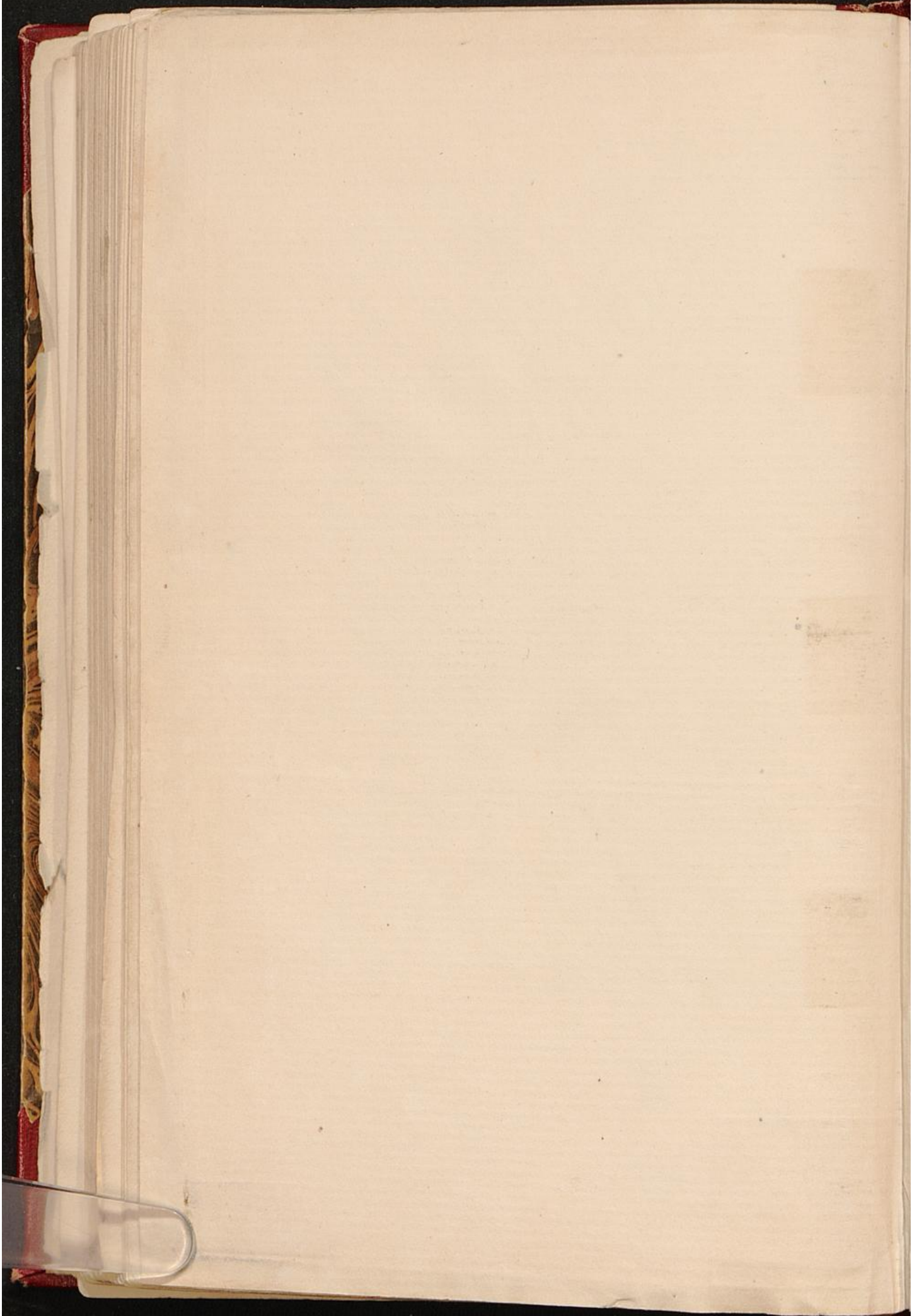
Über Ostafrika, diese unsere schöne Kolonie, ihren Nutzen, ihre Zukunft, ihre wirtschaftliche Bedeutung wird viel geredet und geschrieben. Weder vom wissenschaftlichen, noch vom praktischen Standpunkt aus habe ich Deutsch-Ostafrika betrachtet, aber kennen und lieben gelernt habe ich es. Anfangs drückte mich die tropische Schwüle, die Üppigkeit; ich wünschte mich zurück nach den melancholischen unendlichen Weiten der südwestafrikanischen Savanne, wo der Hackbusch steht und

der Kameldorn blüht. Da verstand ich die Schönheiten von Ost noch nicht. —

Keine gewaltigen, erschütternden Ereignisse, kein großes Erleben gab es; als einfache Jäger und Reisende durchstreiften wir die Wildnis, Gegenden, wo kaum je der Fuß eines Weißen trat. In all den stillen Stunden der sonndurchglühten Tage und duftschweren Nächte, da draußen weit ab von allem Getriebe, da hielt ich Einkehr. Ich lauschte der großen, heiligen Sprache der Einsamkeit und lernte von ihr, und eine dankbare Freudigkeit nahm ich mit heim.







SUB Bremen

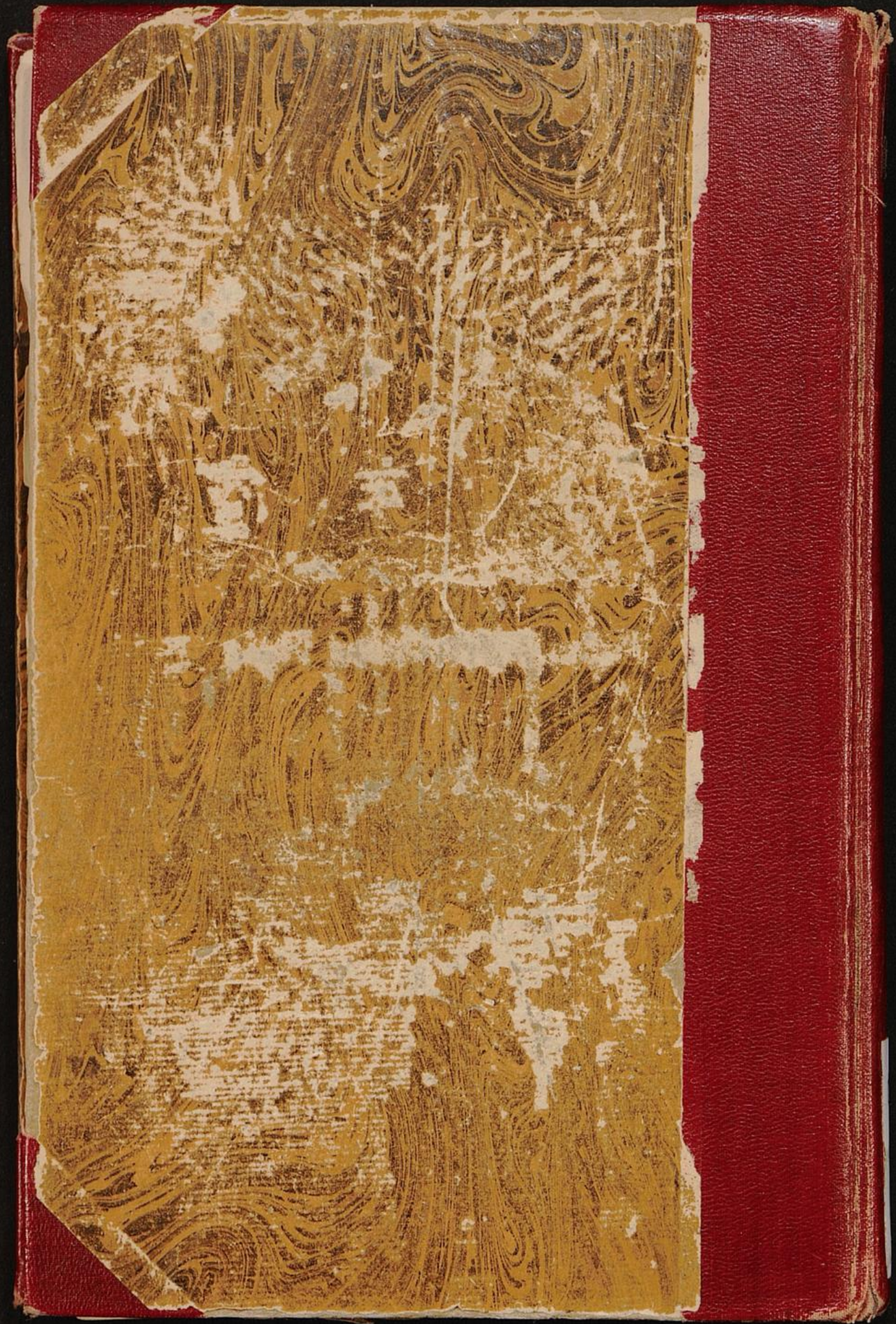


01.H.5204

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen

46\$0 00 443 750 0





Eckenbrecher,
Im dichten
Dori

01

H

5204